

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG



103. HEFT 1985

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN

Internationale Abkürzung: Schr VG Bodensee
ISSN 0342-2070

Gesamtherstellung: Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz
Universitäts-Druckerei GmbH Konstanz Am Fischmarkt
Lithos: Reprod. Gerhard Magerl, Konstanz
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|------|
| Nachruf Emil Luginbühl | V |
| Nachruf Rudolf Hämmerle | VIII |
| Jahresbericht des Präsidenten 1983/84 | XI |
| Bericht über die 97. Hauptversammlung in Wasserburg | XV |
| Alois Niederstätter, St. Galler Klosterbesitz im heutigen Vorarlberg während des Mittelalters | 1 |
| Rolf Köhn, Einkommensquellen des Adels im ausgehenden Mittelalter, illustriert an südwestdeutschen Beispielen | 33 |
| Hermann Kellenbenz, Die Fugger als Grund- und Herrschaftsbesitzer in Vorder- österreich mit besonderer Betonung des Bodenseeraums | 63 |
| Gebhard Spahr, Berg und Weingarten | 75 |
| Eberhard Achtermann, Der Besitzstand des Hochstifts Konstanz zu Anfang des 18. Jahrhunderts | 93 |
| Arthur Brunhart, Eine Freundschaft über den Bodensee. Briefe zwischen Joseph von Laßberg und Carl Johann Greith | 107 |
| Gert Zang und Mitautoren, Mündliche Geschichte – ein neues Instrument zur Annäherung an die historische Wirklichkeit? Lebensgeschichten aus der Bodensee- region | 165 |
| Buchbesprechungen | 211 |

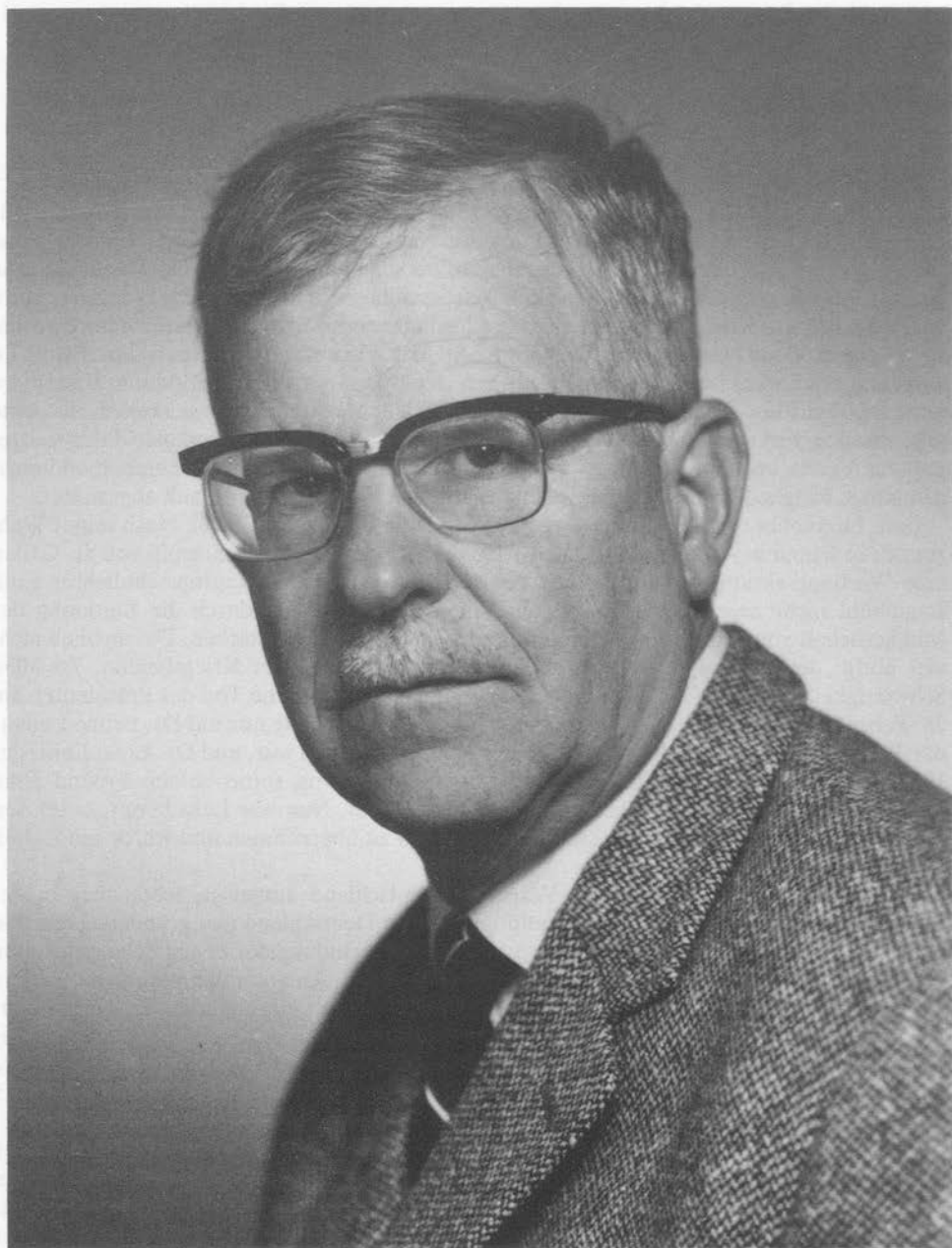
Beilage:

Martin Walser, Heilige Brocken. Ein Beitrag zur Heimatgeschichte

Inhaltsverzeichnis

Schriftleitung:
DR. ULRICH LEINER, D-7750 KONSTANZ

Für den Inhalt ihrer Beiträge
sind die Verfasser selbst verantwortlich



PROF. DR. EMIL LUGINBÜHL

Emil Luginbühl †

26. Juli 1899 – 13. Oktober 1983

Er war einer der Stillen im Lande. Wenn man ihm gesagt hätte, man wolle einen Nachruf für ihn schreiben, so hätte er geantwortet, das sei ganz unangebracht, er habe ja nur seine Pflicht getan. Hätte man ihm entgegengehalten, es solle auch ein Wort des Dankes für die vielen sein, die geholfen haben, den Bodenseegeichtsverein über die schwierigen Jahre vor, während des Krieges und nach ihm durchzuhalten, so wäre er einverstanden gewesen. Ja, wer denkt denn heute noch an Dr. Grünvogel, den Vertreter der Naturwissenschaften im Vorstand, der den Boden vorbereitete, auf dem dann Professor Friedrich Kiefer ein vertieftes Bild der Lebewesen im Bodensee aufbauen konnte, das weitherum wie eine Offenbarung wirkte? Wer an Adelbert Welte, der mit Meinrad Tiefenthaler dafür sorgte, daß der Verein auch im Vorarlberg weiterlebte? Ihnen allen, den hier genannten und nicht genannten Mitgliedern des Vereins in jenen Jahren sei ein herzlicher Dank abgestattet.

Emil Luginbühl trat dem Bodenseegeichtsverein im Jahre 1938 bei. Nach seiner Wahl zum Präsidenten in Arbon am 24. August 1936 unternahm Dr. Ernst Schmid von St. Gallen eine Werbungsaktion und ihm konnte der seit 1929 dort tätige Kantonsschullehrer Emil Luginbühl nicht nein sagen. Es war ein Versuch, dem Verein durch die Betonung der Mitgliedschaft von Schweizern sein internationales Gesicht zu verstärken. Davon blieb nicht viel übrig, denn es folgte ja der Anschluß Österreichs und der Kriegsbeginn. Zu allen Schwierigkeiten, die das mit sich brachte, kam noch der plötzliche Tod des Präsidenten am 28. Februar 1941. Die ganze Verantwortung für den Verein ruhte nun auf Dr. Bruno Leiner, der 1932 Vorstandsmitglied und 1939 Vizepräsident geworden war, und Dr. Ernst Leisi, der 1935 in den Vorstand gewählt worden war. Dr. Leisi zog sofort seinen Freund Emil Luginbühl bei, der für Dr. Schmid in den Vorstand trat. Nun war Leisi bereit, unter den schwierigen politischen Verhältnissen das Präsidium zu übernehmen und wurde am 8. Juni 1941 in Meersburg gewählt.

Mit dem Kriegsende wurde der Verein in Deutschland aufgelöst, lebte aber in der Schweiz weiter. Dr. Bruno Leiner konnte ihn 1947 in Deutschland neu gründen. Leisi und Luginbühl waren sich einig, daß Leiner nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten Präsident werden sollte. Am 8. Juni 1952 war es soweit. An einer Jahresversammlung in Rorschach trat Dr. E. Leisi altershalber zurück und Bruno Leiner wurde sein Nachfolger. Der neue Präsident begann mit Schwung sein Amt, doch starb er bereits am 11. Dezember 1954. Ich weiß noch heute, welchen Schlag das für Leisi und Luginbühl bedeutete. Sie hatten angenommen, daß mit Bruno Leiner der alte Verein wieder aufleben würde und daß sie sich dann zurückziehen könnten.

Es war durchaus logisch gedacht, daß nun nach der Schweiz und Deutschland Österreich an der Reihe war, den Präsidenten zu stellen. Im Sommer 1955 wurde Dr. Tiefenthaler in Feldkirch einstimmig gewählt. Aber nun kam die große Überraschung, die sich bereits unter Dr. Leiner durch Schwierigkeiten mit dem Stadtarchiv Konstanz und mit Friedrichshafen angekündigt hatte. Jetzt traten noch Rivalitäten zwischen den deutschen Vorstandsmitgliedern und den Österreichern hinzu. Die Heimführung der verbliebenen Reste der Vereinsbibliothek nach Friedrichshafen war ein Zankapfel; ausschlaggebend aber war eine Unver-

trüglichkeit deutscher Vorstandsmitglieder gegenüber österreichischer Lebensauffassung. Leisi und Luginbühl waren sich einig, daß es so nicht ging. Die allgemeinen Verhältnisse hatten sich konsolidiert, alles war bereit zum Neuaufbau, nur der Vorstand nicht.

Als ich als Neuling, unterstützt von Dr. Leisi als Ehrenpräsident, Dr. Kastner als Vizepräsident und Dr. Luginbühl als Aktuar 1959 das Präsidium übernahm, zeigte es sich, daß diesmal die Planung stimmte. Im Laufe der nächsten Jahre wurde der Vorstand erneuert, der Bereich der Jahresversammlungen erweitert. Unter Aufgabe der Heimatkundlichen Mitteilungen wurde aus den Schriften unter der Redaktion von Dr. Ulrich Leiner ein führendes wissenschaftliches Organ. Es entstanden die Naturwissenschaftlichen Exkursionen zur Ergänzung der historischen Führungen an den Jahresversammlungen. Die aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg stammenden Vereinspfleger wurden liquidiert und dafür die Möglichkeit zur Gründung von Ortsgruppen geschaffen. Die Frage der Bibliothek wurde einer Sanierung entgegengeführt. Bei allem dem zeigte es sich, daß der Verein überall auf guten Willen zur Mitarbeit, Wohlwollen und Verständnis rechnen konnte.

Bei dieser ganzen Aufbauarbeit war Emil Luginbühl die ruhende Mitte. Auf lange Sicht tätig zu sein und dem Augenblickserfolg zu mißtrauen, war sein Wesen. Das war genau das, was der Verein brauchte: es galt, die vorhandenen Spannungen zu ignorieren und dem gesetzten Ziel zuzusteuern. Das hat der Verein auch anerkannt, indem er Emil Luginbühl an seiner Jahrhundertfeier von 1968 zum Ehrenmitglied ernannte.

BRUNO MEYER



DIPL.-ING. RUDOLF HÄMMERLE

Rudolf Hämmerle †

19. Juni 1904 – 16. August 1984

Als Dipl.-Ing. Rudolf Hämmerle im Juni 1984 in aller Frische seinen 80. Geburtstag feierte, schien es kaum vorstellbar, daß nur knapp zwei Monate später der Tod ihn für immer aus seinen Plänen reißen würde. Ungebrochen waren sein berühmter, treffsicherer Humor und seine Schlagfertigkeit. Sein Tod bedeutet nicht nur den Verlust einer weit über Vorarlberg hinaus verdienten und geschätzten Persönlichkeit, sondern auch den Abschied von einem kenntnisreichen Heimatforscher, der gerade die Veranstaltungen des Bodenseegegeschichtsvereins besonders schätzte.

Rudolf Hämmerle wurde in Dornbirn als Urenkel des Gründers der Firma Franz Martin Hämmerle geboren. Nach dem Besuch der Dornbirner Oberrealschule studierte er Maschinenbau und Wirtschaftswissenschaften in München, Hannover und Berlin-Charlottenburg und absolvierte die Textilfachschule Reutlingen. Anschließend trat er in das Familienunternehmen ein und gehörte bis zu seinem Tod dem Aufsichtsrat an. Aber auch den öffentlichen Belangen verschloß sich Dipl.-Ing. Hämmerle nicht. Durch Jahrzehnte war er Mitglied des Dornbirner Stadtrates und von 1962 an für zwei Legislaturperioden Abgeordneter zum österreichischen Nationalrat. Von 1958 bis 1979 vertrat er das Königreich Schweden als Honorarkonsul.

Neben seiner Familie, neben seiner Arbeit für eines der traditionsreichsten Textilunternehmen im Westen Österreichs, einer Vielzahl von Verpflichtungen im öffentlichen Bereich und seiner Freude an der Malerei galt sein großes Interesse, seine Liebe seiner Heimatstadt Dornbirn, ihrer Geschichte und besonders der Genealogie ihrer Geschlechter. Der Techniker und Unternehmer Rudolf Hämmerle war auf diesem Gebiet ein „self-made-man“. Wer aber seine Arbeiten kennt, wird bestätigen, daß sie in Niveau, Arbeitsmethode, Sachkenntnis und dem notwendigen historischen Einfühlungsvermögen, das bei ihm nicht zuletzt auf dem bewußten Erleben eigener Tradition beruhte, durchaus denen „gelernter“ Historiker zur Seite gestellt werden können. Dipl.-Ing. Rudolf Hämmerle hinterläßt ein Werk – insgesamt 28 Bücher, Broschüren und Aufsätze in Fachzeitschriften entstammen seiner Feder –, das nicht nur die Basis der Dornbirner Familienforschung, sondern darüber hinaus auch einen schönen Beitrag zur Geschichte des Landes Vorarlberg und des Bodenseeraumes darstellt. Hier ist besonders auf seine beiden großen familiengeschichtlichen Arbeiten, die über die Rhomberg und die Zumtobel, hinzuweisen. Rudolf Hämmerle befaßte sich aber auch mit Burgenkunde, trieb verwaltungsgeschichtliche Studien und behandelte heraldische und kunsthistorische Themen. Im Zentrum seiner Arbeit als Heimatforscher stand jedoch immer die Genealogie. Er selbst schrieb 1982 in seiner Zumtobel-Chronik: „Es begann schon vor etwa 50 Jahren, als ich mit meinem Vater die Geschichte unseres Geschlechtes zu erforschen begann, Stammbäume und Ahnentafeln zusammenstellte.“ Eine Bibliographie seiner Publikationen befindet sich in der Zeitschrift „Montfort“ 1984, Heft 3, S. 277 f.

Zu diesen Veröffentlichungen treten noch zahlreiche Artikel in der Tagespresse – in erster Linie zu lokalhistorischen Themen – und viele Vorträge, so etwa über die Vorarlberger Barockbaumeister, über Negrelli in Vorarlberg, über die Kriegsjahre 1799 bis 1809, um nur einige zu nennen. Rudolf Hämmerle hat es stets verstanden, durch seine eigene

Begeisterung Interesse und Freude an der Beschäftigung mit der Vergangenheit zu wecken und in unaufdringlicher Art Geschichte fundiert und lebensnah darzubieten. Leider bleibt nun manches Manuskript für immer unvollendet.

ALOIS NIEDERSTÄTTER

Jahresbericht des Präsidenten für 1983/84

Vorstand

Auch dieses Vereinsjahr führte der Vorstand vier halbtägige Sitzungen durch: in Langenargen/Kressbronn mit Geburtstagsfeier für Eduard Hindelang, in Salem mit Führung durch die Reichsabtei (Hans-Jürgen Schulz), auf dem Forschungsschiff „August Thienemann“ vor Ermatingen mit Besichtigung des Fischereimuseums und der Gerichtsstube im Kehlhof (Dr. Hans-Ulrich Wepfer) und gestern in Wasserburg.

Der Vorstand hatte sich u. a. mit folgendem zu befassen: Finanzen, Schriften des Vereins, Bodensee-Bibliothek, Veranstaltungen, Mitgliederbewegung.

Präsident

Der Präsident hielt anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Band an Eduard Hindelang in Langenargen eine Rede über „Jacob Burckhardt als Mensch“ und nahm dort an der Eröffnung der Ausstellung „Franz Anton Maulbertsch und sein Kreis in Ungarn“ teil.

Er nahm in diesem Vereinsjahr gerne die Gelegenheit wahr, einige Verpflichtungen an seine Vorstandskollegen delegieren zu dürfen. So vertrat z. B. unser Vorstandsmitglied Peter Faessler den Verein an der öffentlichen Jubiläumsfeier „125 Jahre Historischer Verein des Kantons Thurgau, 1859–1984“ am 1. September 1984 in Amriswil. Der Historische Verein des Kantons Thurgau wird von unserem Mitglied Dr. Albert Schoop präsiert. Während der von Behörden und verwandten Organisationen stark beachteten Feier hielt Prof. Dr. Ernst Gerhard Rüsch – auch er Mitglied unserer Vereinigung – einen Vortrag zum Thema „Vadian und der Thurgau“, was dem Referenten auch Gelegenheit gab, den Bodensee in seine umfassende Betrachtung einzuschließen.

Die Organisation der diesjährigen Hauptversammlung lag ganz in den Händen von Eduard Hindelang sowie Ingrid und Peter Kramer; ihnen danke ich für die großen Anstrengungen und Bemühungen ganz herzlich.

Mitglieder

An Neueintritten sind zu verzeichnen für Deutschland 33, für die Schweiz 10, für Österreich 13.

Verstorben sind in diesem Vereinsjahr:

Hans Benninger, Thal

Ludwig Grünbeck, Friedrichshafen

Gertrud Kiefer, Konstanz

Jakob Leutwyler, Flawil

Emil Luginbühl, St. Gallen

Günther Milde, Meersburg

Rudolf Raubach sen., Appenzell
 Ludwig Emanuel Reindl, Konstanz
 Otto Uhlig, Stuttgart
 Paul F. Walser, Kreuzlingen

Vortrag in Bregenz und Informationstagungen in Rorschach und Salem

Auf den 9. November 1983 konnte der Verein zu einem Vortrag von *Prof. Dr. Erich Schneider* nach Bregenz einladen und zwar zum Thema „Wie wurden die Werke Richard Wagners in der Provinz bekannt? – Gezeigt am Beispiel des Bodenseeraums“, (mit Lichtbildern und Tonbeispielen). Dieser Vortrag stellte einen der Beiträge zum Richard-Wagner-Jahr dar, welche auf Anregung der Internationalen Gesellschaft zur Erforschung der Blasmusik entstanden. Prominenter Ehrengast war die Richard-Wagner-Enkelin, Frau Verena Lafferentz, die jüngste Tochter von Siegfried und Winifred Wagner, die in Überlingen wohnt, wo auch Winifred Wagner bis zu ihrem Tod lebte. Der Andrang zu diesem Anlaß war so groß, daß nicht alle Besucher im Vortragsraum des Landesmuseums Platz finden konnten.

Am 4. Dezember 1983 fand im Lehrerseminar „Mariaberg“ in Rorschach eine Informationstagung statt, an der ein halbes Hundert Mitglieder und Gäste teilnahmen.

Am Vormittag gab *Dr. Louis Specker*, Konservator des Historischen Museums St. Gallen einen Überblick mit Lichtbildern „Zur Geschichte der Stadt Rorschach“. Sodann sprach *Dr. Peter Ochsenbein*, Stiftsbibliothekar in St. Gallen, über „Spätmittelalterliche Laienfrömmigkeit im Spiegel deutschsprachiger Gebetsbücher des Bodenseeraumes“ (mit Lichtbildern).

Nach dem Mittagessen hielt der Direktor des Lehrerseminars, *Prof. Dr. Walter Schönenberger*, einen Vortrag über „Das Lehrerseminar und die Lehrerbildung im Kanton St. Gallen“. Führungen durch das Lehrerseminar und ein Orgelkonzert im Musiksaal schlossen die gelungene Tagung, über die in der Presse berichtet wurde, ab.

Auf Anregung von Baudirektor *Hans-Jürgen Schulz*, dem dafür und für die Organisation auch hier bestens gedankt sei, fand am 20. Mai 1984 eine zweite Informationstagung in Salem statt. Die „Schwäbische Zeitung“ berichtete darüber u. a. folgendes: „In Vetreitung des erkrankten Präsidenten [. . .] begrüßte *Eduard Hindelang* aus Langenargen gut 200 Geschichtsfreunde im stimmungsvollen, aber leider nicht heizbaren, klassizistisch ausgestatteten Bibliothekssaal der ehemaligen Reichsabtei, die in diesem Jahr ihr 850jähriges Stiftungsfest feiert. – *Dr. Werner Rösener* vom Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, sprach über das Thema „Spiritualität und Ökonomie in den Klöstern, dargestellt am Beispiel der Reichsabtei Salem“. – In seinem didaktisch sehr gut aufgebauten, sorgfältig formulierten Referat räumte *Dr. Rösener* gründlich mit der Vorstellung auf, daß in den ersten beiden Jahrhunderten der Salemer Geschichte alles eitel Sonnenschein gewesen sei. Er sparte nicht mit feinen Seitenhieben gegen die Historikerkollegen, die im Zusammenhang mit der Frühgeschichte Salems bisher das Bild einer heilen Welt gezeichnet haben, so übrigens auch im eben erschienenen Ausstellungskatalog. Im Gegensatz zu der ‚häufig zu harmonisch dargestellten Geschichte des Klosters‘ forderte *Werner Rösener* eine kritische Betrachtung, die aber der Sache angemessen sein müsse. [. . .] Wort- und diareich verbreitete sich anschließend *Dr. Fritz Koller* vom Amt der Salzburger Landesregierung über ‚Die Verbindungen der Reichsabtei Salem zu Salzburg‘. Sein Aufsatz zum gleichen Thema in der erwähnten Festschrift liest sich wesentlich instruktiver.“

Nach dem Mittagessen standen die Besichtigung der Ausstellung „Kloster und Staat, Einfluß und Besitz der Reichsabtei Salem“ und eine Führung durch die Reichsabtei Salem auf dem Programm der Tagung, die unter den Teilnehmern „einhellige Zustimmung und Bewunderung“ (E. Hindelang) fand.

Naturwissenschaftliche Exkursion

Die diesjährige naturwissenschaftliche Exkursion unter der Führung von *Dr. Rudolf Schlatter*, Paläontologe und Konservator der naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen, sollte die Mitglieder des Bodensee-Geschichtsvereins mit der Geologie und Paläontologie des Schaffhauser Randens vertraut machen und interessierten Sammlern Gelegenheit geben, selber Versteinerungen (Fossilien) von Pflanzen und Tieren zu suchen und mit nach Hause zu nehmen.

Die Exkursion führte von Schaffhausen aus durch den Klettgau in Richtung Hallau zum Aussichtspunkt bei der Bergkirche. Hier gab Dr. Schlatter eine geologische Einführung.

In Beggingen konnten Kalke aus der unteren Juraformation (Lias), Arietenkalk und Posidonienschiefer studiert werden. Nach einer Fahrt über den Randen mit den Haltepunkten Guetbuck und Gemeindesteinbruch Hemmental (Weißjura) sowie einer Fußwanderung durch das Felsentäli, hatten die Teilnehmer in der Tongrube Almenbühl bei Thayngen die Möglichkeit, selber Versteinerungen zu sammeln. Die Funde wurden abschließend von Dr. Schlatter mit enormem Fachwissen kommentiert. Durch seine gute Vorbereitung und sein Engagement vermittelte Dr. Schlatter ein lebendiges Bild der erdgeschichtlichen Entwicklung der Region vom Klettgau über Randen und Reiat bis Thayngen.

Schriften des Vereins

Rechtzeitig vor der Hauptversammlung konnte unser Schriftleiter *Dr. Ulrich Leiner* wiederum einen stattlichen Band von 235 Seiten vorlegen. Für seine ehrenamtlich geleistete große redaktionelle Arbeit danken wir herzlich. Für finanzielle Unterstützung des 102. Heftes/1984 sind wir den zahlreichen regelmäßigen Zuschußgebern der öffentlichen Hand zu großem Dank verpflichtet.

Unsere Bodensee-Bibliographie 1982 stellten wiederum *Werner Allweiss* und *Günther Rau* zusammen, denen wir dafür vielmals danken.

Das Schriftenlager in Friedrichshafen, wo ältere Hefte gekauft werden können und gerne zurückgenommen werden, betreut in verdankenswerter Weise unser Vorstandsmitglied *Ursula Reck*.

Bibliothek

Über die Bibliotheksarbeit berichtet Bibliothekar *Stephan Kücherer*: „Die Benutzung der Bodensee-Bibliothek ist seit dem Weggang des Herrn Holzmann weiterhin rückläufig. 1983 wurden insgesamt 465 Bücher und Zeitschriften entliehen (im Vorjahr noch 658). Die Zahl der aktiven Benutzer fiel von 70 auf 48. Der Bestand belief sich Ende 1983 auf 3474 Bücher und etwa 8150 Zeitschriften, Jahrbücher, u. ä. (Vorjahr: 3322 Bücher). Die Bibliothek führt 150 (149) laufende Zeitschriften. Für 1984 stehen erstmals, wie es dem BGV zugesagt worden war, 15 000 DM für Buchkauf und Bindung zur Verfügung. Der Betreuer der Bibliothek ist für Anregungen der BGV-Mitglieder dankbar.“

Die Stadtbücherei als derzeitige Betreuerin gewährleistet weiter die Benutzung der Bodensee-Bibliothek zu ihren wöchentlich 27 Öffnungsstunden. Anscheinend wirkt dies noch nicht attraktiv auf die potentiellen Benutzer. Auch die Aufnahme wesentlicher Titel in den Leserkatalog der Stadtbücherei brachte bislang noch keine Ausleihsteigerung. Seit April 1984 arbeitet eine ABM-Halbtagskraft in der Bodensee-Bibliothek. Der laufende Zugang und die Erschließung des Bestandes können so gut bewältigt werden.

Die Einstellung des neuen Stadtarchivars in Friedrichshafen, der künftig auch die Bodensee-Bibliothek betreuen wird, läßt bedauerlicherweise noch bis Mai 1985 auf sich warten. Mit Herrn Georg Wieland wurde aber eine qualifizierte Kraft für diese Aufgabe gefunden.“

Der Bibliotheksausschuß hielt dieses Vereinsjahr zwei Sitzungen ab: am 15. Dezember 1983 wurde der Tätigkeitsbericht des Bibliotheksbetreuers verlesen, über Bestandsausbau und Anschaffungsvorschläge sowie Benutzungsfragen diskutiert und über die Betreuung der Bodensee-Bibliothek durch das Stadtarchiv Friedrichshafen (ab 1. Mai 1985) beraten.

Über die zweite Sitzung am 5. September 1984 berichtet Ausschuß- und Vorstandsmitglied Prof. Dr. Peter Faessler: „Der das Jahr 1983 betreffende Tätigkeitsbericht der Bodensee-Bibliothek, die von der Stadt Friedrichshafen betreut wird, bestätigt die erfreuliche Entwicklung dieser Vereins-Institution, und zwar in räumlicher, personeller und zumal finanzieller Hinsicht. Denn Friedrichshafen stellt jährlich 13 000 DM für Anschaffungen und 2000 DM für Bindearbeiten zur Verfügung. Erstaunen muß dabei freilich die rückläufige Benutzung. Unseren Mitgliedern sei deshalb diese einzigartige landeskundliche Bibliothek einmal mehr in Erinnerung gerufen.“

Finanzielles

Die Zuschüsse, die wir von Regierungen, Kultusministerien, Landkreisen, Kantonen, Gemeinden, Städten usw. rund um den Bodensee empfangen durften und dürfen, werden für den Druck unserer Vereinsschriften und unsere Anlässe verwendet. Für ihre Beiträge und weitere finanzielle Zuwendungen danken wir aber vor allem auch unseren Förderern, Kollektivmitgliedern und Mitgliedern.

Für die finanziellen Belange des Vereins ist *Eduard Hindelang* verantwortlich; ihm stehen zur Seite die Revisoren *Hugo Eggert* und *Hubertus Bürgel* sowie *Hans Peter Menet* für die Geschäftsstelle Schweiz/Liechtenstein. Die Geschäftsstelle in Österreich verwaltet *DDr. Karl Heinz Burmeister*, jene in der Schweiz zur Hauptsache *Ursula Hasler* vom Stadtarchiv (Vadiana) St. Gallen. Allen diesen „Finanzleuten“ danken wir für ihre oft beschwerlichen Arbeiten ganz besonders.

Zuletzt danke ich ganz herzlich Ihnen, meine Damen und Herren, für ihre Anwesenheit hier in Wasserburg und wünsche Ihnen für den restlichen Teil des heutigen Tages viel Vergnügen und Gewinn.

ERNST ZIEGLER

Bericht über die 97. Hauptversammlung am 15./16. September 1984 in Wasserburg

Am 25. April 784 entließ Craman die unter seinem Recht stehende Liupnia und ihre Töchter Sikifrit und Rotni aus der Hörigkeit. Die entsprechende Urkunde wurde in Wasserburg ausgestellt, das in dieser Urkunde erstmals erwähnt wird. Diese erste Erwähnung war für die Gemeinde Anlaß, im Jahre 1984 „1200 Jahre Wasserburg“ zu feiern, sie war aber auch Anlaß für den Bodenseegeschichtsverein, seine diesjährige Hauptversammlung in Wasserburg abzuhalten. Diese wurde von Frau *Ingrid Kramer* und den Herren *Peter Kramer* und *Eduard Hindelang* vorzüglich organisiert.

Besichtigung der historischen Sehenswürdigkeiten

Am Samstagnachmittag um 15 Uhr wurden die Freunde und Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung mit einer besonders netten Geste empfangen. Eine Bläsergruppe des Musikvereins Wasserburg hieß die Anwesenden musikalisch herzlich willkommen. Angesichts des regnerischen Wetters meinte Präsident *Dr. Ernst Ziegler* in seinen Begrüßungsworten „Wasserburg – nomen est omen“. Ohne lange Einleitung wurden darauf die etwa 130 Anwesenden zu den nun folgenden Besichtigungen in drei Gruppen eingeteilt.

Peter Kramer übernahm es, die Teilnehmer in die besondere Situation der Halbinsel Wasserburg einzuführen. Wasserburg war bis 1720 eine Insel, die sich ausgezeichnet für Verteidigungszwecke eignete. Diese Insel war durch eine Zugbrücke mit dem Festland verbunden, die dann aber aus Kostengründen abgebrochen wurde. Der Graben, der seine militärische Bedeutung ohnehin eingebüßt hatte, wurde zugeschüttet. Wasserburg wurde eine Halbinsel. An dieses Ereignis erinnert die Fuggersäule aus dem Jahre 1720. Das Schloß Wasserburg ist eine alte, befestigte Anlage, deren Anfänge gelegentlich sogar in der Römerzeit vermutet werden. Die heutige Anlage mit ihren drei Flügeln entstand nach dem Jahre 1358, als die alte Burg von den Lindauern und dem Städtebund zerstört wurde. Der dritte Flügel der Burg wurde in einem Brand von 1750 zerstört und danach nicht mehr ganz aufgebaut. Das ehemalige Amtshaus in der Westecke der Halbinsel wurde der Gemeinde von den Habsburgern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Schulhaus geschenkt. Das Kaplaneihaus, 1662 erbaut, war früher eine „Baderei“. Das Pfarrhaus geht in seinen Anfängen ins 14. Jahrhundert zurück.

Der zweite Besuch galt der Pfarrkirche St. Georg, die von Frau *Ingrid Kramer* erläutert wurde. Die erste St. Georgs-Kirche in Wasserburg wird bereits in der Urkunde von 784 erwähnt. Die heute vorhandene Kirche geht in ihren ältesten Teilen auf das frühe 15. Jahrhundert zurück, also die Zeit der Grafen von Montfort. Nach wiederholten Erweiterungen und einem Brand wurden 1815 der heutige Kirchenraum und die Altäre geschaffen, die für den Gesamteindruck der Kirche bestimmend sind. Die Deckengemälde wurden bei Restaurierungsarbeiten im Jahre 1920 geschaffen und zeigen Szenen, die für die Geschichte Wasserburgs wichtig sind. Im Zentrum steht ein Bild, das die Weihe Bayerns an Maria im

Jahre 1916 zeigt. Eine besondere Erwähnung verdienen auch die Seegröfontafeln an den Säulen im Kirchenschiff. Mit berechtigtem Stolz wies Frau Kramer auch auf den Friedhof hin, in dem einige bemerkenswerte Grabsteine zu sehen sind. Die Zinnen der Friedhofsmauer unterstreichen den Wehrcharakter, den die Anlage im Mittelalter hatte.

Die Herren *Alfred Schmiedinger* und *Fridolin Altweck* vom örtlichen Museumsverein übernahmen es, das sogenannte Malhaus vorzustellen. Dieses ehemalige Gerichtshaus wurde in den Jahren 1596/97 unter den Fuggern erbaut. Hier wurden nach dem Dreißigjährigen Krieg zahlreiche Hexenprozesse abgehalten. Über 20 Hexen wurden zum Tode verurteilt und auf der Richtstätte nördlich des Ortes verbrannt. Im Erdgeschoß sind noch heute zwei schaurige Zellen zu sehen, in denen die Hexen gefangengehalten wurden. Seit 1979 beherbergt das Malhaus nun ein Museum, das von einem Museumsverein gepflegt wird. Das Museum zeigt gewöhnlich eine Ausstellung zu den Themen Weinbau, Flachsbaum und Fischerei, also zu den historischen Erwerbsmöglichkeiten der Gemeinde. Im Jubiläumsjahr 1984 beansprucht aber eine Ausstellung zur Geschichte Wasserburgs den größten Teil des vorhandenen Raumes.

Nach diesen drei Führungen blieb noch Zeit zu einem Cafébesuch und zur Kontaktpflege unter den Vereinsmitgliedern, bevor man sich dann um 18.30 Uhr im Freizeitzentrum Wasserburg zum gemeinsamen Abendessen traf.

Vortrag über die Geschichte Wasserburgs

Um 20.15 Uhr folgte dann der Vortrag von Studiendirektor *Peter Kramer* zum Thema „1200 Jahre Wasserburg – ein Streifzug durch seine Geschichte“. Dieser lebendig vorgetragene Streifzug wurde durch zahlreiche Lichtbilder aufgelockert und veranschaulicht. Der Referent bezweifelte die Ansicht, daß die Ursprünge Wasserburgs auf eine römische Festung zurückgehen. Die Gründung der Kirche St. Georg vermutete er in der Zeit zwischen 630 und 680. Wasserburg gehörte lange Zeit zum umfangreichen Besitz des Klosters St. Gallen, das diese Herrschaft von Ministerialen verwalten ließ. Die ersten bekannten Lehensträger waren die Herren von Kißlegg, denen 1280 die Herren von Schellenberg folgten. Nachdem nach 1374 Wasserburg für kurze Zeit im Besitz der Herren von Ebersberg war, ging es 1386 in den Besitz der Grafen von Montfort über. Doch wie alle Besitzer von Wasserburg verschuldeten sich auch diese Grafen zunehmend und mußten schließlich Wasserburg im Jahre 1592 an die Fugger verkaufen, in deren Herrschaftszeit die unglücklichsten Ereignisse des Ortes fallen: der Dreißigjährige Krieg, der Hexenwahn u. a. 1755 mußten schließlich auch die Fugger Wasserburg verkaufen, das darauf bis 1805 dem Haus Habsburg gehörte. Im Preßburger Frieden wurde schließlich Wasserburg Bayern zugesprochen, zu dem es bis heute gehört. Mit einem kurzen Ausblick auf die wirtschaftliche Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert schloß der Referent seinen Vortrag ab.

Mitgliederversammlung

Zur Mitgliederversammlung am Sonntagmorgen um 9 Uhr im Freizeitzentrum in Wasserburg konnte der Präsident Dr. Ernst Ziegler etwa 60 Mitglieder begrüßen. Er erinnerte daran, daß der Bodenseegegeschichtsverein bereits 1934 anläßlich der 1150-Jahrfeier seine Hauptversammlung in Wasserburg abhalten durfte und daß schon damals die Exkursion wegen des schlechten Wetters ins Wasser gefallen war. Darauf verlas er den *Jahresbericht*, der durch Akklamation genehmigt wurde. Als nächstes Traktandum folgte der *Rechnungs-*

bericht für das Jahr 1983 von Schatzmeister Eduard Hindelang. Er kam zu der erfreulichen Feststellung, daß die Rechnung nicht ganz so trüb sei wie das Wetter. Obschon der Verein von der Hand in den Mund lebt, konnte er eine alles in allem ausgeglichene Jahresrechnung vorlegen. Allerdings werden die öffentlichen Zuschüsse an kulturelle Institutionen in der heutigen wirtschaftlich angespannten Lage dauernd überprüft. Das Jahresheft und die Bodensee-Bibliographie verlangen vom Bodensee geschichtsverein enorme finanzielle Mittel. Zur Bodensee-Bibliographie meinte der Schatzmeister etwas doppelsinnig, sie sei ihm lieb und teuer. Auf Antrag der *Rechnungsrevisoren* Hugo Eggert, Günter Bürgel und Hans Peter Menet, die dem Schatzmeister eine ausgezeichnete und gewissenhafte Arbeit bezeugten und ihm dafür auch dankten, wurde die Jahresrechnung einstimmig genehmigt. Der *Jahresbeitrag* wurde auf der alten Höhe belassen. Darauf gab der Präsident bekannt, daß die Hauptversammlungen 1985 in Bregenz und 1986 in Ravensburg stattfinden werden. Die Möglichkeit, Anträge und Wünsche zu äußern, wurde nicht genutzt. Zum Abschluß gab der Präsident Hinweise auf die geplanten Tagungen in Wangen und Singen. Eduard Hindelang appellierte noch einmal an die Vereinsmitglieder, in ihrem Bekanntenkreis für den Verein Werbung zu betreiben.

Öffentliche Versammlung

Zur öffentlichen Versammlung um 10 Uhr fanden sich etwa 200 Mitglieder und Freunde des Vereins ein, die von Dr. Ernst Ziegler herzlich begrüßt wurden. Anstelle von Landrat Klaus Henninger, der sich entschuldigen lassen mußte, überbrachte Dr. Karl Mang die Grüße des Landkreises Lindau. Der Wasserburger *Bürgermeister Willi Stadler* erinnerte in seinen Grußworten daran, daß man sich heute wieder vermehrt des Wertes der Heimat erinnert und Landschaft, Geschichte und Kultur wieder vermehrt pflegt. Er wünschte der Tagung trotz des unfreundlichen Wetters einen guten Verlauf. Darauf ergriff nochmals der Präsident Dr. Ernst Ziegler das Wort und berichtete manche „Geschichtchen“ zur Geschichte Wasserburgs, die er in St. Galler Archiven gefunden hatte.

Meine Damen und Herren,

der Stadsantgaller Bürgermeister, Stadtarzt und Geschichtsschreiber Joachim von Watt, der von 1484 bis 1551 lebte, und mit seinem Humanistennamen Vadianus hieß, verfaßte eine Schrift mit dem Titel „Von dem Oberbodensee, von seiner ard und gelegenheit, lenge, grösse, Und von den beiliegenden stetten auf der Germanier siten gelegen, so man ietzmal Schwabenland nennet“.

Darin steht ein langer Abschnitt über Wasserburg, den ich in der originalen Sprache zu zitieren versuche: „Wasserburg, ein schöner flek nit weit under Lindouw am see, in der grafen von Teinang oder Langenargen landschaft, fruchtbar von opß, korn und win. Die pfarr daselbs, vor jaren wolhabind und dero arme leut gar wol genossen, ist an das closter zů S. Gallen zogen und eingeleibt oder incorporiert worden durch des papsts zůlaß anno Dom. 1388 jar, und schöne gült darvon komen, besonders der groß weinzechend, der sich täglich meeret und zůtregt; von welchem und vom ursprung und harkomen des schlosses Wasserburg in abt Chūnen von S. Gallen meldung geschehen ist. Die mōnch zů S. Gallen habend vor etlichen hundert jaren allerlei gaben zů Wasserburg erworben und zů hand bracht, welichs der langwirigen fruchtbarkeit ein heiter anzeigen ist. Und ist Wasserburg zů den jaren keiser Carols des großen ein bekanter und ja vermārter flek gewesen, wie das die alten almūsencharthen, under diesem keiser geschriben, bezeugend. Dan ein alte gabenchart, daselbs von den mōnchen von S. Gallen geschriben, also lautet:

Vadian zitiert nun eine Urkunde, in welcher Othram seinen Besitz in Grimmelshofen an das Kloster St. Gallen überträgt; dieses lateinische Dokument wurde ausgestellt in Wasserburg am 11. Februar 809.

Über die erstmalige urkundliche Erwähnung Wasserburgs im Jahre 784 hat mein Kollege Dr. Werner Vogler, der hier anwesende Stiftsarchivar von St. Gallen, im April 1984 einen Beitrag in der Tageszeitung „Die Ostschweiz“ veröffentlicht.

Er schrieb u. a.: „In diesen Tagen sind es 1200 Jahre her, seit am 25. April 784 der Ort Wasserburg in einer Urkunde des Klosters St. Gallen erstmals erwähnt wurde. Das Rechtsdokument, das noch heute im Stiftsarchiv St. Gallen erhalten ist, handelt von der Freilassung einer Hörigen namens Liupnia und ihrer zwei Kinder, die von einem Craman veranlaßt wurde. Wasserburg erscheint darin nicht bloß als Ausstellungsort, vielmehr wird auch das Patrozinium in ‚Wazzarburuc‘ erwähnt.“

Anläßlich der 1200-Jahr-Feier der Gemeinde Wasserburg am 21. Juli 1984 hielt unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Johannes Duft, Alt-Stiftsbibliothekar in St. Gallen, eine Festrede über „Wasserburg vor 1200 Jahren“. Darin erwähnte er u. a. auch die von Vadian genannte Urkunde aus dem Jahre 809.

Nach Johannes Duft ist Wasserburg von den Orten rund um den See am besten bezeugt: nach seiner ersten Nennung 784 ist es bis 882 nicht weniger als fünfzehnmal in den Urkunden der Abtei St. Gallen aufgeführt.

Seine Erstnennung in einer St. Galler Urkunde ist der Grund des heurigen 1200jährigen Jubiläums und der Grund, daß der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1984 hier in Wasserburg seine 97. Hauptversammlung abhält.

(Wie Sie wissen, sind zahlreiche erstmalige Nennungen einer Ortschaft in einer Urkunde des Klosters St. Gallen Grund für Millenarien am Bodensee – beispielsweise: Langenargen und Überlingen 770, Markdorf 817, Tettnang 882.)

Daß die Orte rund um den Bodensee – und darunter auch Wasserburg – mit dem kirchlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Zentrum der Ostschweiz, mit Kloster und Stadt St. Gallen, nicht nur im Mittelalter, sondern bis in die Gegenwart hinein eng verbunden waren, beweisen zahllose Hinweise und Belege in Chroniken, Beschreibungen, Ratsprotokollen, Urkunden, Aktenstücken usw.

(Der bereits genannte Vadian hat in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine „Chronik der Äbte des Klosters St. Gallen“ geschrieben; darin ist Wasserburg mehrfach genannt. In dieser Chronik des Klosters St. Gallen sind aber vor allem die langen Beziehungen Wasserburgs zum Kloster, nicht zur Reichsstadt und Stadtrepublik St. Gallen aufgezeichnet.)

Als anekdotenhaftes Beispiel sei folgende Stelle aus dem Ratsprotokoll der Stadt St. Gallen vom 7. Juni 1785 ausgewählt: „Von dem Kayserlich Königlichem Oberamt in Waßburg ist eine gedruckte Nachricht von einem an dem Herrn Kammerer und Pfarrer Johann Anton Gaiser Zu Ober Rietnau den 30. May verübten Raub dahier eingelangt, mit dem Ersuchen, wenn was davon in hier entdeckt würde, es nach dorten anzuzeigen; und da bereits schon die erforderliche Insinuation hievon an die hiesige Uhrenmacher gemacht, und den Harschiern und Bettelvögten Signalements Zugestellt worden, so ließe mann es dabey bewenden.“

In dieser gedruckten „Nachricht“, datiert mit Wasserburg, den 30. Mai 1785, steht u. a.: „Heute Morgen Frühe zwischen 12 und 1 Uhr sind dem Herrn Kammerer und Pfarrer Johann Anton Gaiser zu Oberreitnau, nachdem derselbe vorläufig mit einem starken Spaget an Händ und Füßen in dem Bette gebunden worden, durch eine der Zeit noch unbekannte Räuberbande von 6 Personen nachfolgende Stücke entfremdet worden.“ Es werden dann ausführlich aufgezählt an Geld: Gold, Silbergeld und Kupferkreuzer; weiter „ein gestrickt seidener grüner Sackbeutel mit Müntz“, „vier Silberne Salzbüchset“, verschiedene Löffel, „3 Paar silberne Schuhschnallen“, „eine ganz gute Sakuhr von Semilor mit einer stahelen Kette, an

welcher das Petschierstöckel des bestohlenen Herrn mit dessen Wappen, nemlich in dem mitlern Feld ein Gaisböckel, und ober dem Helm ein Kelch angebracht ware,“ „6 Tabattiren“, „13 gute flächsene Hemder“, „ein brunoisener mit türkisch rothem Garn unterwobener Oberbetüberzug, dann dergleichen Pfulben, und detto 4 Haupt- und 2 Magenkissen“ und schließlich „3 seidene Halstüchel“.

Anschließend steht: „Es wird das geziemende Ersuchen gemacht, auf diese gestohlene Waaren und auf die hinnach beschriebene Thäter genau Acht zu haben, und von der allenfalligen Entdeckung hieher die beliebige ungesaumte Nachricht zuertheilen.“

Auf einer dritten Seite dieses Druckbogens folgt dann die „Beschreibung, soviel nämlich der bestohlene Herr Pfarrer mit Schröcken wahrnehmen und angeben können“. Da heißt es „Erstens, drey von diesen Kerl haben weißlecht abgeschabene tüchene Kittel an und diese zugehabt, alle drey haben eine weisse Hauben tieff in die Stirne eingetruckt, und einen Huth aufgehabt.

Der einte von diesen hat ein rundlichtes frisch rassirtes Angesicht gehabt, redet gar nicht bäurisch, doch aber schnell, ist von Postur mittelmässig, zimlich untersezt, und kann etlich 30 Jahr alt sein. Dieser hat den Herrn Kammerer in dem Bette an Händ und Füßen gebunden.“

„Viertens, der Vierte hat ein blaulecht oder eisenfarbes tüchenes gutes Kleid angehabt, war nur mit einem Huth bedeckt, von Statur klein, schwarzlecht gekräußelten Haren, schwarzlechten Angesicht, und mag nicht über 30 Jahr alt sein, redet die hierländische Sprache. Dieser Jauner hat mit einem starken Hagstecken gleich nach dem Eintritt in dem Schlafzimmer dem Herrn Kammerer wenn er schreuen würde, einen Streich bezubringen getrohet.“ In dieser Weise werden alle sechs „Jauner“ beschrieben.

Im Ratsprotokoll von 1792 ist noch einmal von Wasserburg die Rede. Damals wurden „dem Bürger daselbst, Anton Waibel“ von einem Beckenknecht 2 Stücklein Mousseline entwendet. Wasserburg hatte am 16. Juni einen Brief „an einen wohlloblichen Magistrat der Eidgenossen Stadt St. Gallen in der Schweiz“ geschickt, auch wieder mit einer „Beschreibung der in der Nacht vom 15te auf den 16te Juny 1792 dem Anton Waibel, Burger und Unterthan der Königlichen, Erzherzoglichen Herrschaft Wasserburg entwendeten Sachen, und des Thäters“ und bat St. Gallen, diesen Dieben nachspüren zu lassen.

Wir haben da also zwei Beispiele für internationale Zusammenarbeit in der Verbrecherbekämpfung. Da unser Verein aber keine Kriminalistenvereinigung, sondern ein Geschichtsverein ist, lassen Sie mich, meine Damen und Herren, nach diesen Geschichtchen zur ernsthaften Geschichte überleiten.

Vortrag und Lesung

Prof. Dr. Hermann Kellenbenz, Direktor des Fuggerarchivs in Dillingen und Verfasser zahlreicher Werke und Schriften vor allem zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, hielt den historischen Vortrag zum Thema „Die Fugger als Grund- und Herrschaftsbesitzer in Vorderösterreich, mit besonderer Betonung des Bodenseeraumes“. Der Referent stellte den „Verrat des Bürgertums“ an den Ausgangspunkt seines Referats. Diesen „Verrat“ sah er vor allem darin, daß bürgerliche Familien, die – gestützt auf ihre Privilegien in der Stadt – durch Handel im Spätmittelalter große Vermögen erwarben, ihre wirtschaftliche Tätigkeit aufgaben und sich immer mehr einen adeligen Lebensstil aneigneten. Statt die angesammelten Kapitalien für wirtschaftliche Zwecke zu investieren, verwendeten sie diese Mittel für privaten, repräsentativen Luxus und genießerischen Müßiggang. Sie erwarben Grundherrschaften und suchten, ihre soziale Stellung durch adelige Heiraten zu verbessern. Ihre städtischen Wohnsitze und Handelsprivilegien gaben sie auf und wählten Wohnsitze auf

dem Land. Der Handel, der ihnen ihre Vermögensbildung ermöglicht hatte, vertrug sich nicht mehr mit dem neuen adeligen Lebensstil. Ausgehend von einer solchen allgemeinen Typisierung versuchte der Referent, im Fall der Fugger typische Merkmale aber auch ihre Besonderheiten aufzuzeigen.

Anstelle eines naturwissenschaftlichen Vortrags wurde – wegen der besonderen Beziehungen unseres Vereinsmitgliedes *Dr. Martin Walser* zu Wasserburg – eine Autorenlesung in das Programm der diesjährigen Hauptversammlung aufgenommen. An der Hauptversammlung las er zwei Texte, die eng mit der Geschichte dieses Ortes verbunden sind. Der erste Text „S' Wasserburger Johr – wia'n as amol gsi isch“ ist im einheimischen Dialekt und in Reimen und Versen abgefaßt und entstand anläßlich der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes. Den zweiten Text, betitelt mit „Heilige Brocken – ein Beitrag zur Heimatforschung“, verfaßte er eigens für diesen Anlaß. Dem langen und herzlichen Beifall konnte Dr. Martin Walser entnehmen, daß er mit seiner Lesung die Zuhörer tief beeindruckt hatte. Beide Texte liegen als Sonderdruck diesem Jahresheft bei.

Die Exkursion am Nachmittag

Nach dem gemeinsamen Mittagessen im Freizeitzentrum stand eine Exkursion zu den drei Kapellen St. Jakobus (Nonnenhorn), St. Marien (Schleinsee) und St. Antonius (Wasserburg) auf dem Programm. Leider machte der Dauerregen diese Veranstaltung unmöglich. In Mitleidenschaft gezogen wurde dadurch auch die Vereinskasse, nahmen doch anstelle der 150 angemeldeten Vereinsmitglieder nur 100 Personen am Ersatzprogramm teil, das von *Eduard Hindelang* vorbereitet worden war. Mit dem Bus fuhr man nach *Langenargen* und besuchte die *Martinskirche*. Der Organist *Albert Niedermayer* spielte zur Erbauung der Teilnehmer mehrere Stücke auf der Orgel, und *Franz Kalitta* vom Museumsverein erläuterte die Altäre und Gemälde in der Kirche. Vor dem anschließenden Besuch der *Sonderausstellung* „*Franz Anton Maulbertsch und sein Kreis in Ungarn*“ im Museum Langenargen gab *Eduard Hindelang* eine kurze Einführung in das Leben und Werk dieses bedeutenden Barockmalers, der 1724 in Langenargen geboren wurde und 1796 in Wien starb. Zum Abschluß der trotz des Regens gelungenen Hauptversammlung folgte dann ein ländlich-gemütlicher Ausklang in *Hattnau*. In der Scheune des Bauern Erwin Daschinger wurden die Teilnehmer mit Schinken und Brot, mit Most und Schnaps bewirtet. Dazu spielten die fünf Geschwister Zanker ländliche und heimatliche Melodien. Zweifellos wird die Hauptversammlung in Wasserburg wegen der musikalischen Umrahmung der Veranstaltungen und der Gastlichkeit der Wasserburger in besonderer Erinnerung bleiben.

PAUL VOGT

St. Galler Klosterbesitz im heutigen Vorarlberg während des Mittelalters

Ein Überblick

VON ALOIS NIEDERSTÄTTER

Die Bedeutung des Klosters St. Gallen für die Erschließung und Kultivierung des Bodensee-
raumes ist in den wesentlichen Grundzügen bekannt. Auch die st. gallische Präsenz in
Vorarlberg hat bereits die eine oder andere Würdigung erfahren, doch fehlte bisher eine
Zusammenstellung des hier befindlichen Klostergrundbesitzes. Einen ersten Ansatz bildete die
unveröffentlichte Dissertation Meinrad Tiefenthalers,¹ daneben bieten aber auch siedlungs-
geschichtliche Untersuchungen² und Heimatbücher³ wichtige Informationen, speziell für
den lokalen Bereich. Natürlich weisen auch die Werke zur Landesgeschichte⁴ auf die
Stellung St. Gallens als Grundherr in Vorarlberg hin, wenn auch die Beurteilung manchmal
einseitig negativ ist: „Sie [die Grundherrschaft der Klöster] verursachte dem freien Stande
(...) beträchtliche Einbußen an Besitz und Personen, und ist nur an der St. Galler
Grundherrschaft einigermaßen genau abzumessen; fast alle vorhandenen Urkunden sind St.
Galler Ursprungs. Dieses Kloster war ohne Zweifel damals durch kluge Führung und den
Zug der Zeit unter allen Grundherrschaften am erfolgreichsten. Lokale Zusammenballun-
gen von Besitz bereiteten die Bildung der Höfe vor, die bald in verhängnisvoller Weise das
Grafenland zersetzen sollten. Dies geschah vielfach mit Unterstützung kurzsichtiger Herr-
scher und wurde durch ihre Immunitätsverleihungen besiegelt.“⁵

Zahlreich sind die Schenkungen, die das Kloster vom 8. bis zum 10. Jahrhundert erhielt.
Der größte Teil stammt aus „privaten“ Zuwendungen, königliche Schenkungen sind
vergleichsweise selten. Daraus resultiert, daß der St. Galler Grundbesitz – aufgrund des in
Vorarlberg nicht dominierenden Großgrundbesitzes – oft aufgesplittet war, wo es sich nicht
um Kolonisationsgebiet oder um die Schenkung eines ganzen Hofes handelte. Wenn sich
schließlich ganze Dörfer unter St. Galler Grundherrschaft befanden, so war das vielfach das

1 Meinrad TIEFENTHALER, Die Besitzverhältnisse St. Gallens in Vorarlberg bis zum XIII. Jahrhun-
dert. – Innsbruck, phil. Diss. 1926 (Maschinschriftlich). Exemplar im Vorarlberger Landesarchiv
(VLA). Die Studie befaßt sich vornehmlich mit dem St. Galler Besitz im Rankweiler Raum.

2 So etwa Benedikt BILGERI, Die Besiedlung des Bregenzerwaldes in ihren Grundzügen. – In:
Alemannia (1935) 1/2 und (1936) 1–6; Ludwig WELTI, Siedlungs- und Sozialgeschichte von
Vorarlberg. Aus dem Nachlaß hrsg. von Nikolaus Grass. – Innsbruck 1973 (= Veröffentlichungen
der Universität Innsbruck 6).

3 Vorbildlich die Studie von Karl Heinz BURMEISTER, Der st. gallische Hof in Röthis. – In: Röthis.
Geschichte und Gegenwart. – Dornbirn 1982, S. 51–68.

4 Siehe Benedikt BILGERI, Geschichte Vorarlbergs. Bd. 1 und 2. – Wien, Köln, Graz 1971/74; Karl
Heinz BURMEISTER, Geschichte Vorarlbergs. Ein Überblick. 2. Aufl. – Wien 1983.

5 BILGERI, Geschichte (wie Anm. 4) Bd. 1, S. 85.

Ergebnis mehrerer Schenkungen in Verbindung mit einer geschickten Arrondierung durch Tausch, Kauf und Ausbau.⁶

Grundsätzlich sind zwei Gattungen von Grundeigentum zu unterscheiden, nämlich einerseits der in unmittelbarer Verwaltung durch das Kloster stehende Landbesitz und andererseits die Zinsgüter, die entsprechend den Bedingungen der Tradition an die Tradenten oder deren Rechtsnachfolger gegen einen festgelegten Zins ausgegeben wurden.⁷ Was bewog nun die Tradenten zu ihren Schenkungen an das Kloster? Sicherlich spielte die Sorge um das Seelenheil eine maßgebliche Rolle. Durch die Übergabe des Besitzes an St. Gallen und die Rücknahme als Lehen begab man sich aber auch in die klösterliche *familia*, die erhöhten Schutz vor allem im rechtlichen Bereich, die Möglichkeit einer Altersversorgung, Hilfe bei Katastrophen aber auch die Herausnahme der Freien – nur solche konnten ihr Gut ohne herrschaftliche Zustimmung tradieren – aus der Wehrpflicht gegenüber der Zentralgewalt und schließlich auch eine gerichtliche Sonderstellung bot. St. Gallen war – endgültig seit 926 – eines der Klöster, die jene königlichen Sonderrechte besaßen, die seit Ludwig dem Frommen Königsschutz mit Immunität untrennbar verbanden, es war faktisch die Herausnahme des Klosters und seines Besitzes aus dem Amtssprengel des Grafen, aus dem also, was mit dem Begriff „öffentliche Gerichtsgewalt“ umschrieben werden kann. Dies bedeutet somit unter anderem die Exemption auch der freien Hintersassen vom öffentlichen Gericht, nur die Hochgerichtsfälle waren weiterhin dem Grafen auszuliefern. Sicherlich ließ sich diese Exemption nicht überall und zu jeder Zeit durchsetzen, sie bedeutete aber doch eine wichtige Komponente für die Entwicklung klösterlichen Besitzes. Auf der anderen Seite war es gerade die Immunität des Klostergrundes, die den Konflikt mit den weltlichen Gewalten eskalieren ließ und so in weiterer Folge zu manchem Verlust führte.

Der Freie trat durch Tradition und Lehennahme in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zum Kloster. Er genoß anfangs jedoch noch ein durchaus höheres Maß an Freiheit als der unfreie Hufenbauer, es war eine deutliche Unterscheidung zwischen freien und unfreien Gotteshausleuten möglich: *homines ipsius monasterii tam ingenui quam et servi super terram ipsius commanentes*.⁸ Es kam in diesem Bereich – wie Karl Hans GANAHN nachgewiesen hat⁹ – bereits im 9. Jahrhundert zu einer Angleichung. Eine Trennung von freien Zinsleuten, den *censores*, und unfreien Hintersassen, den *servi*, war nach und nach nur mehr mit Rücksicht auf den Umfang der Leistungen von Bedeutung. Für die spätere Zeit wurde schließlich die Scheidung der Ansprüche in solche, die auf den Boden radiziert waren, und solche, die der Person folgten, vorgenommen, wobei sich diese beiden Gruppen aber keineswegs mit den Verpflichtungen Unfreier einerseits und der freier Hintersassen andererseits deckten.

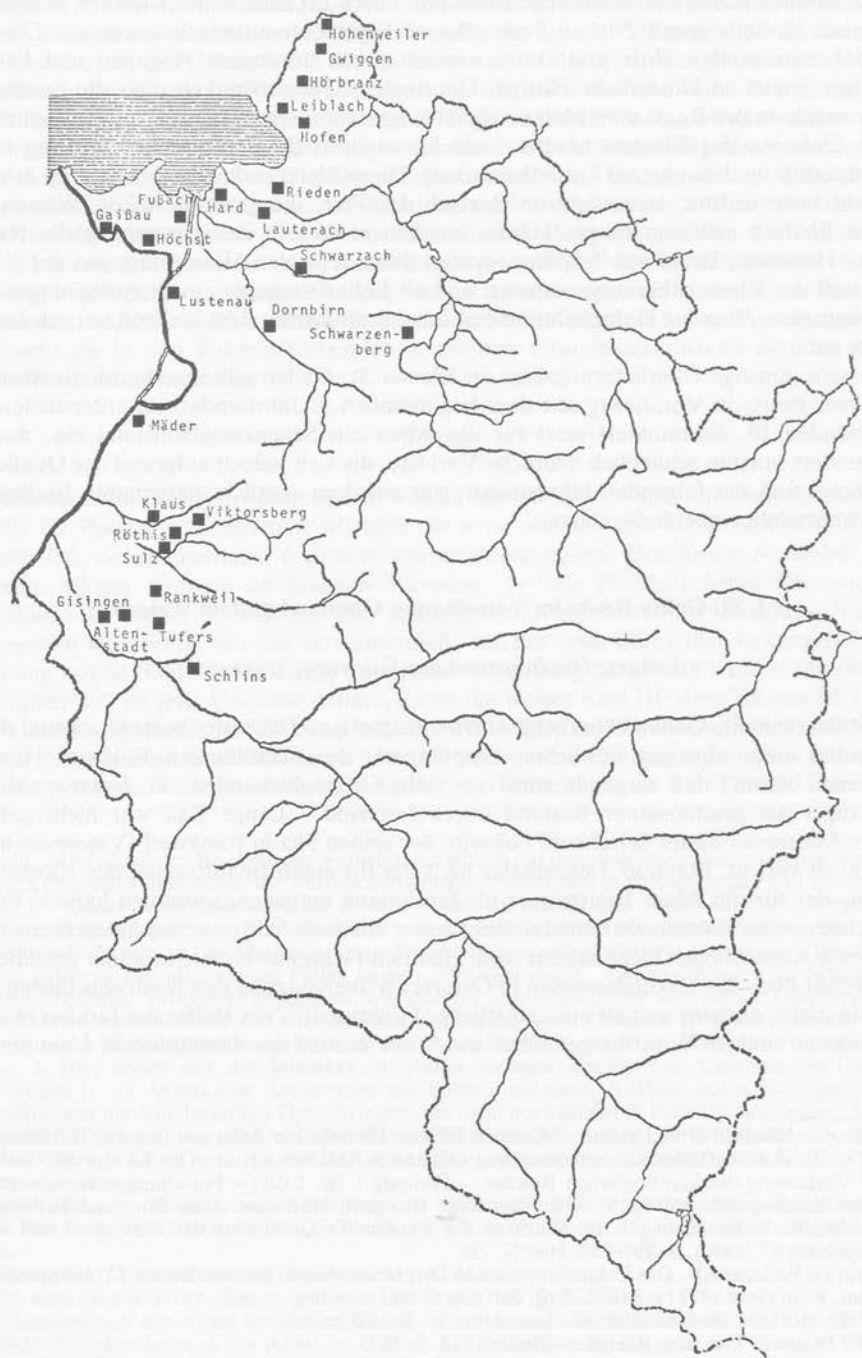
Das Zentrum klösterlicher Güterkomplexe bildete zumeist ein Fron-, Meier- oder Kellhof, an dessen Spitze der Meier (*maior, villicus*) stand, dessen Tätigkeit in erster Linie verwalterisch-organisatorischer Natur war, während im Regelfall die eigentlichen bäuerlichen Aufgaben vom Keller (*cellarius*) geleitet wurden. Ursprünglich waren die Meier den *praepositi*, den sogenannten Außenpropsten, unterstellt, dieses Amt verschwand Mitte des 10. Jahrhunderts aufgrund der zunehmenden Regionalisierung der st. gallischen Grundherr-

6 Vgl. dazu auch L. CAVELLI, Entwicklung der Landeshoheit der Abtei St. Gallen in der alten Landschaft. – Gossau 1914. S. 17. Zur Entwicklung des st. gallischen Besitzes in der frühen Zeit siehe Georg CARO, Studien zu den älteren St. Galler Urkunden. Die Grundbesitzverteilung in der Nordostschweiz und in den angrenzenden alemannischen Stammesgebieten zur Karolingerzeit. Teil I u. II. – In: Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 26 (1901). S. 207–294 und 27 (1902) S. 187–370.

7 CARO, Studien (wie Anm. 6) II. S. 289.

8 Zit. nach Karl Hans GANAHN, Studien zur Verfassungsgeschichte der Klosterherrschaft St. Gallen. – Innsbruck 1931 (= Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins 6). S. 93.

9 Ebenda.



schaft. Bewirtschaftet wurde dieser zentrale Hof durch Eigenleute des Klosters, es konnten aber auch Hofteile gegen Zins an Freie oder an Eigenleute ausgegeben werden. Die dem Fronhof zudienenden Höfe und Güter wurden gegen bestimmte Abgaben und Dienste verliehen, meist an klösterliche Hörige. Die niedere Gerichtsbarkeit über die *familia* des Hofes wurde in der Regel vom Meier ausgeübt, somit war das Meieramt – ursprünglich mit einem Unfreien des Klosters besetzt – ein Sprungbrett für den sozialen Aufstieg in die Ministerialität und zu eigener Grundherrschaft. Diese Meier- oder Kellhöfe waren in vieler Hinsicht bevorzugt, besonders im Bereich der Flur, die größten Äcker, Wiesen und andere Ehäften gehörten ihnen. Häufig tauchen in diesem Zusammenhang die Namen Breite, Hofacker, Brühl auf.¹⁰ Später wurden diese zentralen Höfe öfters aus der Eigenwirtschaft des Klosters herausgenommen und als Lehen vergeben, auch Aufteilungen sind vorgekommen. Von der Hofgerichtsbarkeit scheint als letzter Rest vielfach nur ein Lehen-gericht auf.

Die sehr günstige Überlieferungslage im Kloster St. Gallen gibt uns die Möglichkeit, st. gallischen Besitz in Vorarlberg seit dem beginnenden 9. Jahrhundert zu untersuchen. Im ausgehenden 10. Jahrhundert setzt für die Abtei ein Schenkungsstillstand ein, das 11. Jahrhundert brachte schließlich deutliche Verluste, die sich jedoch aufgrund der Quellenarmut dieses und des folgenden Jahrhunderts nur aus dem deutlich spärlicheren Besitzstand im Spätmittelalter erschließen lassen.

I. St. Galler Besitz im Vorarlberger Oberland und im Walgau

Exkurs: Die Besitztitel des Folcwin-, „Archives“

Das Stiftsarchiv St. Gallen beherbergt einen einzigartigen Urkundenbestand, es sind die 27 Urkunden eines einzigen weltlichen Empfängers, des Schultheißen Folcwin. Heinrich Fichtenau betont, daß nirgends sonst so viele Originalurkunden für einen weltlichen Empfänger als geschlossener Bestand überliefert sind.¹¹ Lange Zeit war nicht geklärt, wessen Interessen dieser Schultheiß Folcwin, der seinen Sitz in Rankweil (Vinomna) hatte, tatsächlich vertrat. Meinrad Tiefenthaler hielt ihn für einen Beauftragten des Klosters St. Gallen, der für die Abtei Besitztümer als Strohmann entgegengenommen habe.¹² Früher bezeichnete man Folcwin als Beamten des Churer Bischofs.¹³ Inzwischen hat sich erwiesen, daß beide Auffassungen nicht haltbar sind. Heinrich Fichtenau konnte in seiner grundlegenden Arbeit über das Urkundenwesen in Österreich überzeugend den Nachweis führen, daß Folcwin nichts anderes war als ein „staatlicher Funktionär“, ein Helfer des Grafen Hunfrid in Rankweil und im Vorarlberger Oberland,¹⁴ der mittels der erwähnten 27 Urkunden in

10 Vgl. u. a. Manfred OTT, Lindau. – München 1968 (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben 5). S. 70. Zur St. Galler Klosterverwaltung siehe auch Rolf SPRANDEL, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches. – Freiburg i. Br. 1958 (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 7). S. 57ff.; Benedikt BILGERI, Hörbranz. Eine flur- und siedlungsge-schichtliche Untersuchung. – In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 67 (1940). S. 197–255. Hier S. 234.

11 Heinrich FICHTEAU, Das Urkundenwesen in Österreich vom 8. bis zum frühen 13. Jahrhundert. – Wien, Köln Graz 1971 (= MIOG Erg. Bd. 23). S. 39.

12 TIEFENTHALER, Besitzverhältnisse (wie Anm. 1). S. 19ff.

13 P. C. PLANTA, Das Alte Raetien. – Berlin 1872. S. 367.

14 FICHTEAU, Urkundenwesen (wie Anm. 11.). S. 41ff. Dem Reichsguturbar von 842 zufolge gab es einen Schultheißenbezirk im Vorarlberger Oberland mit dem Hauptort Vinomna/Rankweil. Dazu

den Jahren 817 bis 825 im Raum Rankweil, in Schlins, Bürs, Brederis und Nüziders sowie an einigen nicht sicher bestimmbar Orten Grundbesitz erhielt.¹⁵ Man könnte immerhin aus der Deponierung der Urkunden in St. Gallen sowie aus der Eintragung Folwins unter den Wohltätern des Klosters im Verbrüderungsbuch schließen, er habe seine Besitzungen und die Rechtstitel dafür an St. Gallen übereignet. Fichtenau weist nach, daß das wohl nicht der Fall war. Das Kloster St. Gallen war in Rankweil durch Schenkung einer romanischen Familie im 9. Jahrhundert zu Grundbesitz gekommen. Das Original erhielt alsbald in St. Gallen einen Rückvermerk, eine Art Archivvermerk, während die zeitlich früheren Folwin-Urkunden erst zu einer Zeit in den Klosterbesitz übergegangen sein dürften, da man dort keine solchen Vermerke mehr anzubringen pflegte. Folwin verwahrte sein „Archiv“ also wohl gesondert in Rankweil, von wo es später unter nicht mehr zu klärenden Umständen nach St. Gallen transferiert worden ist.¹⁶ Aufgrund dieser Forschungsergebnisse sind die in den Folwin-Urkunden genannten Grundstücke nicht dem St. Galler Klosterbesitz zuzurechnen.

Röthis

Die älteste urkundliche Erwähnung von Röthis erfolgte 842 im churrätischen Reichsurbar: *capella ad Rautenen, beneficium Meroldi; de terra arabili habet iugera LXVIII, de feno carratas CL, de vino carratam I, silva ad porcicos quinquaginta. Beneficium Nordolchi [. . .] montem, silvam, retinam ad sanctum Victorem, in villa Rautinas habet Kiso mansum dimidum.*¹⁷ In Röthis befand sich also Königsgut, das als Lehen an königliche Vasallen ausgegeben war. So ist es nicht verwunderlich, daß der erste urkundlich bekannte Zusammenhang mit St. Gallen durch eine kaiserliche Schenkung hergestellt wurde. Mit dem 23. September 882 ist jene Urkunde datiert, durch die Kaiser Karl III. dem Kloster St. Gallen den Viktorsberg, Besitz zu Rankweil und einen Weinberg zu Röthis schenkte: *unam vineam in villa Rautena prope ecclesiam sancti Martini ex integro cum finibus et pomiferis suis et quae ad eam pertinent.*¹⁸ Möglicherweise gehörte zum Zubehör auch ein Torkel. Burmeister

paßt, daß Folwin im Reichenauer Verbrüderungsbuch mit dem fränkisch-alemannischen Amtstitel eines Centenars aufscheint, die Vermischung beider Funktionen in karolingischer Zeit ist bekannt. Im St. Galler Verbrüderungsbuch ist sein Name an ehrenvoller Stelle nach den Namen der Hunfridinger eingetragen. Ein Schultheiß trat dagegen in der Ämterorganisation von St. Gallen nicht auf. Zu den 19 Grundschenkungen, die er entgegennahm, bemerkt Fichtenau: „Die Urkunden geben in den allermeisten Fällen keinen ‚Motivenbericht‘. Zweimal werden als Schenkungsgrund Folwins Verdienste angegeben, was man als formelhaft abtun oder auf die Gewährung von Protektion irgendwelcher Art zurückführen kann. Eine dritte Urkunde stellt fest, daß die Schenkung einen gesetzlichen Grund hatte, da es sich um die Buße für einen Betrug an Folwin handle (. . .). Hier mußte sich der Schenker auf Bitten verlegen, um ihn zur Annahme des Gutes zu bewegen (. . .). Wenn eine Amtsperson wie Folwin mit einer Anklage wegen Betruges drohte, mußte man ihm ein derartiges Opfer bringen, um nicht noch größeren Schaden zu erleiden. Wie wir annehmen können, war auch in all den übrigen Fällen die Schenkung eine Sache, die man sich sehr wohl überlegt haben wird. Es scheint, als handle es sich um eine Maskierung von Dingen, die wir nur ahnen können.“

15 ADOLF HELBOK, Regesten von Vorarlberg und Liechtenstein bis zum Jahre 1260. – Innsbruck 1920/25. Nr. 13, 15, 17, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 39, 40, 41, 42, 44, 45, 46.

16 FICHTEAU, Urkundenwesen (wie Anm. 11). S. 44f.

17 Zit. nach BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3). S. 52.

18 Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bearb. von Hermann WARTMANN. Bd. I–IV. – St. Gallen 1863/92; Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bearbeitet von Pl. BÜTLER und Traugott SCHIESS. Bd. V. – St. Gallen 1904; Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Bearb. von Traugott SCHIESS und Paul STAERKE u. Mitwirkung v. Joseph MÜLLER. Bd. VI. – St. Gallen 1955. Hier Bd. II. Nr. 623.

nimmt an, daß der Weingarten, da der Weinbau in Röthis damals wohl noch wenig entwickelt war, aus dem Lehengut des Merold an St. Gallen übergegangen ist.¹⁹ St. Gallen erhielt die Grundstücke jedoch nicht als Lehen sondern zu vollem Eigentum.

Am 15. April 885 erfolgte eine weitere Schenkung an St. Gallen durch Kaiser Karl III.: *Concedimus namque ad eundem sancti Galli monasterium curtem cum ecclesia, sicuti Odulfus quidam homo illud prius habuit, et cum omnibus appenditiis suis, aedificiis, mancipiis, territoriiis, campis, silvis, marchis, pratis, alpis, aquis aquarumque decursibus, cultis et incultis, mobilibus et immobilibus et cum omnibus ad eandem curtem iuste et legitime pertinentibus.* Bedingung war, daß St. Gallen auf dem Viktorsberg ständig 12 Pilger verpflegen sollte.²⁰ Wie die ausführliche Pertinenzformel mitteilt, handelte es sich um einen recht umfangreichen, von Hörigen bewirtschafteten königlichen Hof, den früher Odulfus, wohl als Nachfolger des Merold, zu Lehen hatte. Die Kirche ist sicher mit der in der vorigen Urkunde genannten Martinskirche identisch, sie war eine Eigenkirche auf Königsgrund, die nun in das Eigentum des Klosters St. Gallen übergegangen ist. Es ist anzunehmen, daß dieser Hof mit seinem Zubehör einen wesentlichen Teil der *villa* Röthis ausmachte. In der Pertinenzformel scheint kein Weingarten mehr auf, was die These stützt, daß der im Reichsurbar genannte mit dem 882 an St. Gallen übergegangene identisch ist. Josef Zehrer lokalisiert ihn südwestlich der Kirche im Bereich des Flurnamens *Gärtle*. Der Hof selbst dürfte sich – zumindest späterhin – ebenfalls in diesem Bereich, etwas südwestlich vom Gärtle bei der heutigen Volksschule befinden haben.²¹ Es hat den Anschein, daß sich Röthis aus diesem herrschaftlichen Kern entwickelte, der durch eine weitere Schenkung aus dem Jahre 890 abgerundet worden ist. Himilthrud übertrug ihr Heiratsgut an St. Gallen, das sie in *Sulles et in Calcaires, in [. . .] anes et in Venusta valle in viis et inviis, in arvis, silvis, alpis, aquis aquarumque decursibus, cultis et incultis, mobilibus et immobilibus*,²² also im benachbarten Sulz, in Kalchern/Klaus, in einem Ort, dessen Name in der Urkunde nicht mehr zur Gänze lesbar ist (vielleicht *Rautanes* für Röthis!), und im *Val Venusta*.²³ Es handelt sich beim vorliegenden Stück um die Beurkundung einer Prekarie, das heißt, daß die Schenkerin ihren Besitz gegen Zins zurückerhielt, überdies war ihr, ihrem Sohn und den nächsten Erben ihres Mannes die Wiedereinlösung der Güter mittels dieser in Röthis ausgestellten Urkunde ausdrücklich zugesichert worden.

Recht früh löste sich die Röthner St. Martinskirche aus dem Hofverband, schon die Zinsleistung der Himilthrud an die Kirche – nicht etwa an das Kloster selbst, wie es die Regel war – deutet diesen Prozeß an. Die frühzeitige Ausklammerung des Kirchenvermögens, schließlich bildete die St. Martinskirche auch für jene Bewohner, die nicht st. gallische Untertanen waren, das kirchliche Zentrum des Dorfes, ermöglichte in weiterer Folge die Ausbildung der Gerichtsstätte des freien kaiserlichen Landgerichtes zu Rankweil „in Müsinen“ auf dem Kirchengut. „Hervorzuheben bleibt die große Bedeutung, die der St. Martinskirche von Anfang an bei der Integration der Dorfbewohner zufiel: alle sozialen Schichten, Hörige und Freie, Bauern und Krieger, st. gallische Untertanen und solche der Grafen von Bregenz (später Montfort), Romanen und Germanen, Franken und Alemanen, alle haben die gleiche Kirche besucht.“²⁴

19 BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3), S. 54.

20 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 642.

21 Josef ZEHRE, Die Flurnamen von Röthis. – In: Röthis. Geschichte und Gegenwart. – Dornbirn 1982. S. 31–50. Vgl. auch die dem Heimatbuch beigegebene Flurnamenkarte.

22 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 681.

23 Siehe dazu den Abschnitt Klaus, Sulz, Saxu pilosu, Vulfrisret, Val Venusta.

24 BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3). S. 57.

Nach den Nennungen von Rõthis im 9. Jahrhundert schweigen die Quellen lange Zeit. Die st. gallische Macht war allmählich im Schwinden begriffen, das Kloster verlor nach und nach seine Positionen rechts des Rheines. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erhalten wir wieder Nachricht vom St. Galler Besitz in Rõthis. Von dort bezog das Kloster folgende Abgaben: *In vigilia sancti Galli 2 fercula abbas et tres stoupos per illos tres dies de Rotins. In festo 2 fercula abbas et cellerarius 2, minorem panem dat abbas.*²⁵ Im 13./14. Jahrhundert heißt es bei den Einkünften des Dekans von St. Gallen: *In curia Rõtins in villa 23 sol. de diversis feodis.* Vermutlich stammen auch diese am Schluß der Eintragung aufgeführten Abgaben aus dem Hof zu Rõthis bzw. den ihm zudienenden Gütern: *de visitatione 12 sol., de tribus mansis 40 ulnas, von dim Sennitûme 60 caseos; de tribus mansis 90 ova et 20 (?) pullos, de decima 50 sol.; item des vineis 30 sol.* Aus einer weiteren Notiz geht hervor, daß Rõthis Sammelstelle für Abgaben aus Rankweil, Tufers, Schlins und aus Vulfriset war.²⁶ Der Hof Rõthis bildete also im späteren Mittelalter die Zentrale auch für den klösterlichen Streubesitz im Vorarlberger Oberland und im Walgau. Die Kirche St. Fiden zog um dieselbe Zeit aus Rõthis Einkünfte in der Höhe von 70 *solidi*,²⁷ aus zwei Stiftungen erhielt der Keller von St. Gallen folgende Abgaben für das Kloster: *In anniversario Alberti de Lene datur vinum, pisces, minor leibunculus de Rotis; in festo Pelagii caseum sowie in festo undecim milium virginum ex institutione Ulrici abbatis, huius nominis III., datur vinum, pisces, minor leibunculus de Rotis.*²⁸ Schließlich wurde auch dem Abt Rumo von Ramstein anlässlich seiner Abdankung zu seinem Unterhalt unter anderem Einkünfte aus Rõthis in der Höhe von 13 Pfund Pfennig zugewiesen.²⁹ Sicherlich dokumentieren diese Leistungen nicht die ganze Bandbreite st. gallischer Präsenz in Rõthis, die allerdings nach und nach Verfallserscheinungen zeigte. Hof und Stiftgüter wurden mehr und mehr als Lehen ausgegeben, wobei zwar die auf den Gütern lastenden Zinsen aufrecht blieben, sich aber doch mit der Zeit die *familia* des St. Galler Meierhofes zu einer Dorfgemeinschaft erweiterte. Somit blieb als letzte Bindung zwischen Kloster und Nutzern der Stiftsgüter das Leiheverhältnis bestehen. Letzter Rest eines st. gallischen Hofgerichtes war das Lehensgericht, zuständig für Streitigkeiten zwischen Lehensleuten und ihrem Lehensherrn. Diesem mit Hofjüngern besetzten Gericht stand ein Amtmann des Klosters vor, der auch beauftragt war, die Einkünfte des Gotteshauses einzusammeln, den Zinsern am St. Nikolaustag ein Mahl zu reichen und sonstige Belastungen zu begleichen.³⁰

Wie anderswo auch versuchten die Landesherrn, Montforter und später das Haus Österreich, denen im Hofbereich Hochgericht und Jagd zukamen und denen der Hof auf Anforderung einen Jagdhund aufzuziehen, 11 Schilling Pfennig zu zahlen und im Kriegsfall Wagen zu stellen hatte, größeren Einfluß zu gewinnen. Das Kloster St. Gallen befand sich schließlich zu Beginn des 15. Jahrhunderts in einer trostlosen Lage. Trotz eines Reorganisationsversuches durch Ulrich Rõsch, den Großkeller und späteren Abt, war der Rõthner Besitz nicht mehr zu halten. Schon die Lehenregister des Klosters weisen für das 15. Jahrhundert keine einzige Belehnung mehr mit Gütern in Rõthis aus, die Lehenshoheit des Abtes war de facto verloren. Schließlich kam es noch zu einem Streit mit Kaiser Friedrich

25 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 825.

26 Ebenda S. 786. Vufriret ist von anderer Hand nachgetragen, eine Lokalisierung gelang bisher nicht.

27 Ebenda S. 779.

28 Ebenda S. 818. Der Jahrtag des Albert de Lene war am 21. August, das Fest des hl. Pelagius am 28. August. Die Stiftung des Abtes Ulrich IV. von Tegenfeld stammt aus der Zeit vor 1200, die Naturalabgabe war auf den 21. Oktober fällig.

29 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 227f.

30 Vgl. BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3), S. 60ff.

III., der die Röthner Kirche, über die ja St. Gallen das Patronatsrecht ausübte, aufgrund seines Rechtes der Ersten Bitten anlässlich der Kaiserkrönung mit einer von ihm ausgewählten Person besetzen wollte. Der habsburgische Vogt zu Feldkirch verlieh gar in Mißachtung der st. gallischen Besitzrechte den Meierhof in Röthis.

Das Ergebnis dieser Entwicklung war, daß St. Gallen am 4. März 1466 den Meierhof und alle zugehörigen Lehengüter, das Patronatsrecht mit der Kirche sowie den Zehent zu Altenstadt um 500 Goldgulden an das Domkapitel zu Chur verkaufte. Außer dem Meierhof werden folgende Güter genannt: das *Brugglehen* (in Rankweil), der *Sennhof* (wahrscheinlich in Rankweil), *Frowinenlehen*, *Notzenlehen*, *Vogolerinlehen*, das *Hanflehen*, *Hartmannslehen* oder *Verlorenlehen* sowie die *Schuppe* in Rankweil.³¹

Viktorsberg

Der Viktorsberg findet – wie Röthis – seine erste Erwähnung im churrätischen Reichsurbar von 842,³² auch dort lag somit Reichsgut sowie eine Kirche mit Reliquien des hl. Viktor, die von einem kleinen Irenkonvent betreut wurde. In Verbindung zu dieser Kirche hielt sich auf dem Berg ein irischer Rekluse namens Eusebius auf, der 884 starb und dort beigesetzt wurde. Kaiser Karl III. soll mit Eusebius in Verbindung gestanden sein.³³

Am 23. September 882 übertrug Kaiser Karl III. den gesamten Berg, auf dem sich die Kirche befand, *cum pascuis et silvis, quantum ibidem pertinet ad partem dominicam de curte de campos et decimas de juchos nostros in villa Venommia* sowie den bereits behandelten Röthner Weinberg an das Kloster St. Gallen.³⁴ Es ging dabei wohl auch um die Bestandssicherung des kleinen klösterlichen Gemeinwesens auf dem Viktorsberg. Wratzfeld interpretiert die Schenkung so, daß der Kaiser dem Kloster St. Gallen den Berg mit Zubehör, die Zehenten vom Klosterhof (*curtis ad Campos*) neben den Zehenten von seinen Rankweiler Äckern geschenkt habe.³⁵ Paul Kehr kam in seiner Edition der Urkunden Karls III. jedoch zu dem Schluß, *curtis ad campos* sei eine Schreibervariante für *Venommia*, die Güter auf dem Viktorsberg hätten somit zum kaiserlichen Besitz in Rankweil gehört.³⁶ Meinrad Tiefenthaler sieht in dieser Stelle den Beweis dafür, daß nicht Rankweiler Königsgut auf dem Viktorsberg lag, sondern umgekehrt zu Viktorsberg gehörender Besitz sich in Rankweil befunden habe.³⁷

Wiederum erwähnt wird der Viktorsberg in der Schenkungsurkunde vom 15. April 885, mittels der Hof und Kirche zu Röthis an St. Gallen übergingen. Kaiser Karl III. legte gleichzeitig die Verpflichtung fest, St. Gallen müsse zu jeder Zeit zwölf Pilger auf dem Viktorsberg verpflegen.³⁸ Wratzfeld weist darauf hin, daß damit – schon aufgrund der Entfernung von der Straße – wohl nicht eine ausgesprochene Unterkunft- und Verpflegungsstätte für durchreisende Pilger gemeint war, sondern eben der kleine irische Konvent

31 Ebenda. Zu Röthis siehe neuerdings auch Gerhard PODHRADSKY, Hof und Pfarrei Röthis I. – In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins (1984) S. 13–43.

32 Bündner Urkundenbuch. Bearb. von Elisabeth MAYER-MARTHALER und Franz PERRET. I. Bd. – Chur 1955. S. 377.

33 Vgl. Viktor WRATZFELD, Eusebius von Viktorsberg. – Dornbirn 1975. S. 35ff.

34 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 623.

35 WRATZFELD, Eusebius (wie Anm. 33). S. 41.

36 Paul KEHR (Hrsg.), Die Urkunden der deutschen Karolinger. Band II. Die Urkunden Karls III. – Berlin 1937 (= MGH, Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolinorum, II, Karoli III. Diplomata) S. 102; Nr. 60.

37 TIEFENTHALER, Besitzverhältnisse (wie Anm. 1). S. 27.

38 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 642.

am Viktorsberg.³⁹ Jedoch schon in der nächsten Urkunde ist von dieser klösterlichen Niederlassung nicht mehr die Rede. Am 23. April 896 vertauschte der Priester Valerius sein Eigentum zu Rankweil dem Kloster St. Gallen gegen den lebenslangen Besitz der Eigenkirche auf dem Viktorsberg *cum apentitiis suis et cum predicto monte*.⁴⁰ Meinrad Tiefenthaler nimmt an, daß sich dieser Tausch nur auf die Kirche mit deren Einkünften bezogen habe, während der übrige St. Galler Besitz auf dem Viktorsberg in der Hand des Klosters verblieben sei, nicht zuletzt zum Unterhalt der Pilger. Weiters sprächen die Teilung der Einkünfte⁴¹ sowie das Größenverhältnis zwischen den Gütern des Valerius und dem gesamten Viktorsberger Komplex für die Beschränkung des Tauschgeschäftes auf die Kirche selbst.⁴² Dem widerspricht allerdings die Tatsache, daß die Urkunde eindeutig *cum predicto monte* formuliert. Außerdem war der Tausch von St. Galler Seite ja bis zum Tode des Priesters Valerius befristet, zu diesem Zeitpunkt fielen auch die Viktorsberger Güter wieder an das Kloster. Über die weitere Entwicklung der Dinge fehlt uns allerdings jegliche Nachricht. Wir wissen nicht, ob und wie lange St. Gallen nach dem Tod des Valerius St. Gallen am Viktorsberg präsent war. 1383 stiftete Graf Rudolf V. von Montfort-Feldkirch dort ein Franziskanerkloster.⁴³ Der Viktorsberg war also wohl aus st. gallischer Hand über die Udalrichinger an die Grafen von Montfort gelangt.

Rankweil

Es ist verständlich, daß das Kloster St. Gallen danach trachtete, auch im wichtigen Gerichtsort Rankweil, dessen Fruchtbarkeit des Bodens weithin berühmt war, Besitz zu erlangen.

Den ersten Hinweis auf st. gallische Präsenz im Raum Rankweil erhalten wir aus zwei Urkundenabschriften über einen Grundstücksverkauf aus dem Jahre 802. Pricetus und seine Söhne Balfred und Onoratus veräußerten dem Otolf, dessen Gattin Rathsind und deren Sohn Thiotenzo einen Acker zu *Leneotu*, wie es im einen Stück heißt, bzw. zu *Bergune*, wie die andere Abschrift mitteilt. Jener Acker grenzte *de una parte in sancti Galli et ex alia parte Victore*.⁴⁴ Das bedeutet, daß das Kloster St. Gallen zu Beginn des 9. Jahrhunderts Besitz in *Leneotu* bzw. *Bergune* hatte. Josef Zehrer hat festgestellt, daß der Name *Bergune* in den karolingischen Urkunden mehrmals aufscheint, auch von einer *via bergunasca* ist die Rede. Er gelangt zu der Annahme, daß *Bergune* zu dieser Zeit eine Wüstung und kurz davor noch eine Siedlung gewesen sei und lokalisiert *Bergune/Leneotu* westlich von Rankweil im Bereich der Flurnamen Schers und Burgis.⁴⁵ Wann und auf welche Weise das Kloster zu diesem Besitz gekommen war, läßt sich nicht belegen, vielleicht besteht ein Zusammenhang mit jener am 13. September 774 in Rankweil ausgestellten Urkunde, mittels der Habraam seinen ganzen Besitz an einem nicht genannten Ort dem Kloster St. Gallen übertrug.⁴⁶

39 WRATZFELD, Eusebius (wie Anm. 33). S. 60.

40 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 705.

41 (. . .) *de primatis vero sancti Victoris aurum vel argentum et pallios duas partes revertat ad monasterium sancti Galli et tertia ad opus sancti Victoris, et lana, que venit per totum annum, dimidia ad parte sancti Galli et dimidia ad opus sancti Victoris*. UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 705.

42 TIEFENTHALER, Besitzverhältnisse (wie Anm. 1). S. 30.

43 GEORG KECKEIS, Topographisch-historische Beschreibung der Ortschaften Rötis und Viktorsberg. – In: Jahresbericht des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 45 (1907). S. 1–276. Hier S. 265.

44 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 165.

45 JOSEF ZEHRER, Die Flurnamen von Rankweil. – In: Heimat Rankweil. – Lustenau 1967. S. 20–49. Hier S. 37. Siehe auch Flurnamenkarte S. 22.

46 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 72.

Eine weitere Schenkung erfolgte am 11. Juni 844. Joabo und seine Gattin Andustria tradierten an das Kloster aus ihrem Besitz folgende Güter: *agrum sub monte, VI modiorum, confinit in silva et ex alia parte in ipsos monachos, alium agrum ad salice, VI modiorum, confinit in Audomares; item agrum ad via barbarisca, V modiorum, confinit in Aunulfi et ex alia parte in Prestancii; item agrum inter vias, I modium, confinit infantes Domnici et ex alia parte ipsos monachos, item agrum sub monte, II modiorum, confinit infantes Audomares.*^{46a} Der Acker *sub monte* lag wohl am Fuße des Frauenberges dem Wald zu, der *ad salice* bei der Weide, dem Weidenstrauch, vielleicht sogar in Zusammenhang mit dem heutigen Flurnamen Weidenbündt an der südwestlichen Gemeindegrenze von Rankweil. Die *via barbaresca* führte von Rankweil nach Norden, wahrscheinlich in groben Zügen identisch mit der „Hasengasse“, heute Montfortstraße. *Inter vias* kann nur zwischen der *via gisingasca*, die hinter den Häusern der Langgasse in Richtung Gisingen führte, und der *via bergunasca*, dem heutigen Schleipfweg liegen.⁴⁷ Darüber hinaus ist diese Urkunde ein Beweis dafür, daß St. Gallen zu jener Zeit weiteren Grundbesitz in Rankweil selbst hatte, das Kloster wird zweimal als Grundnachbar – sowohl *sub monte* wie auch *inter vias* – genannt. Einigen Aufschluß über den Umfang dieser Schenkung geben uns die in der Urkunde genannten Größenangaben. Modius ist ein Hohlmaß, es entspricht dem Scheffel. Gemeint ist hier nicht der Ertrag eines bestimmten Ackers, sondern die zur Aussaat nötige Menge. Alois Reich berechnete, daß einem Modius etwa 40 Ar entsprechen.⁴⁸ Die hier an St. Gallen tradierten 20 Modien kämen somit acht Hektar gleich.

Weiters ist auch in diesem Zusammenhang die in Rankweil ausgestellte Tauschurkunde vom 23. Juli 896 – sie fand schon bei Behandlung der Viktorsberger Besitzungen Erwähnung – zu behandeln. Der Priester Valerius vertauschte mit Zustimmung seiner Brüder Maurentianus und Orsicinus insgesamt 20 *onera* an Äcker und Wiesen, nämlich *suptus sanctu Alexandru onera X, confinit da una parte in sancti Galli, in sancti Victoris; in Bergune onera VI, confinit da una parte ipsos eredes; pradu inter Polesenos carrorum III, qui vadit in vices cum ipsius sancti Galli; in Salecto carrale I, que dividunt da fratres meos, confinit ipses eredes, de novem libras ferru valente.*⁴⁹ Bestimmar ist der *mons sancti Alexandri*, es handelt sich um den St. Petersbühl nordwestlich des Frauenberges.⁵⁰ *Bergune* wurde weiter oben schon behandelt. *Inter Polesenos* dürfte eine Anrainerangabe sein, in *Salecto* ist nicht sicher zu identifizieren, Wartmann sah darin zu Unrecht Salez im Kanton St. Gallen.⁵¹ Viel wahrscheinlicher ist dagegen ein Zusammenhang mit der Flur Salex im Bereich Sulz.⁵² Auch in dieser Urkunde wird St. Gallen – in einem auffälligen Zusammenhang mit dem Viktorsberg – sowohl in Rankweil selbst am Fuße des Petersbühl wie auch in *Bergune* als Anstößer und somit als Grundbesitzer genannt. Bei ersteren Grundstücken handelte es sich um Ackerland, bei den zwei letzteren um Wiesen. Die Größenangaben erfolgten für die Äcker durch *onera*, das sind eigentlich Traglasten, gemeint war wohl auch hier die Menge, das Gewicht des zur Aussaat für eine bestimmte Fläche notwendigen Saatgutes. Meinrad Tiefenthaler nimmt an, daß die *onera* mit Scheffeln etwa gleichzusetzen sind,⁵³ so daß wir es in diesem

46a Ebenda II. Nr. 391.

47 ZEHRER, Flurnamen (wie Anm. 45). S. 31. Siehe dort auch die Karten S. 20 und 33.

48 Alois REICH, Kritische Streifzüge. – In: Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs 9 (1913). S. 1–18. Hier S. 3ff.

49 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 705.

50 ZEHRER, Flurnamen (wie Anm. 45). S. 31.

51 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 705.

52 Freundlicher Hinweis von Dr. Josef ZEHRER, dem dafür herzlich gedankt sei.

53 TIEFENTHALER, Besitzverhältnisse (wie Anm. 1). S. 18. Auch Benedikt BILGERI bestätigt die Verwendung von Hohlmaßen, die die Aussaatmenge messen, zur Größenbestimmung von Grund-

Fälle mit insgesamt 6,4 Hektar Ackerland zu tun hätten. Die beiden Wiesen lieferten drei bzw. ein Fuder Heu.

Daneben gibt es mehrere in Rankweil ausgestellte Urkunden, die Grundstückstransaktionen zwischen Privatleuten im Raume Rankweil dokumentieren. Diese Urkunden befinden sich ebenfalls in St. Gallen, sie wurden vermutlich von den Beteiligten dort aus Sicherheitsgründen hinterlegt,⁵⁴ ein Übergang der Besitztümer an St. Gallen ist eher nicht anzunehmen.

Mit der Urkunde vom 23. Juli 896 brechen auch in Rankweil die Nachrichten über st. gallisches Grundeigentum für lange Zeit ab. Erst in einem Einkünfteverzeichnis des St. Galler Klosterdekanes vom 13./14. Jahrhundert finden wir die Eintragung *In Ranchwila de manso et scüpoza 11 sol.*⁵⁵ Eine Hube und eine Schuppe in Rankweil hatten also eine Abgabe von 12 Schilling zu leisten, die allem Anschein nach über den Hof zu Röthis an St. Gallen abgeführt wurde. Noch 1431 hatte das Kloster in Rankweil diesen – gegenüber dem 9. Jahrhundert sicherlich geschmälernten – Besitz inne, am 19. Juli dieses Jahres erteilte Abt Eglof dem Hans Hartmann Auftrag und Vollmacht, des Klosters Zinsen und Güten unter anderem von der Hube zu Rankweil einzuheben. Das endgültig Ende st. gallischen Grundbesitzes in Rankweil brachte – im Zusammenhang mit dem Verkauf des Röthner Hofes – der 4. März 1466.⁵⁶ Von den in der Verkaufsurkunde für das Domkapitel Chur genannten Gütern gehörten nach Rankweil die Schuppe, das *Brugglehen* und wohl auch der *Sennhof*. Von einer Wiese *Brugglin* unter Rankweil, die in den Meierhof zu Röthis gehört, ist bereits 1430 die Rede. Nach einem Eintrag in ein Lehenregister des Stiftes St. Gallen erhielt Hans Bücher von Rankweil die im dortigen Kirchspiel gelegene Wiese *Brugglins*, anstoßend an Jos Appenzellers Gut, das *Hüsli*, die *Turns* und den Bach *Amelanken* (Mühlbach).⁵⁷ Im Raum Rankweil/Brederis scheint überdies auch der Flurname *Sennhof* auf. Dieser Bereich war später im Besitz des Domkapitel Chur.⁵⁸ Daraus könnte geschlossen werden, daß der in der Verkaufsurkunde genannte *Sennhof* nicht in Röthis, zumal sich dort aus den Flurnamen kein Hinweis ergibt, sondern westlich von Rankweil lag, nicht unweit jener Gegend, wo Zehrer das karolingische *Bergune* vermutet.⁵⁹ Möglicherweise ist der *Sennhof* identisch mit dem im Einkünfteverzeichnis des Dekans aus dem 13./14. Jahrhundert mit einer Abgabe von 60 Leib Käse aufgeführten *Sennitüme*.⁶⁰

Feldkirch-Altenstadt

Am 7. Jänner 909 schenkte König Ludwig das Kind, er weilte gerade in Bodman, den St. Galler Mönchen *in loco Feldkiricha dicto, quicquid nos juste et legitime in illa curte sive*

stücken. Vgl. Benedikt BILGERI, Der Getreidebau in Vorarlberg. – In: Montfort 1 (1946). S. 178–248. Hier S. 238.

54 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 173, 174, 296, 421.

55 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 786.

56 UB St. Gallen (wie Anm. 18) V. Nr. 3560a; Bischöfliches Archiv Chur mr. 3, Mp. 60.

57 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 76 fol. 137^v. Ein Zusammenhang mit dem Flurnamen Bruckner besteht somit durch die Lage des Lehens am Mühlbach nicht. Von diesem Lehen ging ein jährlicher Zins von 1 Pfund Pfennig an den Meierhof zu Röthis. 1453 wurde das Grundstück zweigeteilt zu einem Zins von je 10 Schilling Pfennig verliehen. Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 77. fol. 29^v. Zum *Brugglin*-Lehen siehe auch Bischöfliches Archiv Chur UR. 187.

58 ZEHRER, Flurnamen (wie Anm. 45). S. 40.

59 Ebenda Karte S. 22.

60 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 786.

*basilica habere videbimur, cum decimatione et terra salica et omnibus iuste et legitime ibidem aspicientibus, aedificiis, mancipiis utriusque sexus, terris, agris, campis, alpiis, pratis, pascuis, silvis atque silvarum marchis, aquis aquarumque decursibus, piscationibus, molinis, exitibus et regressibus omnibusque utensilibus ibidem pertinentibus.*⁶¹ Schon das churrätische Reichsurbar von 842 nennt Königsgut in Feldkirch: *Beneficium Nordolchi ad Feldchirichum, curtis dominica habet colonos VII, de terra dominica iugera CV seminandi CCC modios, de pratis CC carratas, alpes II, montem, silvam sowie de ecclesia sancti Petri ad Campos, id est Feldchiricha, beneficium* [. . .]; *ad terram dominicam modios ad seminandum XL, de pratis XL carros, decima de ipsa villa.*⁶² Die Teile der Schenkung entsprechen wohl dem im Reichsurbar aufgeführten Königsgut. Ob die Formulierung *quicquid nos iuste et legitime in illa curte sive basilica habere videbimur* einschränkend einen Anteil an Hof und Kirche meint, wie mehrfach angenommen wurde, ist nicht sicher zu klären.⁶³

Das Stift St. Gallen verlor allerdings diesen reichhaltigen Besitz unter nicht näher bekannten Umständen.⁶⁴

Ein Einkünfteverzeichnis der Chorherren und des Domkapitels zu Chur von 1393 weist schließlich die zum Altenstädter Widem gehörigen Höfe und Güter, den Kleinzehent und einen Teil des Großzehent aus,⁶⁵ am Anfang des 15. Jahrhunderts ist das Domkapital Chur auch Patron der Pfarre Altenstadt.⁶⁶ Aber noch im 15. Jahrhundert verfügte St. Gallen über Einkünfte aus Altenstadt, die dann 1466 im Rahmen des bereits erwähnten Verkaufes der Röthner und Rankweiler Güter an das Domkapital Chur übergingen. 1431 wurde Hans Hartmann beauftragt, unter anderem die Einkünfte von dem Zehenten *zu der Altenstatt* für das Kloster St. Gallen einzuheben.⁶⁷ Die Verkaufsurkunde von 1466 nennt als letzten Posten ebenfalls den Altenstädter Zehent.⁶⁸ Es kann sich allerdings nur um einen Teil davon gehandelt haben, da Chur ebenfalls über Zehentrechte in Altenstadt verfügte. Ob eine Kontinuität st. gallischer Einkünfte aus dem Altenstädter Zehent vom Jahre 909, von

61 Ebenda II. Nr. 755.

62 Bündner UB (wie Anm. 32). S. 377. Allerdings spricht sich Otto P. Clavetscher nicht für eine Identität von St. Petrus ad Campos und Altenstadt aus. Er vermutet eher, daß diese Peterskirche abgegangen ist. Vgl. Otto P. CLAVETSCHER, Das Schicksal von Reichsgut und Reichsrechten in Rätien. – In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 54 (1967). S. 46–74.

63 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 755, in der Folge auch REICH, Streifzüge (wie Anm. 48). S. 1 ff. und Bündner UB (wie Anm. 32). Nr. 88. Die These REICHs, St. Peter in Feldkirch-Altenstadt sei eine Filiale von St. Peter in Rankweil gewesen und gemeinsam mit dieser Kirche im Tausch zwischen Karl III. und der Kirche Chur an letztere gefallen, so daß dem Reich an St. Peter in Altenstadt für die Schenkung von 909 nur ein Teil der Einkünfte verblieben sei, ist nicht bewiesen. Dagegen spricht vor allem, daß die Kirche in Altenstadt eine Eigenkirche auf königlichem Boden war, die das Recht zur Zehenteinhebung hatte. REICHs Auffassung wird dagegen durch die Tatsache gestützt, daß die Pfarre Altenstadt mit Widem – in dem er vom Umfang her die Angaben des Reichsurbars wiedererkennen wollte – sich im 14. Jahrhundert tatsächlich in Churer Hand – Domkapitel und Kloster Churwalden – befand. REICH, Streifzüge (wie Anm. 48). S. 2 ff. Allerdings kannte REICH jene Urkunde von ca. 1101 nicht, durch die Herzog Welf von Baiern dem Kloster Weingarten unter anderem den Zehent zu Feldkirch schenkte. Siehe HELBOK, Regesten (wie Anm. 15) Nr. 202. Welfische Schenkungen im Vorarlberger Raum können auf die Eroberung st. gallischen Besitzes im Investiturstreit durch die welfisch-bregenzische Koalition hindeuten.

64 REICH glaubte, den ehemals st. gallischen Besitz im landesherrlichen Güterkomplex des ausgehenden Mittelalters identifizieren zu können. REICH, Streifzüge (wie Anm. 48). S. 11 f.

65 Joseph BERGMANN, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Vorarlbergs und der angrenzenden Gebiete. – Wien 1853. S. 139 ff.

66 Ludwig RAPP, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg. I. Bd. – Brixen 1894. S. 306.

67 UB St. Gallen (wie Anm. 18) V. Nr. 3641.

68 Bischöfliches Archiv Chur UR. 187.

der Schenkung der *basilica cum decimatione* bis ins 15. Jahrhundert besteht, ist nicht zu belegen.⁶⁹

Feldkirch-Gisingen

Auf St. Galler Besitz im heutigen Feldkircher Stadtteil Gisingen deutet eine in Rankweil am 15. Mai 864 ausgestellte Urkunde hin.⁷⁰ Valerius verkaufte an Stelle der Magna an die Abtei St. Gallen, vertreten durch den Vogt Onorat und den Meier Abraam, einen Acker zu *Gisintu* in der Größe von drei Modien für vier Tremissen. Als Anstößer werden die Kinder der Magna und St. Gallen selbst genannt, das Kloster war also dort bereits begütert, ohne daß über den Ursprung dieses Besitzes ein Dokument erhalten geblieben ist. Über den weiteren Verbleib dieses Ackerlandes ist nichts bekannt.

Göfis-Tufers

Vergleichsweise spät erhalten wir Nachricht über ein st. gallisches Besitztum in Tufers im Gemeindegebiet von Göfis. Im Einkünfteverzeichnis des St. Galler Stiftsdekans vom 13./14. Jahrhundert findet sich die Eintragung *In Tuvirs de manso 7 sol.*⁷¹ Das Stift besaß somit dort eine Hube, deren Herkunft allerdings im Dunkeln liegt. In der schon mehrfach erwähnten Vollmacht für Hans Hartmann von 1431 ist die Hube von Tufers ebenfalls genannt.⁷² Sie wurde jedoch schon vor der Veräußerung des Röthner und Rankweiler Besitzes abgestoßen. Am 14. Jänner 1463 überließ Abt Ulrich Rösch für 20 Pfund Pfennig der *erbern luten zu Tuffers* die st. gallischen Einkünfte aus dieser Hube, die sich auf 17 Schilling und 8 Pfennig an Geld, 30 Eier und 3 Hühner beliefen.⁷³ Auf der Hube befanden sich – zumindest in späterer Zeit – vier Höfe, der Umfang der Besitzung ist aus zwei Urkunden von 1600 und 1604 annähernd zu erschließen.⁷⁴ Der St. Galler Grundbesitz lag vor allem im Bereich der Fluren Juchart und Breite südlich und südöstlich von Tufers.⁷⁵ Die grundherrliche Zentrale für die Hube zu Tufers war sicherlich Röthis. In den st. gallischen Lehenregistern des 15. Jahrhunderts findet sich kein Hinweis mehr auf die Hube zu Tufers, Belehnungen waren anscheinend nicht mehr vorgekommen, die klösterliche Lehenshoheit war wohl nur mehr theoretisch existent.

Schlins

Von st. gallischem Besitz in Schlins erfahren wir ebenfalls erst aus dem Einkünfteverzeichnis des St. Galler Klosterdekans aus dem 13./14. Jahrhundert: *Slinis 5 sol.*⁷⁶ Daß es sich um

69 Alois REICH (Streifzüge, wie Anm. 48, S. 9f.) vertrat die Auffassung, daß dieser St. Galler Zehent von den Grafen von Toggenburg herrührt, es handle sich um den gleichen *zehenden ze der Altenstat bi Velkilch*, den Friedrich von Toggenburg 1363 als Lehen der Anna, Witwe des Uli Litscher, verliehen hatte. Vgl. UB St. Gallen (wie Anm. 18) IV. Nr. 1609.

70 UB St. Gallen (wie Anm. 18). Nr. 501. HELBOK las allerdings *Gisimu* und konnte sich nicht zu einer Lokalisierung entschließen. HELBOK, Regesten (wie Anm. 15). Nr. 71.

71 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 786.

72 Ebenda V. Nr. 3641.

73 BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3). S. 67.

74 VLA Urk. Nr. 287 und 305.

75 Für den freundlichen Hinweis sei Herrn Dr. Josef ZEHRER herzlich gedankt.

76 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 786.

eine Hube gehandelt hat, von der diese Abgabe geleistet worden ist, geht aus einer Urkunde von 1431 hervor, die Hans Hartmann beauftragte, die Zinsen und Gülden für das Kloster St. Gallen unter anderem aus dem Hube zu Schlins einzuheben.⁷⁷ Auch der Schlinser Grundbesitz gehörte somit im Spätmittelalter zum st. gallischen Verwaltungsmittelpunkt Röthis. Ob er allerdings auch gemeinsam mit dem Röthner Besitz an Chur verkauft worden ist, läßt sich nicht klären, die Verkaufsurkunde nennt expressis verbis keine Schlinser Hube.⁷⁸ Auch für Schlins gilt, was bereits für Röthis und Tufers gesagt worden ist. Die Lehenregister des Stiftes weisen im 15. Jahrhundert keine Belehnung mit der dortigen Hube aus, es wäre denkbar, daß die St. Galler Rechte einfach verschwanden.

Klaus, Sulz, Saxu pilosu, Vulfrisret, Val Venusta

Auf St. Galler Besitztümer in Sulz und Klaus wurde bereits in den Abschnitten über den Hof zu Röthis und über die Rankweiler Güter hingewiesen.

Am 6. Juli 884 schenkte Hisuan mit seinem Sohn Isuan dem Kloster St. Gallen zum Seelenheil seines Sohnes Nordolon das Land bei *Saxu pilosu*, das an Besitz der Abtei angrenzte, zu freiem Eigen.⁷⁹ Es handelt sich also nicht um eine Prekarie, wie sie zu jener Zeit häufig war, sondern um die bedingungslose Schenkung eines Grundbesitzes. Leider ist es bisher nicht gelungen, *Saxu pilosu*, wo St. Gallen schon vorher begütert war, zu lokalisieren. Zwar ist der Flurname Sax in Vorarlberg recht häufig anzutreffen, etwa bei Göfis oder Schlins, wo St. Galler Besitz ja nachweisbar ist,⁸⁰ doch erwies sich eine eindeutige Zuordnung bisher nicht als möglich.

Ebenso ungeklärt ist die Lage von *Vulfrisret*, das bei den Einkünften des Dekans im 13./14. Jahrhundert am Schluß der Abgaben, die aus bzw. über den Hof Röthis an St. Gallen gingen, mit zwei Pfund nachgetragen ist.⁸¹

Bereits erwähnt wurde auch der Besitz im *Val Venusta*, der durch die Schenkung der Himilthrud 890 an St. Gallen kam. Die Vermutung, daß es sich dabei um den Südtiroler Vintschgau handelt, ist nicht zufriedenstellend.⁸² Es scheint eher angebracht, das Tal im Vorarlberger Oberland zu suchen.

Mäder

Zwei große Königs- oder Reichshöfe dehnten sich zu beiden Seiten des Rheines aus, der von Lustenau und der von Kriessern. Letzterer umfaßte außer den schweizerischen Gemeinden Oberriet, Montlingen, Kriessern und Diepoldsau auch Mäder im heutigen Vorarlberg. Kirchlicher Mittelpunkt des Hofes war die St. Johannes-Pfarrkirche von Montlingen.⁸³

⁷⁷ Ebenda V. Nr. 3641.

⁷⁸ Bischöfliches Archiv Chur UR. 186.

⁷⁹ UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 172. Interessant ist hier auch die Person des Hisuan/Isuan. Schon im Reichsurbar von 842 scheint ein als Slawe bezeichneter Träger dieses Namens als Lehensinhaber in Bludesch, ebenfalls im Walgau, auf. Seine Spur führt laut BILGERI nach Bayern, dem Hauptland König Ludwigs des Deutschen, wo Slawen seit seiner Regierungszeit urkundlich erwähnt sind. Vgl. BILGERI, Geschichte (wie Anm. 4). S. 74f.

⁸⁰ Siehe HELBOK, Regesten (wie Anm. 15). S. 48.

⁸¹ UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 786.

⁸² Zuletzt bei BURMEISTER, Der st. gallische Hof (wie Anm. 3). S. 56.

⁸³ Ludwig WELTI, Wie kam Mäder an Österreich? – In: Montfort 15 (1963). S. 99–106. Hier S. 99. Siehe auch J. HARDEGGER und H. WARTMANN, Der Hof Kriessern. – St. Gallen 1878; Karl Emil

Am 18. August 1229 traf König Heinrich (VII.) zugunsten des Abtes Konrad von St. Gallen folgende Verfügung: *contulimus ei curiam nostram apud Criesserun cum omnibus appendiciis suis, videlicet hominibus, agris cultis et incultis, pratis, pascuis, aquis aquarumque decursibus libere tenendam et perpetuo possidendam*.⁸⁴ Somit war auch Mäder als Bestandteil des Reichshofes durch Schenkung in das Eigentum des Stiftes St. Gallen übergegangen. Allerdings konnte sich das Kloster nicht sehr lange dieses neuen Besitztumes erfreuen. Heinrichs Vater, Kaiser Friedrich II., dürfte diese Schenkung nicht anerkannt haben, denn er versprach, wie die folgende Urkunde König Rudolfs I. berichtet, den Hof in Reichsbesitz zu belassen. Der Habsburger griff im Zuge der Sicherung und Rückführung von Reichsgut darauf zurück und gab am 19. Juli 1274 die Versicherung ab, den Hof Kriessern, dessen Leute, Güter und den Forst stets in seiner Hand zu behalten und weder durch Verkauf, Verpfändung oder Verleihung zu veräußern, sondern ihn beim alten Recht zu belassen.⁸⁵

Aber schon am 24. Oktober 1279 verpfändete er dem Ritter Heinrich Walter von Ramschwag, der ihm im Verlauf der Schlacht auf dem Marchfeld gegen Ottokar von Böhmen das Leben gerettet hatte, den Hof Kriessern mit *luten, rechten und zugehörden*.⁸⁶ Heinrich Walters Vater, Ulrich von Ramschwag, hatte bereits die Vogtei über das Stift St. Gallen inne, die er konsequent zur Ausweitung seiner Machtbasis im Klosterbereich ausnützte.⁸⁷ Die Ramschwag konnten ihre Pfandschaft allem Anschein nach widerstandslos antreten und behaupten, als Pfand- und Gerichtsherren des Reichshofes Kriessern stand ihnen nach einer Zeugenaussage von 1442 das Gericht und die Grundherrschaft auch über die in den rechtsrheinischen Hofmarken und Mädern gesessenen Hofleute zu.⁸⁸

Durch Adelheid von Ramschwag kam der untere Teil des inzwischen halbierten Hofes mit Mäder vor 1457 an ihren Mann, den Konstanzer Patrizier Jakob Mangolt. 1478 ist die Rede von Streitigkeiten zwischen Mangolt und Erzherzog Sigmund von Österreich wegen der unter habsburgischer Hochgerichtsbarkeit und Landeshoheit stehenden Mäderer Hofleute betreffend ihre Steuerleistung und die Niedergerichtsbarkeit.

Seine zweite Gattin, Gertrud von Hörnlingen, verkaufte schließlich am 23. Februar 1486 ihren Anteil am Reichshof Kriessern mit Mäder an das Kloster St. Gallen, das somit zum zweiten Mal in den Besitz von Mäder gelangte.⁸⁹ Jenseits des Rheins, also auf Vorarlberger Seite, gehörten folgende Eigenleute dazu: Gerolt Zäch und noch einer, Konrad Böckli und seine zwei Brüder, Hans Werder und sein Bruder, Hans Starck, Klaus Ender, Viler Schneider, Hans Ender, der Schopp, Jos Bernhart, Hans Ender, Contz Kunzen Sohn ab Steig, Rudolf und Konrat in der Langenau und Hans Ender.⁹⁰

Aber auch diese letzte st. gallische Erwerbung in Vorarlberg konnte nicht lange gehalten werden. Noch der 1491 verstorbene Abt Ulrich Rösch entschloß sich zum Verkauf der rechtsrheinischen Besitzungen des Hofes Kriessern um 300 Pfund Pfennig an Österreich.

SCHABINGER Frhr. von Schowingen, Der Reichshof Kriessern und die von Schowingen im Rheintal. – Freiburg i. Br. 1954.

84 Chartularium Sangallense III. Bearb. von Otto P. Clavadetscher. – St. Gallen 1983. Nr. 1166.

85 BÖHMER/REDLICH, Regesta Imperii VI. – Innsbruck 1898. Nr. 189.

86 Bei WARTMANN wiedergegeben ist eine spätere, etwas unbeholfene Übersetzung eines Vidimus des nicht mehr erhaltenen Originals. UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 1020.

87 Geschichte des Reichshofes Kriessern 1229–1799. – Kriessern o. J., S. 12.

88 WELTI, Wie kam Mäder an Österreich? (wie Anm. 83). S. 101.

89 Ebenda S. 101f.

90 HARDEGGER/WARTMANN, Kriessern (wie Anm. 83). S. 55. Zur Grenze des Vorarlberger Teiles des Hofes Kriessern siehe die genauen Angaben bei WELTI, Wie kam Mäder an Österreich? (wie Anm. 83). S. 103f.

Endgültig abgeschlossen wurde der Handel – es gab wohl infolge des Schwabenkrieges Verzögerungen – zu Beginn des Jahres 1513.⁹¹ Mäder zählte etwa zu jener Zeit 19 Feuerstätten.⁹² Ausgenommen vom Verkauf war die Rheinfuhr mit *prut und bar*, also bei Hochzeit und Begräbnis, und die Rechte, besonders Weiderechte, die die Hofleute zueinander links und rechts des Rheines hatten.⁹³

II. St. Galler Besitz im Vorarlberger Unterland

Höchst

Ein weiteres St. Galler Besitzzentrum war der Raum Höchst sowohl diesseits wie jenseits des heutigen Alten Rheines. Die Nachrichten über die klösterliche Präsenz in diesem Gebiet reichen bis ins frühe 9. Jahrhundert zurück. Am 22. Juni 808 tradierte Cunradat zu seinem Seelenheil an St. Gallen all seinen erworbenen Besitz zu Höchst (*Hostadio*) mit *domibus (. . .) pascuis et pratis, terris, silvis, viis, aquis aquarumque decursibus, cultis aut adhuc quibusdam incultis* als freies Eigentum unter der Bedingung, daß sein Sohn Albini im Kloster lebenslänglich Versorgung erhalte, sowie daß er in den Orden eintreten dürfe, wenn er sich würdig erweise.⁹⁴

Wenige Jahre später, am 18. April 819, übertrugen Hatto und seine Gattin Oadalhilt ihren Höchster Besitz an das Kloster und erhielten ihn gegen Zins auf Lebenszeit wiederverliehen. Im Falle ihres erbenlosen Todes sollten die Güter ins Eigentum des Klosters übergehen. Weiters behielt sich Hatto den Eintritt ins Kloster vor, er und seine Gattin sollten im Bedarfsfall von St. Gallen Unterhalt und Rechtsschutz erhalten. Zudem legte die Urkunde dem Kloster die Verpflichtung auf, den Besitz nur an St. Galler Hörige oder an von Hatto selbst benannte Personen auszugeben.⁹⁵

Am 23. Juli 881 tradierte Kerrat an St. Gallen all das, was er in der Höchster Mark erworben hat und noch erwerben wird unter der Bedingung, daß er den Besitz gegen Zins auf Lebenszeit behalten darf. Nach seinem Tod sollten die Güter seinen Erben ebenfalls gegen Zins verliehen werden, eine Wiedereinlösung war vorbehalten.⁹⁶

Das Kloster St. Gallen kam also im Laufe des 9. Jahrhunderts aus dem Besitz von Privatpersonen, von Freien, die über ihr Eigentum unbeschränkt verfügen konnten, zu Grund und Boden im Bereich Höchst, wenn auch einige Bedingungen, die den Traditionen zugrunde gelegt wurden, die Verfügungsgewalt des Stiftes vorerst einschränkten.

Daß St. Gallen auch in Höchst eine gezielte Arrondierungspolitik betrieb, geht aus einer Urkunde von 888 klar hervor. Abt Bernhard tauschte mit Eccho acht Juchart – sicher Ackerland – zu Marbach gegen ebensoviel in *Hohstedtharro marcho*, also in Höchst.⁹⁷

Wie schon erwähnt, waren die an den Grundtransaktionen beteiligten Personen Freie, doch paßt sowohl die Schenkung des Kerrat als auch der Tausch des Eccho nicht ganz in das

91 Am 21. Jänner 1513 quittierte Abt Franz dem Hubamt Feldkirch den Erhalt von 260 Pfund Pfennig Hauptgutes an Gericht, Zwing und Bann des rechtsrheinischen Teiles des Hofes Kriessern. Foto im VLA Urk. Nr. 80127. Original im Státní Archiv Rymarov, CSSR.

92 WELTI, Wie kam Mäder an Österreich? (wie Anm. 83). S. 105f.

93 VLA Urk. Nr. 3343 vom 18. Februar 1513.

94 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 128.

95 Ebenda Nr. 243.

96 Ebenda II. Nr. 616.

97 Ebenda Nr. 649. Datum nach HELBOK, Regesten (wie Anm. 15). Nr. 97.

gewohnte Bild des statisch in seiner Markgenossenschaft auf ererbtem Gut sitzenden Bauern. Vielmehr fällt eine gewisse Besitzmobilität ebenso ins Auge wie die Tatsache, daß Grundeigentum an verschiedenen Orten – was natürlich die Eigenbewirtschaftung erschwert – durchaus nicht ungewöhnlich war. Ebenso verhält es sich mit der sozialen Homogenität der Markgenossenschaft, der Beschränkung derselben auf eine Gruppe freier Bauern mit mittlerem Besitzstand.⁹⁸ Der Markgenossenschaft gehörte vielmehr – wie Ludwig Welti klar erkannt hat – an, wer allmendberechtigt war. Dies konnten Klöster, Dorfadelige und Königszinsler, Hofleute und bäuerliche Lehensleute, Bauernguthaber, selbst unfreie Hufenbauern sein, die eben zusammen mit der Herrschaft die Zwing- und Banngewalt ausübten, also die mit der Dreifelderwirtschaft zusammenhängenden Gemeindeangelegenheiten ordneten⁹⁹ – im Gegensatz zu den *servi*, den Knechten, die die herrschaftlichen Meier- oder Kellhöfe bewirtschafteten.

Beachtenswert ist weiters eine Urkunde von Kaiser Otto II. Er gab am 29. Oktober 980 unter anderem im Dorf Höchst *de rebus quibusdam* (. . .) *quas missi nostri de vestitura eiusdem monasterii ad dominium nostrum legali, ut aiunt, iure quaesierunt seu quaerendum censuerunt, eum et successores eius immunes* zurück, und zwar *quicquid in rebus nominatis iuris habuimus ac potestatis*.¹⁰⁰ Zwar ist nicht völlig sicher zu klären, ob nun Klosterbesitz selbst oder bestimmte Rechte an den Fiskus gezogen worden waren, doch läßt die Stelle den Schluß zu, daß dem Abt die Immunitätsrechte streitig gemacht worden sind, was sicherlich von den örtlichen Gewalten seinen Ausgang nahm. Die Urkunde wurde übrigens in Höchst ausgestellt, das heißt, der Kaiser hielt sich selbst hier auf.

Nach und nach gelang es St. Gallen, im Bereich der Höchstler Mark – sie erstreckte sich ja bekanntlich links und rechts des Rheines¹⁰¹ – dominierend zu werden. Ob sich nun die bisher genannten Güter dies- oder jenseits des Rheins befanden, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Im Zuge der weiteren Untersuchung liegt aus systematischen Gründen das Schwergewicht natürlich auf dem heutigen Vorarlberger Teil, auf St. Johann-Höchst, Höchst *ennet Rhins*.

Das Kloster baute die Mark Höchst wohl schon im Frühmittelalter zu einem weit ausgreifenden st. gallischen Hof aus, der sich auf beiden Seiten des Rheins vom Monstein bis zur Mündung des Stromes in den Bodensee erstreckte, zu einem grundherrschaftlichen Komplex, der aufgrund der Exemptionsprivilegien mit eigener Niedergerichtsbarkeit ausgestattet war und der sich schließlich zu einem Doppelhof, geteilt durch den Rhein, entwickelte.

Es ist somit nicht verwunderlich, daß Höchst in den verschiedenen Einkünfteverzeichnissen von der zweiten Hälfte des 12. bis zum 14./15. Jahrhundert mehrfach genannt wird, wobei im Spätmittelalter öfters zwischen Abgaben von diesseits und jenseits des Rheines unterschieden wird.¹⁰² Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang ein Rodel aus

98 Vgl. etwa Benedikt BILGERI, Das Vorarlberger Unterland und seine alten Gemeinden. – In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 92 (1954). S. 5–35. Hier S. 8.

99 WELTI, Siedlungsgeschichte (wie Anm. 2). S. 18.

100 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 816.

101 (. . .) *in vicis untriusque ripae Hohstedi* (. . .). UB St. Gallen (wie Anm. 18). Nr. 816. Siehe auch Kunrich GEHRER, Höchst zu beiden Ufern. – In: 1000 Jahre Höchst-St. Margrethen. – o. O. 1980. S. 22–23.

102 *In exaltatione sancte crucis 4 fercula cum vino et maiore pane de Hôte* (2. Hälfte 12. Jahrhundert, UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 824); *In exaltatione sancte crucis datur vinum, pisces, caseus, ova, faba, maior leibunculus de Hoste ultra Rhenum; In anniversario Heinrici decani datur vinum, pisces, caseus, minor leibunculus de villicatu in Hoste* (Leistungen des Kellers 13./14. Jahrhundert,

der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der die Abgaben aus dem Hof zu Höchst zusammenstellt.¹⁰³

Ob der Rodel die Einkünfte aus dem ganzen Doppelhof oder nur die aus dem rechtsrheinischen Teil, dem heutigen Höchst, aufführt, wie aufgrund der darin genannten Namen vermutet worden ist,¹⁰⁴ ist nicht geklärt. Die relativ geringe Zahl der Güter im unmittelbaren Hofbereich unterstützt allerdings diese Ansicht.

Mehrere Arten von Abgaben waren zu leisten, der Zins von den einzelnen Gütern, die *shaf stiure*, wohl eine grundherrliche Kopfsteuer, und zwei vogteirechtliche Abgaben, die Vogtsteuer und die *vogitizkerne*, die ebenfalls pro Kopf entrichtet werden mußten, sowie die *wisotkerne*, eine Naturalabgabe in Getreide, die auf einen bestimmten Festtag an die Herrschaft zu leisten war, sie lag wiederum auf den einzelnen Gütern. Zu Höchst selbst nennt der Rodel etwa 26 Güter, von denen ausdrücklich als Hofstätten ausgewiesen sind, dazu kommen noch Güter und Hofstätten in *Willer*, *Gerswendi*, *Celle*, wohl die Zellgasse im nördlichen Lustenau, Brugg, Fußach, Hard und Lauterach.¹⁰⁵ Unter den Personen, die Vogtsteuer bezahlen, befand sich ein Herr Walther von Brugge, sicher ein st. gallischer Ministeriale.

Wie anderen st. gallischen Höfen – siehe etwa Röthis – wurde auch dem zu Höchst der in der Umgebung liegende Streubesitz zugewiesen, der Hof bildete für diese Grundstücke und Güter die Abgabensammelstelle.

Vorerst nicht zu klären ist die Lage des Hofes *Gochain*, der zweimal im Zusammenhang mit Höchst genannt wird, nämlich 1283, als Abt Wilhelm den Hiltebold von Werstein als Verwalter der Höfe *Gochain* und Höchst bevollmächtigte, gegen jede Beeinträchtigung mit allen gesetzlichen Mitteln vorzugehen,¹⁰⁶ sowie im Jahre 1300, als der Abt einige Bestimmungen über das Meieramt dieses Hofes traf. Laut Wartmann ist letztere Urkunde im Archivregister unter der Rubrik St. Johann-Höchst eingetragen.¹⁰⁷

UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 818f.); *Von Höste ennent Rins drissig schilling pfennig, aht schaff, fünfzeihen scheffel kernen und fünfzeihen scheffel habern* (Einkünfte des Vogtes, UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 801); *De prato in Höste 4 sol.* (Einkünfte des Portners 1265, UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 797); *§ In curia Houste cellerarius 4 mod. tritice* (Einkünfte des Dekans, 2. Hälfte 13. Jahrhundert, UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 785). Dazu kamen noch die Einkünfte von *Chniun* (wohl Knie bei Dornbirn), Lauterach und Schwarzach, die ebenfalls über Höchst an St. Gallen abgeführt wurden, sowie schließlich Einkünfte der Kirche St. Fiden *Item Houste 10 sol.* (13./14. Jahrhundert, UB St. Gallen, wie Anm. 18, III. S. 779).

¹⁰³ UB St. Gallen (wie Anm. 18) IV. S. 770ff.

¹⁰⁴ E. GUNTTLI, Geschichtliches aus Mittelalter und Neuzeit. – In: St. Margrethen im Rheintal. – Rorschach 1947. S. 10–16. Hier S. 16.

¹⁰⁵ *Diz ist dir zins von dim hove ze Hoste: Cūnrad undir dim Alber 2 sol.; Gebheratis gūt 4 sol.; Snicis gūt 5 sol.; Magerinis gūt 19 den.; Swarzin gūt unde Kotiris 7 sol.; dir Immunstaderrun hofstatt 4 phennige; Gebhartis hofstat an dim Sande 4 phen.; Hainrich in din Studon und Cūnratīs gūt sines brüdir 18 phennigne (!); Vesmannis hofstat 1 sol.; diz Pagilers unde Meggiljns boumgarte 2 phen., je wedire 1 phen.; die hübe undir Aichin diz ern (!) Otin und sines brüdir Bertholdis 14 sol.; Mouzin hübe und diz Wizzin 18 sol.; dir Bül 4 sol.; Thomaninun hofstat 7 den.; ain achir an dir Ruti 3 den.; dir Widemerrun hofstat 2 den.; Rüdolfis achir 4 den.; Vranchin riuti 10 den.; Weinelins hofstat und sines brüdir Chūnratīs 8 den.; Vulzines hofstat 10 den.; Herman dir Vrie und Anderes die gent 6 sol. von zwain schubūzzin; Herman der Vrie der gūt von sines wibes gūte 4 den. et 2 sol.; Vorlouffis gūt 10 den. Von dime Willer 1 phunt; ze Gerswendi 4 sol.; zi din Verron 2 sol.; ze der hofstat zi der Brugge Walthers 2 sol.; in dim Riete von diz Plumpers hus 10 den.; ze Marchwgrtis hus von dir Muli 20 den.; dir Rietgravon gūt 12 den.; dir Schefmaistir gūt 19 den.; Kobelenzin gūt 1 sol.; ze Harde 4 sol.; Diz var ze Harde 3 sol.; ze Lutra in dime Riete 6 sol.; Speichina von Lutra 1 sol.; Jacob Amezings sun von Lutra 1 sol.; Dietbrehtis gūt von Celle 3 sol.; Burchartis gūt von Celle 3 sol.; Frichin gūt von Celle 9 den.*

¹⁰⁶ UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 1036.

¹⁰⁷ Ebenda Nr. 1125.

Neben den Einnahmen aus der direkten Bewirtschaftung des Meierhofes, den Erträgen aus den Zinsen und Steuern von den ausgegebenen Hofgütern, dem Ehrschatz bei Besitzänderungen an den Lehen, den Fällen und Glässen der klösterlichen Hofleute und Zinser verfügte St. Gallen über den Kirchensatz der Pfarre Höchst, die 1461 dem Kloster inkorporiert worden ist,¹⁰⁸ sowie über den Groß- und Kleinzehent, der allerdings ein beliebtes Pfand- und Verkaufsobjekt darstellte und auch tatsächlich mehrfach aus St. Galler Hand kam.¹⁰⁹

Die Rechte und Einkünfte des Klosters waren keineswegs immer unbestritten. So erließ eine Urkunde des Grafen Rudolf von Montfort-Feldkirch – ausgestellt in Form eines Privilegs – vom 20. Februar 1376¹¹⁰ den Gotteshausleuten zu Höchst und Fußach die Entrichtung des Leibfalles und gewährte ihnen die Gnade, daß sie an ihn nur die bisher üblichen Leistungen, die auf seinen Rechten als Vogt beruhten, zu erbringen haben. Die Sache ist klar, Rudolf von Montfort hatte versucht, st. gallische Rechte, vor allem den Todfall, an sich zu bringen, war aber damit nicht durchgedrungen und verzichtete darauf in der eleganteren Form des Privilegs.

Ein Verzeichnis aus dem 15. Jahrhundert gibt uns Kenntnis über den Umfang der Gerechtsame von St. Gallen im Hof Höchst und in den dorthin abgabepflichtigen Gütern.¹¹¹ Dem Kloster standen demzufolge zu:

1. der Großzehent zu St. Johann-Höchst und Brugg (120 Malter beiderlei Korn);
2. der Zehent zu Gaißau (20 Malter beiderlei Korn);
3. der Kleinzehent und der Weinzehent jenseits des Rheins (15 Pfund Pfennig);
4. die Hofzinse von den Klostergütern zu Höchst, Fußach, Hard, Lauterach, Bregenz (4 Pfund 8 Schilling Pfennig), zu Gaißau (1 Pfund 18 Schilling Pfennig), zu Dornbirn (10 Schilling Pfennig);
5. die Hofzinse an Getreide von den Klostergütern in Höchst, Fußach, Hard, Lauterach und Bregenz (8 Mutt 1 Viertel Kernen, 3 Vierling Hafer);
6. 1 Fasnachthuhn je Haus aus Gaißau (12 Stück);
7. der Ehrschatz von den Lehengütern bei Besitzwechsel;
8. das Besthaupt als Todfall von den Hofinhabern und den Zinsern;
9. die Einkünfte aus der Niedergerichtsbarkeit über die Leute zu Höchst, sie wurden schließlich, wie weiter unten behandelt ist, mit Österreich geteilt.

Der Wert des Kellhofes mit seinem Zubehör an Holz und Feld, Kirschbaumgarten und anderen Gerechtigkeiten wird um diese Zeit mit 300 Gulden angegeben.

Einen Überblick über die Hofgüter und Freilehen des Klosters St. Gallen, die dem Hof Höchst zugeordnet waren, geben die Lehenbände des Stiftsarchives St. Gallen, vor allem wenn Generalbelehnungen – etwa 1491 und 1493 – aufgezeichnet worden sind. Im Zuge der Generalbelehnung von 1493¹¹² werden im Zusammenhang mit dem Hof Höchst 20½ Hofstätten, 72 Äcker, wohl ebensoviele Wiesen unterschiedlicher Größe, 14 Baumgärten, 4 Besitzkomplexe mit der Bezeichnung „Gut“ bzw. „Hof“, etwa Konstanzer Hof und Gut, der Hof zum *Wila*, das Gut *Dietrichshald*, sowie mehrere andere Grundstücke (Egert, Garten, Weingarten, Weide, Holz) genannt, wobei der überwiegende Teil als Hofgut ausgewiesen ist. Die Zahl der Freilehen, die nicht an den Hof zinsten und auch nicht

108 Theodor HAUSTEINER, Das kirchliche Patronatswesen in Vorarlberg. – In: Montfort 9 (1957) S. 249.

109 UB St. Gallen (wie Anm. 18) IV. Nr. 2268; V. Nr. 3336, 3395, 3679, 3862.

110 Ebenda IV. Nr. 1754.

111 VLA Miscellen Sch. 237/19.

112 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 49.

ehrschatzpflichtig waren, blieb gering. Feststellbar sind etwa 38 Leheninhaber, die mehrfach den gleichen Familiennamen trugen. Dieser Kreis beschränkte sich nicht nur auf in Höchst ansässige Personen, auch Leute aus Nonnenhorn, St. Margrethen und Fußach sind genannt.

Das Zentrum des St. Galler Hofes zu Höchst bildete der Meierhof. Er wurde 1413 mit Zubehör, mit der Mühle, der Mühlstatt und zwei weiteren Hofstätten an Burkhard von Ach vergeben.¹¹³ In den Generalbelehrungen scheint er nicht auf, er galt – als Sitz des St. Galler Kellers – wohl nicht als Lehensgut im eigentlichen Sinne. In einer Übereinkunft zwischen dem Abt und dem österreichischen Vogt zu Feldkirch wurde festgelegt, daß der Keller wie von altersher vom St. Galler Abt aus einem Dreivorschlag der Hofleute ausgewählt und ihm der Kell- oder Meierhof daraufhin verliehen werden soll. Er hatte die Abgaben, die dem Kloster aus dem Hofbereich zustanden, ebenso einzuheben wie die Steuern und Vogteiabgaben für das habsburgische Vogteiamt zu Feldkirch.¹¹⁴ Der Keller war – neben der Erfüllung einiger landwirtschaftlicher Aufgaben für die Kellhofgenossenschaft – auch Inhaber der Kellhofgerichtsbarkeit. Dies geht sowohl aus Urkunden¹¹⁵ wie auch aus einer Abmachung zwischen Erzherzog Sigmund von Österreich und dem Kloster hervor.¹¹⁶ Ursprünglich übte der Inhaber des Hofes in dessen Sprengel, einem klösterlichen Immunitätsbezirk, sicherlich die gesamte Niedergerichtsbarkeit aus. In diesem Vertrag heißt es schließlich: *Er [der Keller] sol auch umb alle sachen sitzen und richten, dann allain außgenommen umb puessen und fräveln und so das malefiz berürt.* Die Blutgerichtsbarkeit war dem österreichischen Landesherrn vorbehalten, die Strafsummen bei den anderen Vergehen wurden zwischen St. Gallen und dem Vogt zu Feldkirch geteilt,¹¹⁷ die Verurteilung erfolgte durch das st. gallische Gericht in Rorschach.¹¹⁸ Der Keller war also wohl auf bestimmte zivilrechtliche Verfahren im Hofbereich, etwa auf Pfandsachen u. ä. beschränkt.

Zwar versuchten die Landesherren, die st. gallische Stellung auf der Vorarlberger Seite des Rheins stetig zu schwächen, besonders nachdem sich die Rheingrenze verfestigt hatte, doch konnte das Kloster St. Gallen seine Rechte im Hof zu Höchst und an einigen ihm zudienenden Gütern im Vorarlberger Unterland im wesentlichen bis zur Aufhebung des Klosters 1798 nutzen.

Abschließend ist zu erwähnen, daß St. Gallen nicht der einzige Grundbesitzer in Höchst war, so verfügte etwa auch das Kloster Mehrerau dort über einen Hof, der in den Lehenregistern von St. Gallen mehrfach als Anrainer Erwähnung findet,¹¹⁹ auch von freiem bauerlichen Eigentum ist die Rede,¹²⁰ der st. gallische Klosterbesitz hat aber im Bereich Höchst eindeutig dominiert.

Gaißau

Auch der von Höchst her besiedelte spätere Hof Gaißau war durch den Rhein zweigeteilt, der eine Teil lag oberhalb von Rheineck in der Gegend Tobelmühle, Brasselmühle, der

113 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 48. S. 1.

114 UB St. Gallen (wie Anm. 18) V. S. 1076. Das Stück ist nicht datiert, es nennt Abt Eglof, den Vogt Wolfram von Brandis und König Friedrich III. Es muß also zwischen 1440 und 1442 ausgestellt worden sein.

115 UB St. Gallen (wie Anm. 18) IV. Nr. 1958, 2129.

116 VLA Miscellen Sch. 237/19.

117 Ebenda.

118 Siehe Gerhard NIEDERER, Gaißau. Aus der Geschichte eines Grenzdorfes. – Dornbirn 1962. S. 51f.

119 Vgl. etwa Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 48, Bd. 49.

120 NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 82.

andere am gegenüberliegenden, heute österreichischen Rheinufer. Ab ungefähr 1400 erscheinen die meisten Anwesen dort in St. Galler Besitz, wie Gebhard Niederer nachgewiesen hat.¹²¹ Aus einem Pergamentrodel des Stiftes St. Gallen aus dem 14. Jahrhundert geht hervor, daß Johann von Rheineck unter anderem den Hof zu Gaißau, auf dem Ripreth der Helt saß, verlieh.¹²² Der Hof Gaißau war wohl nur zeitweilig in die Hände dieses St. Galler Ministerialengeschlechtes gelangt.¹²³ Der Dekan des Klosters bezog in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus Gaißau Einnahmen,¹²⁴ auch bei den Einkünften des Vogtes ist der Ort genannt.¹²⁵ In Urkunden des 15. Jahrhunderts ist schließlich mehrfach vom *halben tail von dem hof ze Gaissow, genannt Heltstadel* die Rede, er hat sich wohl in der Nähe der heutigen Rheinbrücke befunden.¹²⁶ Dieser Name hängt sicher mit den früheren Inhabern, den oben schon erwähnten Helt, zusammen, die späterhin als st. gallische Ministerialen zu Rheineck nachweisbar sind.¹²⁷ Neben diesem Hof gingen noch andere Güter in der Gaißauer Gemarkung von St. Gallen zu Lehen, die Mühle, Äcker, Weingärten und Wiesen.¹²⁸ Gaißau war im 15. Jahrhundert bereits eine eigene Gemeinde mit Trieb und Tratt, die Zahl der Leheninhaber wuchs, die Siedlung dehnte sich gegen das Ried und den See hin in vorher nur durch Beweidung und Holzschlag genutzte Gründe aus.¹²⁹

Eine St. Galler Kundschaft von 1566 bezeichnet die Rechte des Klosters in Gaißau:

1. Häuser, Güter, Holz und Leute zum Wettler, zu Gaißau und das Rheinholz mit Grund Boden, Zinsen und Zehenten, Erbschaften und dergleichen.
2. Die Mannspersonen leisten dem Abt den Treueeid.
3. Die Bewohner werden vor St. Galler Gericht – zu Rorschach – gezogen.
4. Das Jagdrecht steht St. Gallen zu.

Nur das Hochgericht war österreichisch. Vertreten wurde die st. gallische Obrigkeit späterhin durch einen Hauptmann, den das Amt Rorschach bestellte.¹³⁰

Gaißau nahm gegenüber Österreich eine Sonderstellung ein, die Hofstätten lieferten nämlich die Fasnachthühner – im Gegensatz zu Höchst – nicht an die Burg Fußach, wo der habsburgische Ammann saß, sondern an den Abt von St. Gallen. Weiters standen dem Stift neben den Lehenszinsen und dem Ehrschatz zwar der Todfall, der schon im 14. Jahrhundert erwähnt wird,¹³¹ nicht jedoch die in Höchst und Fußach üblichen Gläß, hier ein Gewandfall, zu.¹³² Außerdem ging der Zehent zu Gaißau an St. Gallen.¹³³ Über die komplizierten

121 Ebenda S. 21 ff.

122 Urkundenbuch St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 810.

123 Siehe Gerhard NIEDERER, Entstehung und Geschichte der Gemeinde Rheineck. Bd. 1. – Rheineck 1975. S. 95 ff. Das Geschlecht verschwindet dann in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in einem Verzeichnis des 15. Jahrhunderts scheint es nicht mehr auf. Vgl. Werner VOGLER, Ein spätmittelalterliches Verzeichnis der Ministerialen und Burgen des Klosters St. Gallen. – In: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 76 (1982). S. 71–89.

124 *Geizouve 9 sol., de visitatione ad pannum sagene, ad censum 17 sol. et dimidium*. UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 785. Gaißau ist in der Rubrik des Hofes Rorschach notiert, diese Abgaben gingen also über Rorschach an St. Gallen.

125 *Von Gaizouve drig schilling und ain scheffel kernen*. UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 801.

126 Ebenda V. Nr. 2798, 3221; WELTI, Siedlungsgeschichte (wie Anm. 2). S. 81. Sein Zubehör ist bei NIEDERER beschrieben. NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 27.

127 VOGLER, Verzeichnis (wie Anm. 123). S. 77. *

128 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 48 und 49.

129 WELTI, Siedlungsgeschichte (wie Anm. 2). S. 81; NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 30.

130 NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 49 ff.

131 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 810: *Und git der lehenman, so im ain kint stirbet, ze valle 5 sol. und ain phunt, und so ain hobet stirbet, so git er drü phunt*.

132 NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 58 f.

133 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 1477.

Verhältnisse, wie sie im 17. und 18. bis zur Aufhebung des Stiftes 1798 in Gaißau herrschten, heißt es in einem St. Galler Registerband: *Gaissawer gehören zue Höchst in die Pfarrkirchen, zue Bregentz in Krieg, zue Rorschach ins Gericht, zue Gaissaw in den Kirchhoff, zue Veldtkirch an Galgen.*¹³⁴

Fußach

In der Verkehrssiedlung Fußach, um 1092 als *villa Fozzaha* erwähnt, hatte St. Gallen neben den Klöstern Schänis, Pfäfers, Allerheiligen in Schaffhausen, Salem, Mehrerau und dem Damenstift Lindau Besitz. Von den st. gallischen Gotteshausleuten zu Fußach ist in der weiter oben erwähnten Urkunde vom 20. Februar 1376 – Graf Rudolf von Montfort-Feldkirch versprach u. a., von ihnen keinen Leibfall zu fordern – die Rede, Klosterlehen, nämlich Äcker, Wiesen und der Hof zu Fußach, genannt *Grethen Bössinen hof*, der zweigeteilt vergeben wurde, werden im 15. Jahrhundert urkundlich genannt.¹³⁵ Die Besitzungen zu Fußach dienten dem Hof Höchst zu, auf Gütern und Hofleuten lasteten die gleichen Abgaben wie dort.

Hard

St. Galler Besitz in Hard scheint erstmals in einem Abgabenverzeichnis des Hofes von Höchst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf. Dort heißt es: *ze Harde 4 sol; diz var ze Harde 3 sol.*, außerdem gab *Harde ain viertail an wisotkernen.*¹³⁶ Das Stift St. Gallen verfügte also zu Hard über abgabepflichtigen Grundbesitz, unter anderem über ein Fahrlehen, so wie es dort etwa auch die Grafen von Montfort besaßen.¹³⁷ Der Einkünfterodel des st. gallischen Klosterküsters ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert nennt in Hard *des Hennelers güt*, es zinste 6 Schilling Pfennig, sowie einen Zins von 1 Pfund *de prato ze dem Tilne juxta Hard.*¹³⁸ Nach 1482 erhielt St. Gallen Zins von Äckern am Salbach im Dorf, dem ursprünglichen, vom See entfernten, im Bereich der Mittelweiherburg liegenden Kern von Hard.¹³⁹

Lauterach

Bereits in karolingischer Zeit war St. Gallen in Lauterach zu Besitz gekommen. Am 24. September 853 schenkte Gerhart seine zu *Lutaraha* erworbenen Güter *tam domibus quam aedificiis, silvis, pratis, viis, aquis aquarumque decursibus, cultis et incultis, mobilibus et*

134 Zit. nach NIEDERER, Gaißau (wie Anm. 118). S. 46.

135 UB St. Gallen (wie Anm. 18) IV. Nr. 2481, 2587; Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 48. Genannt sind ein Acker, genannt *Widem*, bei der Riedmühle (an die Landstraße, die Ach und einen St. Galler Acker stoßend), die Wiese bei der Riedmühle, genannt *Widem* (an die Fußach grenzend), die Wiese, genannt *Langwies*, eine weitere Wiese, eine Wiese, angrenzend an die Gemeinde und das Mühlfeld, die Wiese zum *Stock*, die Wiese genannt *Egert*, zwei Wiesen im Fußacher Mäder, eine Wiese und Gut, genannt die *Lach*, eine Wiese im Fußacher Mäder, an des Spitals von St. Gallen Güter stoßend.

136 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 771f.

137 Benedikt BILGERI, Ursprung und Entwicklung der Gemeinde Hard. – In: 50 Jahre Marktgemeinde Hard. – Bregenz 1955. S. 106–123. Hier S. 112.

138 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 793f.

139 BILGERI, Ursprung (wie Anm. 137). S. 108.

immobilibus an St. Gallen gegen die Verleihung einer Hufe zu Altstätten auf Lebenszeit.¹⁴⁰ Gerharts Erwerbungen dürften also wohl auch etwa eine Hube umfaßt haben. St. Gallen hatte in Lauterach Fuß gefaßt. Schon zwei Jahre später, am 18. Juni 855, tradierte Liutbert seinen dortigen Besitz als Prekarie. Erhielt er im Kloster Unterhalt und Bekleidung, so durfte eine Frau Hiltibrihc zeitlebens vier Tagwerk Grund gegen Zins behalten.¹⁴¹ Am 28. Mai 898 übertrug Albrih mit Zustimmung seiner Mutter Hiltibulga und seines Bruders Waldpert dem Kloster eine Vollhube mitsamt einem Hörigen namens Razo und allem Zubehör unter der Voraussetzung, daß sein Bruder Ouvo ins Kloster aufgenommen wird und dort Unterhalt und Kleidung erhält.¹⁴²

St. Gallen war also im 9. Jahrhundert durch Schenkungen zu einigem Grundbesitz in Lauterach gekommen. Wiederum passen diese Erwerbungen nicht ganz zur Vorstellung des auf seine Markgenossenschaft beschränkten alemannischen Bauern, der seinen Hof in Eigenwirtschaft betrieb. Auch hier werden erworbene Güter gegen solche an einem doch deutlich entfernten Ort vertauscht, sieht sich eine Familie in der Lage, für die Aufnahme des Bruders ins Kloster eine ganze Hube mit einem darauf sitzenden Hörigen an St. Gallen zu verschenken.

Auch in den späteren Einkünfteverzeichnissen der st. gallischen Ämter wird Lauterach noch genannt, wobei die Güter der Verwaltung des Hofes Höchst zugeordnet erscheinen. Im 13./14. Jahrhundert erhielt der Dekan *de manso in Lutra 8 solidi*, unter den Abgaben des Hofes Höchst aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird angeführt *ze Lutra in dime Riete 6 sol. Speichina von Lutra 1 sol., Jacob Amazines sun von Lutra 1 sol.* sowie an *wisotkernen ze Lutra ain quart spaiche*.¹⁴³ Daß sich der St. Galler Besitzstand im Laufe der großen Auseinandersetzungen, besonders im Investiturstreit, in Lauterach deutlich vermindert hat, ist anzunehmen.¹⁴⁴

Die Lehenbücher des Stiftsarchives St. Gallen weisen für das 15. Jahrhundert noch einen Rest klösterlichen Grundbesitzes in Lauterach aus, nämlich ein Juchart Reben, genannt der *Trost*, einen Weingarten, angrenzend an den des Klosters Mehrerau sowie eine Hofstatt mit Baumgarten, die an die Gasse und Hansen Gut stieß. Zu diesem Lehen gehörten offensichtlich noch 2½ Mannmahd Wiesen im Rotach bei Lauterach im Grenzgebiet zu Hard.¹⁴⁵

Bregenz-Rieden

In der bereits behandelten Zusammenstellung der St. Galler Einkünfte aus dem Hof Höchst aus dem 15. Jahrhundert heißt es: *Item die hofzins zû Höchst, Fuschach, Hard, Lutrach und von Bregenz*. Gemeint ist damit nicht die Stadt Bregenz, wo sich – mitten im Zentrum udalrichingischer und später montfortischer Präsenz¹⁴⁶ – kein St. Galler Besitz bilden konnte, sondern ein einzelnes Gut in Rieden bei Bregenz. Es handelt sich um das

140 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 424.

141 Ebenda Nr. 443.

142 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Anhang Nr. 9. *Cum servo nomine Razo et cum omnibus ad eandem hobam pertinentibus, id est domibus, pomariis, exitibus et introitibus, agris, pratis, aquis aquarumque decursibus, silvis, pascuis in omnem partem vergentibus, mobilibus et immobilibus, cultis et incultis et quicquid dici vel nominari potest.*

143 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 785, 772f.

144 Ludwig WELTI vermutete, daß ein Teil der st. gallischen Besitzungen an das Kloster Mehrerau übergegangen sei. Ludwig WELTI, Lauterach in der Feudalzeit. – In: Heimatbuch Lauterach. – Bregenz 1953. S. 16–48. Hier S. 25.

145 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 74. fol. 428v, Bd. 48. S. 18 und 210.

146 Vgl. dazu Benedikt BILGERI, Bregenz. Geschichte der Stadt. – Wien, München 1980. S. 19.

sogenannte Friedhoflehen (Freithof, gefreiter Hof), das vom Abt an die Grafen von Montfort-Bregenz persönlich verliehen und erst von diesen weiter an Bauern ausgegeben wurde.¹⁴⁷ Dieser „Freithof“ scheint mehrfach als Anstößer im Bereich Rieden auf.¹⁴⁸

Lustenau

Bereits im 9. Jahrhundert dürfte St. Gallen im Reichshof Lustenau, der 887/889 durch eine Schenkung König Arnulfs an den Grafen Ulrich überging, begütert gewesen sein, wie aus einer Urkunde vom 30. August 890 hervorgeht. Graf Ulrich hatte dem Kloster – als Grundbesitzer war es Mitglied der Markgenossenschaft – die entsprechenden Anteile an der Allmendnutzung streitig gemacht.¹⁴⁹ Über Herkunft und Umfang dieses St. Galler Besitzes schweigen allerdings die Quellen. Auch späterhin nennt die Überlieferung mehrfach st. gallische Güter im Bereich von Lustenau. Jenes *Celle*, dem Verwaltungssprengel des Hofes Höchst zugeordnet, mit seinen drei hofzinspflichtigen Gütern (*Dietbrehtis güt. Burchartis güt und Frichin güt*), das in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts genannt wird,¹⁵⁰ ist wohl identisch mit der Zellgasse, dem nördlichsten Teil von Lustenau.

Im frühen 15. Jahrhundert, am 9. November 1419, erscheint der Hof *zwm Stalden ob Sant Johans Höchst, den die Wissen buwent*, als st. gallisches Lehen in der Hand der Klara von Zwingenstein.¹⁵¹ Er lag sicher im Bereich des Ortsteiles Stalden, südöstlich des Rheindorfes. 1430 wurde der Hof Stalden jedoch von König Sigmund als Reichslehen an Michel von Ems, den Sohn des Ritters Marquart verliehen.¹⁵²

In den Lehenregisterbänden des Stiftsarchives St. Gallen finden schließlich noch weitere Lustenauer Grundstücke, die von der Abtei St. Gallen zu Lehen gingen, Erwähnung. Die Generalbelehnung von 1491 zählt auf: eine Wiese im *Türmad*, ein Juchart Acker an *Tütschen hag*, zwei Mannmahd Wiese *ob der Brugk*, ein Acker hinter der *Brug mitsamt dem holz*, genannt *im Hag*, ein Gut, genannt *bünt im Tornach*, ein Teil vom Hof der alten Neff.¹⁵³ Andere Lehenurkunden nennen ein Recht am *Fahr* zu Lustenau (1443), ein Gut am Rhein, genannt *Wolfurtin* (1464), ein Acker, genannt *des Gisingers Acker*, ein Acker, genannt *der Junker*, einen Drittelanteil an einem Ried bei Lustenau (1501), Acker und Wiese im *Thornach* (1501/04), ein Stück Reben (1545), sechs Mannmahd Wiese (1565).¹⁵⁴ Da sich jedoch der Reichshof Lustenau auch auf linksrheinisches Gebiet (Widnau, Haslach) erstreckte, ist es nicht sicher, daß alle hier aufgeführten St. Galler Lehen tatsächlich im Gemeindegebiet des heutigen Lustenau liegen. Eine Untersuchung der Flurnamen bringt keine völlige Klärung des Problems, doch könnte etwa Dornach auf linksrheinische Güter hinweisen.¹⁵⁵ Die Abgaben dieser Güter in Lustenau wurden nicht an den Höchster Hof

147 Ebenda S. 20. Die Sonderstellung dieses Lehens geht auch aus der Bestimmung hervor, daß der Hofzins nicht einfach an Höchst abgeführt werden sollte, sondern sich der dortige Keller nach Bregenz zu begeben hatte, um ihn in Empfang zu nehmen. VLA Miscellen Sch. 237/19.

148 Siehe Benedikt BILGERI, Rieden und Vorkloster. Eine siedlungsgeschichtliche Untersuchung. – In: Alemannia (1937). S. 123–183. Hier S. 169. Eine genaue Lokalisierung des Hofes konnte bisher nicht vorgenommen werden.

149 HELBOK, Regesten (wie Anm. 15). Nr. 103.

150 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 771.

151 Ebenda V. Nr. 2825.

152 Ebenda V. Nr. 3575.

153 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 80a. fol. 244^r.

154 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 48. S. 50f., 113, 129, 274f., 330; Bd. 74. fol. 37^r; Bd. 83. fol. 136^r.

155 Hermann WARTMANN, Der Hof Widnau-Haslach. – St. Gallen 1887. Hier wird der Name Dornach im Bereich Widnau mehrfach erwähnt, in Lustenau dagegen ist er bisher nicht aufgefunden worden. Vgl. Franz Josef VETTER, Flurnamensammlung von Lustenau. – Dornbirn 1927.

abgeführt, es fällt überdies auf, daß in den Rödeln der Ämter des Klosters Lustenauer Abgaben nicht verzeichnet sind.

Noch in den Jahren 1783 und 1790 scheinen in Lustenau 28 Güter auf, die den ehemals stift-st. gallischen Zehent an die Pfarrpfünde Berneck abzuführen hatten. Sie verzichtete erst 1828 auf diese Einnahme.¹⁵⁶

Schwarzach

Nur ein einziges Mal erwähnen die Quellen Abgaben, die das Kloster St. Gallen aus Schwarzach zog. Das Einkünfteverzeichnis des St. Galler Dekans aus dem 13. Jahrhundert nennt eine Leistung von 5 *solidi* aus *Swarzahe*, die Eintragung steht unter der Rubrik des Hofes Höchst.¹⁵⁷ Über Herkunft oder weiteren Verbleib dieser Geldleistung ist nichts bekannt.

Dornbirn¹⁵⁸

Die erste urkundliche Erwähnung Dornbirns erfolgte in einem Dorsualvermerk auf einer St. Galler Urkunde vom 15. Oktober 895. Es heißt dort: *Concambium Hadamari de Schostinzinesvtilare et Torrinpuirron*.¹⁵⁹ Es ist allerdings bisher nicht gelungen, einen befriedigenden Zusammenhang zwischen dieser Notiz und dem Inhalt der Urkunde – einem Gütertausch zwischen Hadamar und St. Gallen in *Chostanzinesvtilare* bzw. Berneck¹⁶⁰ herzustellen. Explizit ist von St. Galler Besitz zu Dornbirn am 21. Mai 957 die Rede. Die Brüder Engilbret und Huprecht tradierten an St. Gallen in Form einer Prekarie ihren gesamten Besitz zu *Thornbiura*.¹⁶¹ Eine Weitergabe des Gutes an eventuelle Erben war zwar vorgesehen, doch ist die Formulierung so unpräzise, daß der Schluß auf die Kinderlosigkeit der Tradenten zum Zeitpunkt des Abschlusses des Rechtsgeschäftes naheliegt.

Am 29. Oktober 980 stellte Kaiser Otto II. für das Kloster St. Gallen jene bereits behandelte Urkunde aus, mittels der er der Abtei bestimmte, durch Königsboten entzogene Rechte *immunes* zurückgab.¹⁶² Der Rechtsinhalt des Stückes läßt den Schluß zu, daß nicht Besitzungen selbst unter anderem in Höchst und Dornbirn eingezogen, sondern die klösterlichen Immunitätsrechte – sicherlich auf Intervention des Grafen – bestritten worden sind. Somit ist zu folgern, daß auch der St. Galler Besitz zu Dornbirn, der wohl über den Rahmen der Schenkung von 957 hinausgegangen war, zumindest zeitweise aus dem Sprengel des Grafschaftsgerichtes herausgenommen war und dort ein eigenes St. Galler Hofgericht bestand. Sicherlich war es dem Kloster – wie anderwärts – gelungen, seinen Dornbirner Besitz auszubauen und einen Kellhof als grundherrliches Zentrum einzurichten. Diese Vermutung wird durch die Tatsache erhärtet, daß im 14. Jahrhundert in Dornbirn tatsäch-

156 Wolfgang SCHEFFKNECHT, Verfassungsgeschichte des Reichshofes Lustenau. – Innsbruck 1982 (maschinenschriftl. Hausarbeit). S. 25.

157 UB St. Gallen (wie Anm. 18). III. S. 784.

158 Vgl. dazu Alois NIEDERSTÄTTER, Engilbret und Huprecht. Die ersten urkundlich genannten Dornbirner. Zum st. gallischen Kellhof in Dornbirn. – In: Innsbrucker Historische Studien (1983). S. 145–160.

159 Die Dorsualnotizen der älteren St. Galler Urkunden. Bearb. von Otto CLAVADETSCHER und Paul STÄRKLE. – St. Gallen 1970 (= Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. 2. Erg.Heft.). S. 254f.

160 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 200.

161 Ebenda Nr. 804. *Id est tam terris cultis et incultis, quam domibus, aedificiis, pratis, pascuis, silvis cum omnibus, quae ibi merito fruiare debemus.*

162 UB St. Gallen (wie Anm. 18) II. Nr. 816. Siehe S. 17.

lich ein Kellhof nachzuweisen ist, dessen Wurzeln weit zurückreichen. 1388 erwarb Ritter Ulrich von Ems vom Frauenkloster Hofen bei Friedrichshafen dessen Hof mit allen Rechten und Leuten, kurz vorher hatte er von Weingarten, dem Hofen unterstellt war, den Kirchensatz mit dem Widem zu Dornbirn in seinen Besitz gebracht.¹⁶³ Kirchensatz und Kellhof bildeten ursprünglich eine Einheit.¹⁶⁴ Somit kann ein Zusammenhang mit der kirchlichen Organisation durch das schon vor der Jahrtausendwende in Dornbirn begüterte St. Gallen als wahrscheinlich gelten. Dieser St. Galler Kellhof könnte im Zuge des Investiturstreites einer welfisch-bregenzischen Annexion zum Opfer gefallen und schließlich von diesen Adelsgeschlechtern an deren Klöster Weingarten (bzw. Hofen) und die Mehrerau, die späterhin über einen Hubhof in Dornbirn verfügte, gegangen sein.

St. Gallen besaß aber weiterhin Grund bzw. Einkünfte in Dornbirn. Der Kirche St. Fiden standen im 13./14. Jahrhundert in *Tornburron 33 solidi*, dem St. Galler Küster am Thomastag *10 solidi de Dornburron* zu. Dem Amt der Küsterei sollten von *dez Hübers güt 10 Schilling Pfennig* zufließen, *item de vinea dicti Paigerers 165 8 sol. den., item de vinea ze dem Knüwen 12 sol. den.*¹⁶⁶ Schon vor der Aufzeichnung dieser Abgaben in der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts wird Besitz zu Knie oberhalb Dornbirn-Haselstauden im Einkünfteverzeichnis des St. Galler Dekans vom 13./14. Jahrhundert unter der Rubrik des Hofes Höchst genannt: *de Chniun 15 solidi*.¹⁶⁷ Ob das bei den Leistungen des Kellers (13./14. Jahrhundert) gemeinsam mit dem thurgauischen Heldwil aufgeführte *Kniun* mit Knie bei Dornbirn identisch ist, läßt sich vorerst nicht sicher klären. Der Umfang der Abgaben – *vinum, pisces, caseus, ova, faba et minor leibunculus* – weist auf einen Hof hin.¹⁶⁸ Dies würde sich mit der These Josef Zehrs decken. Er nimmt an, daß der St. Galler Besitz zu Knie im 14. Jahrhundert über Goswin von der Müli an die Montforter und schließlich an die Habsburger gekommen sei, die ihn als Lehen an die Ritter von Ems weitergaben. Der von Zehrer in seinem Umfang genau beschriebene österreichisch-emsische Lehenhof auf Knie wäre demnach St. Galler Ursprungs.¹⁶⁹ Über die weitere Geschichte st. gallischer Güter und Einkünfte in Dornbirn ist wenig bekannt. Die letzte Nachricht enthält das Verzeichnis des Höchster Kellhofzubehörs und der ihm zudienenden Güter aus dem 15. Jahrhundert. Bei den Hofzinsen findet sich die Eintragung: *Item zu Tairenbüren 10 schilling pfennig*.¹⁷⁰ Die Lehenregister des 15. Jahrhunderts nennen jedoch keine einzige Belehnung in Dornbirn.

III. St. Galler Besitz im Bregenzwald

Schwarzenberg

Über recht umfangreiche Besitztümer konnte St. Gallen im Bereich der Gemeinde Schwarzenberg verfügen. Wir erfahren davon jedoch erst im Spätmittelalter. Am 5. August 1307 verglichen sich Heinrich Rienolt aus Lindau und der Abt von St. Gallen über Rechte im Hof

163 Gebhard FISCHER, Urkundenauszüge aus dem Dornbirner Archive. Sonderdruck aus dem 31. Jahresbericht des k. k. Real- und Obergymnasiums in Feldkirch. – Innsbruck 1886. Nr. 3 und 4.

164 NIEDERSTÄTTER, Egilbret und Huprecht (wie Anm. 158). S. 156.

165 Dieser Name dürfte mit dem st. gallischen Ministerialengeschlecht der Payer/Payger in Verbindung stehen. Siehe Benedikt BILGERI, Die Besiedlung (wie Anm. 2). S. 36.

166 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 779, 791, 793.

167 Ebenda S. 785.

168 Ebenda S. 818.

169 Josef ZEHRE, Die Dornbirner Besitzungen der Edlen von Ems. – In: Montfort 23 (1971). S. 306–333. Hier S. 323 ff.

170 VLA Miscellen Sch. 237/19.

zu Schwarzenberg.¹⁷¹ Ebenfalls im 14. Jahrhundert heißt es im Einkünfteverzeichnis des Klosterküsters: *in Breginzerwalt 5 [lb.], sed iam annis multis neglecte*.¹⁷² Genauere Kenntnis über den Umfang der Güter erhalten wir erst aus der Verkaufsurkunde für das Kloster Mehrerau vom 2. Juni 1464, die Schwarzenberger Besitzungen wurde also etwa gleichzeitig mit dem Hof Röthis abgestoßen. Es handelte sich um immerhin acht Huben – *die hūb by der kirchen, die Ow hūb, die hūb, genannt zum Swartzen, die Egghūb, die Wyßhūb, die hūb zum Fryen und zum Bigen, Löchlishūb und die Berckhūb* – sowie um den Kirchensatz von Schwarzenberg.¹⁷³ Schon vorher waren von diesen Huben mit Ausnahme jener bei der Kirche Zinse an die Ritter von Ems und an das Kloster Mehrerau verkauft worden.¹⁷⁴ St. Gallen deckte mit seinen acht Huben einen beachtlichen Teil von Schwarzenberg ab. Die bei der Kirche, die Hofhube, wurde ursprünglich, wie Benedikt Bilgeri festgestellt hat, nicht als Lehen ausgegeben, sondern als Eigenbetrieb bewirtschaftet, sie war also das grundherrliche Zentrum des Hofes. Nur die Ritter von Ems waren als weitere Grundherren mit vier Schildhuben vertreten. Die Eigenkirche lag typisch im St. Galler Hofland, zu dessen Bereich auch die Mühle im Tobel gehörte.¹⁷⁵ Der st. gallische Besitzkomplex in Schwarzenberg stammte vermutlich aus Reichsgut.¹⁷⁶ Wann er in Klosterhand kam, ist unbestimmt. Der früheste genau datierbare Hinweis ist vom 2. Juli 1272, als ein Walther, Rektor der Schwarzenberger Kirche, bei der St. Galler Abtwahl handelnd auftrat.¹⁷⁷

Zum St. Galler Einflußgebiet im Bregenzerwald gehörte auch Mellau. Als am 2. Juni 1464 Abt Ulrich Rösch von St. Gallen den Besitz zu Schwarzenberg mit dem Patronatsrecht über die dortige Pfarrkirche an das Kloster Mehrerau veräußerte, befand sich bei der Verkaufsmasse auch der Kirchensatz zu Mellau, der als Zubehör zu den Schwarzenberger Gütern ausgewiesen wurde.¹⁷⁸ Mellau war von Schwarzenberg aus kolonisiert worden, somit ist dort auch mit St. Galler Präsenz zu rechnen. Um 1400 wurde eine eigene Kuratie als Schwarzenberger Filiale errichtet, 1446 entstand anstelle der unzulänglich gewordenen Kapelle eine größere Kirche mit drei Altären, die noch 1464 nach dem Verkauf an die Mehrerau zur Pfarre erhoben worden ist.¹⁷⁹

IV. St. Galler Besitz im Leiblachtal

Leiblach

Bereits die älteste in Vorarlberg ausgestellte und erhalten gebliebene Urkunde nennt St. Galler Erwerbungen in Leiblach. Der Priester Dingmund und sein Bruder Ratmund – sie stammten sicher aus einer begüterten Grundbesitzerfamilie – tradierten ihren seit einer früheren Schenkung erworbenen Besitz zu Leiblach, Gwiggen und Hohenweiler am 15. Mai 802 an St. Gallen, wobei das Kloster die Verpflichtung einging, die Güter weder abzutreten

171 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 1173.

172 Ebenda S. 792.

173 VLA Urk. Nr. 1170.

174 VLA Urk. Nr. 832, 920, 928.

175 BILGERI, Die Besiedlung (wie Anm. 2). S. 119.

176 Ebenda S. 46.

177 Ebenda S. 42.

178 UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. Nr. 1170.

179 ANDREAS ULMER, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg. Bd. V. – Dornbirn 1924. S. 449f.

noch als Lehen auszugeben, sie sollten also in Eigenwirtschaft genutzt werden.¹⁸⁰ Wohl die hier angesprochene erste Schenkung der Brüder taucht in einer Urkunde von 878 wieder auf. Erphrich hatte dem Kloster St. Gallen Besitzungen aus einer Tradition des Ratmund, Thingmund und Gemmund – wahrscheinlich ein dritter, 802 bereits verstorbener Bruder – entfremdet. Sie waren durch den Spruch eines öffentlichen Gerichtes – sicher durch Urkundenbeweis, die Zeugen dieser Schenkungen mußten ja bereits verstorben sein – wieder an das Kloster gekommen, das die Güter dem Erphrich nun gegen Zins auf Lebenszeit verlieh.¹⁸¹

872 vertauschte Abt Grimald eine Hofstatt zu Rickenbach gegen eine doppelte Anzahl Ackerlandes jenseits der Leiblach, also wohl im gleichnamigen Ort.¹⁸² Im Oktober 879 erhielt das Kloster von den Brüdern Kisalbret, Cozpret, Ruodlant, Kerolt, Euhere, Megi, Buozzerat und ihren Miterben 20 Tagwerk Land in Leiblach geschenkt.¹⁸³

Allerdings schmälerten die St. Galler Äbte manchmal ihren Besitzstand, so auch in Leiblach, als sich Abt Grimald vom König 861 einen Tausch mit dem Grafen Konrad von drei Huben zu Rickenbach und Leiblach gegen andere Güter bestätigen ließ.¹⁸⁴

Daß Leiblach ein Ort war, der für St. Gallen große Bedeutung erlangt hatte, geht nicht zuletzt daraus hervor, daß mehrere Urkunden Leiblach als ihren Ausstellungsort nennen.¹⁸⁵ Leiblach war somit der wichtigste Stützpunkt st. gallischer Grundherrschaft dieses Raumes im Frühmittelalter geworden. St. Gallen richtete auf seinem Besitz einen durch einen Keller verwalteten Hof ein, der sicherlich den größten Teil des Ortes umfaßte. Leiblach erstreckte sich übrigens als einzige Ansiedlung des Tales mit seiner Flur über das gleichnamige Gewässer nach Rickenbach.¹⁸⁶

Unter nicht zu klärenden Umständen ging schließlich der Hof Leiblach an das freiweltliche adelige Damenstift Lindau über, 1276 wird die *curia Lubilahdorf* erstmals in seinem Besitz erwähnt,¹⁸⁷ wobei das Stift sicher die st. gallische Verwaltungsorganisation übernahm. Im Jahre 1375 verlieh die Äbtissin den Hof um drei Malter Vesen und drei Malter Hafer. Ein Zins in dieser Höhe setzt einen entsprechenden Ertrag voraus. Wie umfangreich dieser ehemals st. gallische Besitz war, geht aus einem Lindauer Lehenbuch des Jahres 1536 hervor. Damals waren 15 Höfe zu Leiblach Lehen des Stiftes. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts war ganz Leiblach von Haus zu Haus dem Kloster zinspflichtig.¹⁸⁸

Lochau-Hofen

Verhältnismäßig spät scheint St. Galler Besitz bei Lochau auf. Im Jahre 1413 verlieh der Abt von St. Gallen dem Burkart von Lochen *den hof ze Hofen gelegen under der nuwen Lochen, ainen wingarten darbei gelegen und ain guth, genannt Zinsmans gûth och darbei*.¹⁸⁹

180 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 164.

181 Ebenda II. Nr. 609.

182 Ebenda Nr. 561.

183 Ebenda Anhang Nr. 9.

184 Ebenda Nr. 479.

185 Ebenda Nr. 452, 457, 462, 609, 645.

186 BILGERI, Hörbranz (wie Anm. 10). S. 249f.

187 Joseph WÜRDINGER, Urkunden-Auszüge zur Geschichte der Stadt Lindau, ihrer Klöster, Stiftungen und Besitzungen. Teil I. – In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1 (1870). Anhang S. 1–22. Hier S. 4.

188 BILGERI, Hörbranz (wie Anm. 10). S. 236.

189 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 74. fol. 383r.

Nach Burkarts Tod kam es zu einem Erbstreit zwischen Frick von Lochen und Eberhard von Ramschwag, beiden war der Besitz vom Abt verliehen worden.¹⁹⁰

1443 erhielt schließlich Heinrich von Ransperg Hof und Weingarten *ze Lochen unter der vesti gelegen und ain güth, das man nennt Clösterli*.¹⁹¹ Diese Burg Lochen ist sicherlich mit der im Lehenbesitz der Herren von Lochen befindlichen Burg Hofen identisch.¹⁹²

Aber auch noch wesentlich später ist von St. Galler Besitz in Lochau die Rede. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der Abt als Lehensherr des sogenannten *großen Hofes*, der einen Umfang von 1½ Juchart hatte, erwähnt. Er stammte vermutlich aus Raitnauer Besitz und lag wohl im Bereich Bahnhofstraße/Blumenstraße.¹⁹³

Hörbranz

Benedikt Bilgeri nimmt an, daß der Hof zu Berg im Gemeindegebiet von Hörbranz ursprünglich st. gallisches Lehen war und weist auf den späten Waldbesitz St. Gallens in Berg hin. Zwar erhielt 1433 Junker Lutz von Schönstein den Hof *ze Bergerdorff* vom Damenstift Lindau zu Lehen,¹⁹⁴ doch ist noch 1453 in einem st. gallischen Lehenregister vom Hof *Bergerdorf unter oder by Ruggberg* die Rede.¹⁹⁵ Überdies besaß das Stift Lindau in Berg Güter, die zu den Höfen in Gwiggen gehört hatten¹⁹⁶ und somit sicher auch St. Galler Herkunft waren.

Wesentlich früher ist in einem weiteren Ortsteil der heutigen Gemeinde Hörbranz von St. Galler Besitz die Rede. Am 26. Juni 815 tradierte Hadupert dem Kloster St. Gallen seinen ererbten und erworbenen Besitz unter anderem zu *Ziagalpach* unter der Bedingung, daß die Güter nicht als Lehen ausgegeben werden dürfen.¹⁹⁷ Gemeint ist damit sicherlich Ziegelbach bei Hörbranz. Ein Meierhof zu Ziegelbach kam – einem Archivregister des Klosters Mehrerau zufolge – 1386 von den Herren von Talendorf durch Schenkung an diese Abtei.¹⁹⁸ Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit ursprünglich St. Galler Besitz.

Gwiggen

Bereits mit der Urkunde vom 15. Mai 802 gingen Güter der Brüder Dingmund und Ratmund zu Gwiggen (*Cawicca*) neben solchen zu Leiblach und Hohenweiler an das Kloster St. Gallen über.¹⁹⁹ Der St. Galler Besitz in Gwiggen reichte bis ins Spätmittelalter herauf. Am 28. April 1361 verließ der Abt von St. Gallen den Hof zu Gwiggen, den der Renger

190 UB St. Gallen (wie Anm. 18) V. S. 168; Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 74. fol. 346^r.

191 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 72. fol. 1^r.

192 Vgl. auch: Die Kunstdenkmäler Österreichs. Vorarlberg. – Wien 1983 (= DEHIO Handbuch). S. 294.

193 Vgl. VLA Sch. 2376 (Hofrieden). Bruchstück einer Hofriedner Chronik eines unbekannten Verfassers aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Herrn Erwin BENNAT, Lochau, sei für seine freundlichen Hinweise herzlich gedankt.

194 BILGERI, Hörbranz (wie Anm. 10). S. 239f.

195 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 77. fol. 88^r.

196 BILGERI, Hörbranz (wie Anm. 10). S. 239.

197 UB St. Gallen (wie Anm. 18). I. Nr. 204.

198 BILGERI, Hörbranz (wie Anm. 10). S. 238.

199 UB St. Gallen (wie Anm. 18). I. Nr. 164.

bebaute, und die halbe Wiese *Maiersmos* an Burkart von Schönstein.²⁰⁰ Die Schönstein scheinen mehrfach als st. gallische Ministerialen auf.²⁰¹ Im Jahre 1409 war dann aber das adelige Damenstift Lindau Lehensherrin der vier Höfe zu Gwiggen.²⁰² Es ist zu vermuten, daß die Güter zu Gwiggen von St. Gallen im Zeitraum zwischen 1361 und 1409 unmittelbar an das Lindauer Damenstift übergegangen sind. Eine Urkunde vom 3. Februar 1504 beschreibt den Besitz – *die vier höf daby mitsambi den hûsern, hofstetten, stâdeln, bunden, brülen, bâumen, âckern, wisen, holtz, veld, holtzmarchen, wunn, waid, tryb, tratt, stegen, wegen, wygestatt, wasser, wasserfluß, zunen, studen, stöcken, grund und boden, benempten und unbenempten* – und betont die Lehenshoheit des Stiftes Lindau über diese vier Höfe mit Zubehör,²⁰³ der Ansitz Gwiggen gehörte also nicht zum ehemals St. Galler Lehen. Andreas Ulmer vermutete, St. Gallen habe den Gwiggener Besitz zu Beginn des 15. Jahrhunderts in den politischen Wirren des sich bereits ankündigenden Appenzellerkrieges abgestoßen.²⁰⁴

Interessant ist, daß nach dem Aussterben der Schönstein im Mannesstamm Ulrich von Ems, einer der möglichen Erben, versuchte, den Beweis zu führen, daß Gwiggen St. Galler Lehen sei. Er begehrte sogar von St. Gallen die Belehnung, jedoch ließ sich das Kloster auf die Sache nicht ein.²⁰⁵

Hohenweiler

Zu den ältesten Vorarlberger Besitzungen des Klosters St. Gallen zählt Hohenweiler. Es wurde in *Hohinwilari* spätestens 802 durch die Schenkung der Brüder Dingmund und Ratmund – wie in Leiblach und Gwiggen – begütert.²⁰⁶ St. Gallen konnte sich in Hohenweiler etablieren und über einen Hof mit einer Hube und zwölf kleinere Schupflehen verfügen. Auf den doch recht ansehnlichen Umfang der Besitzungen können wir aus der Menge der zu leistenden Abgaben, hervorgehend aus einem Verzeichnis des 12./13. Jahrhunderts, schließen.²⁰⁷ Außerdem werden gewisse Einblicke in die Organisationsform der *curia* möglich. Das Zentrum der Besitzungen bildeten ein Kellhof und ein Meierhof. 1371 wurden Gülten aus dem Kellhof (6 Scheffel Hafer, 1 Pfund Pfennig, 1 Som Wein), dem Meierhof (2 Malter Hafer, 1 Pfund Pfennig und 2 Hühner) sowie von des Geigers Gut, das

200 JOSEF ZÖSMAIR, Urkundenauszüge aus dem Hohenemser Archiv. – In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 20 (1880). S. 37–74. Hier Nr. 12.

201 WELTI, Siedlungsgeschichte (wie Anm. 2). S. 28.

202 VIKTOR KLEINER, Regesten zur Vorarlberger Landesgeschichte. – In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 46 (1907/08). S. 166–291. Hier Nr. 99. Es geht um einen Zinsverkauf von den vier Höfen und der Wiese *Rütmof*. Siehe auch ANDREAS ULMER, Die Burgen und Edelsitze Vorarlbergs und Liechtensteins. – Dornbirn 1978 (= Nachdruck der Ausgabe Dornbirn 1925). S. 583.

203 VLA Urk. Nr. 1500.

204 ULMER, Burgen (wie Anm. 202). S. 584.

205 Ebenda S. 585.

206 UB St. Gallen (wie Anm. 18) I. Nr. 164.

207 *In curia dicta Hohenwilaer unus mansus et 12 scopûze dant 3 lb. et 12 sol. et 3 malt. avene, mesure Lindaugensis, et 2 porcos et 30 ova et 40 caseos de quadam alpe, et de novis censibus 15 sol. et 10 den. Item de quoddam feodo dantur in purificatione 30 scutelle, in festo Walpurgis 30 scutelle, in festo beati Galli 30 scutelle; cellerarius in festo beati Galli 2 porcos et 18 malt. avene, mesure Lindaugensis, et 30 fasciculos porri et nuncio domini abbatis den. 6. Item cellerarius debet dare 10 anseres et 16 pullos et de mansu 5 pullos. Item cellerarius dat abbati 200 pisces et preposito 50. Villicus dat 12 scapulas, preposito 1 hüptûch. UB St. Gallen (wie Anm. 18) III. S. 758. Noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hieß es in einem Verzeichnis: 1 mansus et 12 scopoze dant 39 sol. et 3 malt avene, recte mesure, et 200 ova et 30 casei et 30 pondera porri; preter Sellant. Ebenda S. 756.*

hinter dem Meierhof liegt (16 Schilling Pfennig), die von St. Gallen zu Lehen gingen, genannt,²⁰⁸ am 5. Juli 1452 bestätigte Abt Kaspar dem Hans Nagel die Lehenschaft über Rechte, die er aus dem Kellhof von Hohenweiler hatte.²⁰⁹ Im Laufe des 15. Jahrhunderts werden noch weitere Güter genannt, die zum st. gallischen Lehensverband in Hohenweiler gehörten: der Hof, den der Huld bewirtschaftet,²¹⁰ ein Gut im *Geren* und einen kleinen Hof, genannt der Brunnin *höffli*, ein Gut zu *Leschen*, der Schneiderin Gut, des Irmers Gut, der Hof, auf dem die Lipen saßen, Jeck Gallen *hof ze Rüti* sowie das Feßler-Gut.²¹¹ St. Galler Besitz in Hohenweiler hinterließ auch in den Flurnamen seinen Niederschlag. Hueb weist auf die Hube des Stiftes hin, Feßlers auf den Feßler-Hof, Leschen und Gehren bestimmen die ungefähre Lage zweier im 15. Jahrhundert genannter Klostergüter.²¹²

Nähere Informationen über die Rechtsbräuche im Kellhof Hohenweiler gibt die von Ludwig Welti behandelte „Öffnung“ von 1513. Zu dieser Zeit waren die Grafen Hugo und Jörg von Montfort-Bregenz Vögte des Kellhofes und somit Inhaber des Hochgerichtes, Meierherr – also eigentlicher Ortsherr, ursprünglich als Repräsentant des Klosters – dagegen war die Reichsstadt Lindau, wohl in Zusammenhang mit der 1451 erfolgten Verpfändung des st. gallischen Neuravensburg, wohin die Glässe – die Todfälle – von Hohenweiler gegangen waren. Niedergericht in Hohenweiler hielt der dortige Keller im Namen von Vogt und Meierherr.²¹³ Die Hofleute zu Hohenweiler waren St. Galler Eigenleute, die freien Wechsel in die Herrschaften von Weiler, Ellhofen, Laubenberg und Schönstein sowie in die Kellhöfe Neuravensburg, Weiler und Scheidegg hatten, ebenso freien Zug in die Reichsstädte. Sie leisteten für Handwechsel bei den Hofgütern den Ehrschatz und waren todfallpflichtig.²¹⁴ Überhaupt fällt die Ähnlichkeit der Verhältnisse in Hohenweiler mit denen in den st. gallischen Kellhöfen Weiler und Scheidegg ins Auge.²¹⁵ Wie schon erwähnt, befand sich die Vogtei über den Kellhof 1513 aber auch 1537 in der Hand der Inhaber der Herrschaft Bregenz. 1413 hatte sie Konrad von Weiler den Hofleuten selbst verkauft,²¹⁶ die sie dann wohl den Montfortern zu Bregenz auftrugen.

Im ausgehenden 16. Jahrhundert besaß Hans Gaudenz von Raitnau den Kellhof Hohenweiler, der ihn vor 1592 mit allen Rechten und Einkünften an die Gemeindeleute in Hof und Pfarre verkaufte, ohne daß von einer St. Galler Lehenshoheit noch die Rede war. Am 8.

208 WÜRDINGER, Urkundenauszüge zur Geschichte der Stadt Lindau und ihrer Klöster, Stiftungen und Besitzungen. Teil II. – In: Jahrbuch des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 3 (1872) Anhang S. 32.

209 UB St. Gallen (wie Anm. 18) VI. Nr. 5423.

210 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 74. fol. 225^r.

211 Tiroler Landesarchiv HS Bd. 4365. fol. 11^v, 15^v und 2^v. Für diesen freundlichen Hinweis sei Herrn Dr. Thaddäus STEINER, Lindau, herzlich gedankt.

212 Siehe Katasterpläne Hohenweiler 1870 im VLA, Kartensammlung. Zum Feßler-Hof vgl. auch ULMER, Burgen (wie Anm. 202). S. 331f.

213 WELTI, Siedlungsgeschichte (wie Anm. 2). S. 32f. Jährlich am Dienstag nach der Mannfasnacht fand in Anwesenheit von Vogt und Meierherr die Gerichtsbesatzung mit Wahl des Kellers, der Richter und des Büttels statt.

Als bauerlicher Vertreter der Grundherrschaft mußte der Keller für die Hofgenossen drei Rosse, einen Pflug, einen Wagen, eine Muttersau, einen Eber, einen Zuchtstier und einen Zuchthengst halten, er führte überdies die Forstaufsicht usw.

214 Ebenda S. 331f. Die Hofmänner gaben in Weiler und Scheidegg zum Todfall das Besthaupt an den Meierherrn, die Frauen das beste Gewand an den Keller. Jeder Hofmann, der ein Haus besaß, hatte jährlich dem Vogtherren ein Fasnachthuhn zu reichen. Starb ein Hofmann oder -weib ohne Leibeserben, so fiel die ganze Verlassenschaft an den Meierherrn und den Keller. Die Verhältnisse in Hohenweiler unterschieden sich wohl kaum davon. Siehe Franz Ludwig BAUMANN, Geschichte des Allgäu. II. Bd. – Kempten 1902. S. 620f.

215 Vgl. dazu OTT, Lindau (wie Anm. 10). S. 83ff.

216 Stiftsarchiv St. Gallen LA Bd. 74. fol. 225^r.

Oktober 1592 befreite Erzherzog Ferdinand von Tirol sie von den Leib- und Lehenfällen, behielt sich aber den Zehent, das Patronat, die niedergerichtliche Obrigkeit, Strafen und Frevel vor. Zuvor stand nämlich dem Meierherrn von bestimmten Geldbußen ein Drittel bzw. die Hälfte zu.²¹⁷

Kirchlich gehörte Hohenweiler ursprünglich zur Pfarre Sigmarszell, die hier eine Kapelle unterhielt. Die Trennung und Einrichtung einer Pfarre Hohenweiler wurde 1481 vollzogen. Patron war St. Gallen, angeblich bis etwa 1500, dann die Reichsstadt Wangen.²¹⁸

Anschrift des Verfassers:

Dr. Alois Niederstätter, Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz

217 Ludwig RAPP, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg. Bd. III. – Brixen 1898. S. 273f., VLA Urk. Nr. 7428.

218 Vgl. RAPP, Beschreibung (wie Anm. 217). S. 270.

Einkommensquellen des Adels im ausgehenden Mittelalter, illustriert an südwestdeutschen Beispielen

VON ROLF KÖHN

Wenn sich Oswald von Wolkenstein genaue Verzeichnisse seiner Urbar- und Zinsgüter anlegen ließ und mit den Gemeinden Ritten und Wangen erbittet um das Vorweiderecht auf der Villanderer Alm stritt, entspricht das geltender Ansicht von der großen Bedeutung grundherrlicher Rechte für die wirtschaftliche Lage des spätmittelalterlichen Adels. Daher hat man „Einkünfte aus dem Landbesitz, seien sie nun aus Eigen- oder Lehengütern“, als die „nötigen Grundlagen für ein adeliges Leben“ anerkannt¹. Gleiches wird von der Alpwirtschaft behauptet: Für die Adligen habe sie zu den „materiellen Grundlagen seiner Lebensführung“ gezählt, sei sie „als Grundlage des materiellen Daseins wichtig“ gewesen².

Solch pointierte Meinungen beruhen freilich auf der – stillschweigend akzeptierten – Annahme, daß Zins und Gült sowie Weiderechte die wichtigsten Einkünfte Oswalds von Wolkenstein und anderer Adliger des späten Mittelalters darstellten. Doch ist es problematisch, ohne Kenntnis sämtlicher Einnahmen zu behaupten, die Erträge aus grundherrlichen Rechten seien die ökonomische Basis des Adels gewesen. Solange der Stellenwert von Zins und Gült oder von Weiderechten im adligen Gesamteinkommen ungeklärt ist, darf die wirtschaftliche Bedeutung der Grundherrschaft nicht derart überbetont werden. Oswalds Urbar- und Zinsgüterverzeichnisse, mehr noch seine Streitigkeiten um das Vorweiderecht auf der Villanderer Alm, sind zunächst nur ein Indiz für die keineswegs überraschende Tatsache, daß Adlige mit Hingabe und Ausdauer an ihren wirklichen oder vermeintlichen Herrschaftsrechten festhielten. Über den finanziellen Wert dieser Rechte ist damit nichts gesagt. Im Gegenteil: Hat sich der Adel jemals Gedanken gemacht, ob die Kosten eines Prozesses oder einer Fehde dem Wert einer ausstehenden Abgabe oder eines umstrittenen Rechtes angemessen waren?

Es paßt nicht ins Selbstverständnis des mittelalterlichen Adels, widerspruchlos auf eines seiner Rechte zu verzichten. Für die Mentalität von Adligen ist aber auch charakteristisch, daß sie über ihre Einnahmen und Ausgaben gewöhnlich keine Aufzeichnungen führten. Obwohl manche Geschäftssinn bewiesen, wenn es darauf ankam, zeichnet sich adliger Lebensstil eher dadurch aus, daß man glaubte, nicht rechnen zu müssen. Detaillierte Aufstellungen oder gar Rechnungsbücher fehlen beim Adel in der Regel noch im Spätmittelalter. Ausnahmen bestätigen einmal mehr die Regel. Denn der umtriebige Konrad von Weinsberg besaß wie kein anderer Adliger eine Begabung für Geschäfte und Buchhaltung.

1 Josef NÖSSING: Oswald von Wolkensteins Urbar- und Zinsgüter mit besonderer Berücksichtigung von Kastelruth, Völs und Waidbruck. In: Gesammelte Vorträge der 600-Jahrfeier Oswalds von Wolkenstein, Seis am Schlern 1977. Hrsg. von Hans-Dieter MÜCK und Ulrich MÜLLER. Göppingen 1978 (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 206), S. 327–350, hier S. 327.

2 Nikolaus GRASS: Oswald von Wolkenstein und die Alpwirtschaft. Ein Beitrag zur Kenntnis adeligen Landlebens im spätmittelalterlichen Tirol. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 92 (1975) S. 105–116, hier S. 109 bzw. S. 116 (zitiert dort Hans Georg WACKERNAGEL).

Ob er mit elsässischem Wein oder ungarischen Rindern handelte, für König Sigismund die Judensteuer eintrieb oder Einnahmen und Ausgaben seines eigenen Haushalts notierte³: Stets legte er sich sorgfältige Aufzeichnungen an, um aus Einnahmen und Ausgaben den Stand seiner Finanzen ersehen zu können. Solcher Geschäftssinn und solche Rechenhaftigkeit kennzeichneten noch damals den bürgerlichen Kaufmann oder patrizischen Finanzier, nicht den adligen Herrn und Diplomaten⁴.

Weil Konrad von Weinsberg innerhalb seines Standes eine Ausnahmeerscheinung blieb, fehlen in der Regel ergiebige Quellen zur finanziellen Lage und wirtschaftlichen Situation des spätmittelalterlichen Adels. Wie sich die Einnahmen von Adligen zusammensetzten und welche Höhe sie erreichten, kann man im konkreten Fall meist ebensowenig ausmachen wie Art und Umfang der Ausgaben. Daraus folgt freilich nicht, daß Einkünfte und Vermögen des spätmittelalterlichen Adels völlig im Dunkeln liegen. Denn aus grundsätzlichen Überlegungen und einschlägigen Quellenzeugnissen ergibt sich ein ziemlich vollständiges und anschauliches Bild⁵. Im Gegensatz zu älteren Versuchen darf man sich jedoch nicht mit vorschnellen Rückschlüssen oder einseitiger Interpretation begnügen. So geht es keinesfalls an, das selbst angegebene Vermögen des Adels bei der Bemessung von Beiträgen bzw. Steuern für den Bund mit St. Jörgenschild und den Schwäbischen Bund ungeprüft zu übernehmen⁶ oder den durch Preisrückgang und Münzverschlechterung hervorgerufenen Wertverlust grundherrlicher Getreideeinkünfte zum alleinigen Gradmesser zu machen⁷. Die Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels waren vielfältiger und zudem nicht konstant, weshalb es ausgeschlossen ist, die Vermögensverhältnisse von Adligen auf Anhieb zu taxieren.

Ein Blick auf die Situation in der frühen Neuzeit zeigt, daß weder grundherrliche Einnahmen noch Eigenwirtschaft des Gutsherrn den Hauptteil der Adelseinkünfte ausmachten, wie meist behauptet wird⁸: Gerade die real sinkenden Erträge aus Grundherrschaft und Eigenwirtschaft zwangen den niederen Adel, neue Einnahmequellen aufzuspüren, um seine Ausgaben begleichen zu können. In dieser wirtschaftlichen Notlage wurden manche Adlige erfinderisch; gelegentlich bewiesen sie Talent als Unternehmer⁹. Unbestritten bleibt, daß die Folgen der spätmittelalterlichen Agrarkrise Einkommen und Vermögen des Adels beträchtlich schmälerten, sofern sie sich hauptsächlich aus Natural- und Geldabgaben abhängiger Bauern sowie aus den Erträgen adliger Eigenwirtschaft zusammensetzten.

3 Conrads von Weinsberg, des Reichs-Erbkämmerers, Einnahmen- und Ausgaben-Register von 1437 und 1438. Hrsg. von Joseph ALBRECHT. Tübingen 1850 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 18).

4 Franz IRSIGLER: Konrad von Weinsberg (etwa 1370–1448). Adeliger – Diplomat – Kaufmann. In: Württembergisch Franken 66 (1982) S. 59–80.

5 Roger SABLONIER: Zur wirtschaftlichen Situation des Adels im Spätmittelalter. In: Adelige Sachkultur des Spätmittelalters. Wien 1982 (= Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Bd. 400), S. 9–34. Spezieller, weil vornehmlich auf Finanzierungsfragen beschränkt, ist der Überblick bei Markus J. WENNINGER: Die Finanzkraft des Adels und die Finanzierung außergewöhnlicher Ausgaben mit besonderer Berücksichtigung Tirols um 1400. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 2 (1982/83) 133–154.

6 Karl Otto MÜLLER: Zur wirtschaftlichen Lage des schwäbischen Adels am Ausgang des Mittelalters. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 3 (1939) S. 285–328.

7 Hans-Peter SATTLER: Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise. Eine Untersuchung ritterlicher Vermögensverhältnisse im 14. Jahrhundert. Phil. Diss., Heidelberg 1961; Druck: o. O. 1966.

8 Willi A. BOELCKE: Die Einkünfte Lausitzer Adels Herrschaften in Mittelalter und Neuzeit. In: Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich LÜTGE. Hrsg. von Wilhelm ABEL u. a. Stuttgart 1966, S. 183–205.

9 Rudolf ENDRES: Die wirtschaftlichen Grundlagen des niederen Adels in der frühen Neuzeit. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 36 (1976) S. 215–237.

Die Finanzverhältnisse eines kleinen Adligen konnten unter diesen Umständen schnell in eine prekäre Situation geraten. Ob man deswegen schon von der „Krise des Feudalismus“ sprechen darf¹⁰, erscheint fraglich. Wie jüngst nachgewiesen wurde, nahm die Grundherrschaft im Einkommen des Hochadels keinesfalls eine zentrale Stellung ein: nicht allein bei den geschäftstüchtigen Grafen von Katzenelnbogen, deren beträchtliches Vermögen vornehmlich aus Zolleinkünften stammte¹¹, sondern auch bei den Markgrafen von Baden und Hachberg, den Herren von Hewen und den Grafen von Württemberg¹². Freilich erweist sich, daß diese Feststellung selbst innerhalb des Hochadels nicht verallgemeinert werden darf. Denn als Konsequenz der Neuformierung des Adels in Landesfürsten, ritteradlige Aufsteiger und deklassierte Hoch- und Niederadlige sowie aufgrund steigender Territorialisierung der Adels herrschaft entstanden veränderte Einkommensstrukturen. Finanzierten sich Territorien hauptsächlich aus den Bargeldeinkünften von Steuer, Zoll oder anderen landesherrlichen Rechten, waren Adelsfamilien ohne ausgeprägte Territorialherrschaft auf „traditionelle“ Einkommensquellen angewiesen, zumal auf Grundherrschaft und Eigenwirtschaft.

In welchem Ausmaß die Einnahmen des spätmittelalterlichen Adels von Natural- und Geldabgaben seiner Hintersassen, vom Anteil am bäuerlichen Teilbau oder vom Ertrag der eigenen landwirtschaftlichen Produktion abhingen, muß für jedes Geschlecht gesondert untersucht werden, auch im Hinblick auf kurzfristige Umstellungen innerhalb der adeligen Eigenwirtschaft. Aufgrund der vergleichsweise günstigen Quellenlage ist das bei Familien des Hochadels leichter durchzuführen als beim niederen Adel¹³. Obgleich die Materialbasis für eine vorläufige Zusammenfassung also schmal und einseitig ist, erscheint die Annahme plausibel, daß sich die Einkünfte des Adels gerade im 14. und 15. Jahrhundert grundlegend verändert haben, nicht allein durch die negativen Auswirkungen der Agrarkrise¹⁴. Ein Überblick über die Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels kann zwar nicht die exakte Höhe der jeweiligen Einnahmen errechnen und ihren prozentualen Anteil am jährlichen Gesamteinkommen beziffern, jedoch einen Eindruck von den ökonomischen Voraussetzungen der Adels herrschaft vermitteln. Überflüssig zu betonen, daß sich ein realistisches Bild von der finanziellen Lage der Adligen erst zeichnen läßt, wenn außer den Einkünften auch die Ausgaben berücksichtigt werden. Das ist freilich ein eigenes, übrigens noch weitgehend unerforschtes Thema¹⁵.

10 Guy BOIS: *Noblesse et crise des revenus seigneuriaux en France aux XIV^e et XV^e siècles: essai d'interprétation*. In: *La noblesse au moyen âge, XI^e-XV^e siècles. Essais à la mémoire de Robert BOUTRUCHE*. Hrsg. von Philippe CONTAMINE. Paris 1976, S. 219–233.

11 Heinrich MAULHARDT: *Die wirtschaftlichen Grundlagen der Grafschaft Katzenelnbogen im 14. und 15. Jahrhundert*. Darmstadt 1980 (= *Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte* Bd. 39).

12 Werner RÖSENER: *Grundherrschaften des Hochadels in Südwestdeutschland im Spätmittelalter*. In: *Die Grundherrschaft im späten Mittelalter*. Hrsg. Hans PATZE. Bd. 2, Sigmaringen 1983 (= *Vorträge und Forschungen* Bd. 27, II), S. 87–176.

13 Für den Ritteradel, freilich in herausgehobener, nahezu hochadliger Position vgl. August BICKEL: *Die Herren von Hallwil im Mittelalter. Beitrag zur schwäbisch-schweizerischen Adelsgeschichte*. Aarau 1978; Veronika FELLER-VEST: *Die Herren von Hattstatt. Rechtliche, wirtschaftliche und kulturgeschichtliche Aspekte einer Adels herrschaft (13. bis 16. Jahrhundert)*. Bern und Frankfurt/M. 1982 (= *Europäische Hochschulschriften. Reihe III, Bd. 168*).

14 Roger SABLONIER: *Adel im Wandel. Eine Untersuchung zur sozialen Situation des ostschweizerischen Adels um 1300*. Göttingen 1979 (= *Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte*, Bd. 66), bes. S. 224–253 über „Adelseinkünfte: Veränderungen in den Grundlagen“.

15 Siehe aber die Bemerkungen bei SABLONIER: *Wirtschaftliche Situation* (wie Anm. 5) und *Adel im Wandel* (wie Anm. 14), passim, sowie bei MAULHARDT (wie Anm. 11), S. 150 ff.

I.

Zu den eher traditionellen Einnahmequellen des Adels zählen seine Einkünfte aus den verschiedenen Herrschaftsrechten über Land und Leute: Grundherrschaft, Niedergericht mit Zwing und Bann (sowie Vogtrechte), Leihherrschaft, ferner Hochgerichtsbarkeit und Landesherrschaft sowie kirchenherrliche Rechte. So heterogen diese Rechtstitel sind – schließlich bilden u. a. sie die Standesschranken zwischen Landadel und Reichsfürsten –, so schwierig ist im Einzelfall ihre Abgrenzung, etwa im Hinblick auf die Rechtsgrundlage bestimmter Leistungen an den Herrn (z. B. Frondienst). Noch undurchsichtiger wird die rechtliche Basis, wenn in einer Abgabe mehrere Leistungen an den Herrn zusammengefaßt sind, z. B. grundherrlicher Zins und Gült mit Schirmgeld und Vogtsteuer. Andererseits ist es unmöglich, ohne Differenzierung und Systematisierung ein verständliches Bild über die unterschiedlichen Dimensionen adliger Herrschaft zu gewinnen, zumal im Bereich spätmittelalterlicher Agrar- und Dorfverfassung¹⁶. Doch erst auf dem Hintergrund dieser Verfassungsstrukturen wird der rechtliche Anspruch erkennbar, der beispielsweise eine bäuerliche Abgabe – und damit die Einkünfte eines Adligen – legitimierte.

Aus grundherrlichen Rechtstiteln flossen dem Adel vor allem Zins und Gült zu, also Naturalabgaben und Geldzahlungen des Hintersassen für Hof und Hofstatt, Äcker und Wiesen usw. Die fixierten Grundzinsen wurden im spätmittelalterlichen Südwesten vorwiegend in Getreide geleistet, vor allem in Dinkel oder Weizen, in Roggen und Hafer. Verglichen mit dem jeweiligen Marktpreis dieser Naturalabgaben war die Geldzahlung von geringerer Höhe, denn sie betrug meist weniger als ein Drittel oder Viertel des Wertes. Angesichts der teilweise extremen Preisschwankungen für Getreide läßt sich jedoch für den Wert der Natural- und Geldabgaben keine feste Relation angeben: An der Ernte bemaß sich der Geldwert von Zins und Gült¹⁷. Die Mischung von Natural- und Geldabgaben sollte wohl extremen Wertschwankungen vorbeugen, vielleicht auch negative Folgen von Münzverschlechterung und Preisverfall bei Getreide mildern. Freilich konnte der Adel damit nicht verhindern, daß grundherrliche Einkünfte vom frühen 14. bis zum späten 15. Jahrhundert langfristig an Wert verloren¹⁸.

Andererseits wäre es falsch, die Naturalabgaben der Hintersassen mit dem jeweils geltenden Marktpreis gleichzusetzen. Wenn adlige Grundherren bei der Umwandlung von Naturalabgaben in Geldzahlungen einen deutlich niedrigeren Getreidepreis zugrundelegten, wollten sie nicht nur einen Anreiz schaffen, um Bargeld zu erhalten. Sie berücksichtigten vermutlich auch, daß beim Verkauf von Getreide Unkosten entstanden, die vom Marktpreis abgezogen werden mußten. Gleiches galt für den Grundherrn, wenn die eingegangenen Getreidelieferungen den Eigenverbrauch überstiegen und auf dem Markt verkauft werden konnten: Der mögliche Gewinn war nicht mit dem jeweiligen Preis identisch, obwohl dem adligen Grundherrn – im Gegensatz zum produzierenden Hintersassen – außer Lagerung und Transport keine Unkosten entstanden¹⁹. Entsprechend geringer

16 Die nach wie vor beste Darstellung der komplexen Agrarverfassung im spätmittelalterlichen Südwesten gibt m. E. Peter BLICKLE: *Die Revolution von 1525*. Zweite Auflage, Wien 1981, S. 40–89 und S. 105–139.

17 Vgl. Wilhelm ABEL: *Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft*. Stuttgart u. New York 1980 (= *Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte*, Bd. 32), S. 63 ff. über „Wechselagen der spätmittelalterlichen Wirtschaft“, bes. Ernteausfall und Preisschwankungen bei Getreide.

18 SÄTLER (wie Anm. 7), S. 61–68, darauf aufbauend RÖSENER, *Grundherrschaften des Hochadels* (wie Anm. 12), S. 160 ff.

19 Dem Verzeichnis der Einkünfte aus der Herrschaft Hewen, bald nach 1404 abgefaßt, liegt bei der Gesamtabrechnung zugrunde: „Item ain mark geltz an gueter geltender guete bringet hie oben im land ii malter vesen, ii malter rogen, iii malter haber, und xv ß den. und huner und ayer dartzu

war der Erlös beim Verkauf überschüssigen Getreides aus der Eigenwirtschaft des Herrn, u. a. aufgrund der Investitionen und Lohnkosten, sofern sie sich nicht durch Frondienst einsparen ließen. Ergiebiger als Zins und Gült, doch kostengünstiger als die Eigenwirtschaft erwies sich für den Adligen der Teilbau, denn er partizipierte z. B. durch Halb-, Drittel- oder Viertelteil am Ertrag bäuerlicher Arbeit. Vor allem bei Intensivkulturen wie dem Weinbau bevorzugten Adlige den Teilbau, doch bleibt unklar, ob sie ihren Anteil selbst konsumierten oder wenigstens teilweise verkauften²⁰.

Weil die grundherrlichen Abgaben der Bauern im Spätmittelalter weitgehend fixiert waren, durften die langfristigen Wertverluste von Zins und Gült nicht durch einseitige Erhöhungen des Grundherrn ausgeglichen werden. Da sich der Ertrag aus den Natural- und Geldabgaben am Preis bzw. an der Inflation bemaß, konnte ein Adliger deshalb lediglich mit den durchschnittlichen Einnahmen „guter, gemeiner Jahre“ rechnen. Weil grundherrliche Abgaben nach Mißernte oder Krieg reduziert bzw. gestundet werden mußten, wollte man nicht den wirtschaftlichen Ruin der Bauern herbeiführen, waren sie keineswegs eine sichere Einkommensquelle: Mit einer Reduzierung, sogar mit ihrem Wegfall mußte gerade in Krisenzeiten gerechnet werden^{20a}. Diese Risiken und Ertragsverluste ließen sich durch andere Einkünfte aus Rechten der Grundherrschaft nicht ausgleichen: Weder Ehrschatz (einmalige Abgabe beim Besitzwechsel, z. B. eines Pacht- oder Zinsgutes, einer Erbleihe oder -pacht, u. a. von Hintersassen und Leibeigenen zu leisten) noch W(e)isat (grund-, nicht leibherrlicher Rekognitionszins, zunächst Geschenk, dann pflichtmäßige Abgabe) erreichten die Höhe von Zins und Gült. Allenfalls boten sie zusätzliche, jedoch nicht immer regelmäßige Einkünfte. Daß Adlige auch auf sie zurückgriffen und versuchten, weitere Einnahmequellen zu erschließen – etwa durch die Einführung von Entgelt für Holznutzungs- und Weiderechte oder durch Einschränkung oder gar Aufhebung der Allmende –, erlaubt Rückschlüsse auf die angespannte ökonomische Lage geistlicher und weltlicher Grundherren im späten Mittelalter²¹. Überaus lukrativ war die Grundherrschaft unter finanziellem Gesichtspunkt gewiß nicht. Pacht bzw. Miete aus Grundstücken oder Häusern in der Stadt wiesen den Adligen zukunftsträgigere Wege für neues Einkommen, mag auch dessen Höhe kaum die grundherrlichen Einkünfte erreicht haben²².

bügen enierlich“ (GLA Karlsruhe 66/3785, f. 19v). Weil im Hewener „Urbar“ die Gleichung 1 Mark Gelds = 80 ß dn gilt, kommt RÖSENER, Grundherrschaften des Hochadels (wie Anm. 12), S. 108 Anm. 93 meines Erachtens zu Recht auf einen Preis von 9 B 2 dn für 1 Malter Getreide. Bei dieser Mischkalkulation von Dinkel, Roggen und Hafer entspricht somit der Wert des Malters dem Durchschnittspreis normaler Ernten für ein Mutt Kernen (enthülster Dinkel), wie er für einige Jahre des 15. Jahrhunderts im westlichen Bodenseeraum überliefert ist: Das alte Konstanz in Schrift und Stift. Die Chroniken der Stadt Konstanz, hg. v. Philipp RUPPERT. Konstanz 1891, S. 127, 165, 250. Dementsprechend wird im Hewener Verzeichnis 1 Malter Getreide (rauh und glatt gemischt) veranschlagt wie 1 Mutt Getreide (glatt), was einem mehr als 50 % reduzierten Preis gleichkommt.

- 20 Vgl. die Urkunde Burkhardts und Wilhelms sowie Albrechts und Konrads vom Homburg über den Verkauf ihrer Herrschaft Bohlingen (Hegau) an die Zisterzienserabtei Salem für 11 500 fl. rh. (1456 XII 6), wo u. a. Rebärten aufgezählt sind, die jährlich „den dritten aimer“ Wein geben: Heinrich WEISSMANN: Geschichte des Dorfes und der ehemaligen Herrschaft Bohlingen im Hegau. Freiburg i. Br. 1915, S. 32–44, hier S. 35.

- 20a Aufschlußreiche Details aus geistlichen Grundherrschaften der Ostschweiz bietet Otto SIGG: Spätmittelalterliche „Agrarkrise“. Aspekte der Zürcher Geschichte im Spannungsfeld von Sempacher Krieg und Altem Zürichkrieg. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 31 (1981) 121–143.

- 21 Peter BLICKLE u. a.: Aufruhr und Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich. München 1980, S. 28–50 u. ö.; Peter BLICKLE: Bäuerliche Erhebungen im spätmittelalterlichen deutschen Reich. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 27 (1979) 208–231.

- 22 Bezeichnenderweise enthält das Verz. der Einkünfte aus der Herrschaft Hewen (wie Anm. 19) nur einen Eintrag zu Engen: „Item der hofstat zins in der stat, daz man nempt pfeffergelt xiii lib. den.“ (GLA Karlsruhe 66/3785). Zum Vergleich: Die Steuern in der Stadt Engen beliefen sich jährlich auf 100 lb dn, die Zolleinnahmen auf 11 lb dn und die Abgaben der Weintavernen auf 8 lb dn.

Weil die Grundherrschaft im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts immer weniger die hauptsächliche Quelle adligen Einkommens war, erhielt die Leibherrschaft eine noch im Hochmittelalter unbekannte wirtschaftliche Bedeutung. Unabhängig von der Frage, ob diese Zweite, d. h. spätmittelalterliche Leibeigenschaft zunächst nur in einigen Klosterherrschaften des nördlichen Bodenseeraumes aufgetreten ist und von schwäbischen Adligen erst später übernommen wurde²³, sind die ökonomischen Ursachen verschärfter persönlicher Unfreiheit evident. Bereits vor der Großen Pest von 1348/49 bewirkte der durch Bevölkerungsrückgang und besonders durch Abwanderung in die Städte hervorgerufene Mangel an Arbeitskräften und Hofinhabern einschneidende Beschränkungen bei der Wahl des Ehepartners (Verbot ungenossamer Ehen), im Wechsel des Wohnsitzes (eingeschränkte Freizügigkeit), in der Wahl des Schutz- und Schirmherrn (Verbot, sich einer anderen Vogteigewalt zu unterstellen). Die Aufhebung persönlicher Freiheiten war für den Leiherrn u. a. von wirtschaftlichem Vorteil, abgesehen von der Bedeutung der Leibeigenschaft für die Territorialpolitik. Hatte doch die eingeschränkte Freizügigkeit der Leibeigenen u. a. zur Folge, daß Bauernhöfe nicht unbesetzt blieben, wodurch grundherrliche Abgaben einliefen, und daß durch Frondienste der Lohn für Gesinde gespart wurde, wenn der adlige Grundherr an seiner Eigenwirtschaft festhielt.

Unmittelbaren finanziellen Nutzen aus der Leibeigenschaft brachten leibherrliche Abgaben: Nicht der Rekognitionszins (Leibhuhn u. ä.), der Pfennigbeträge ausmachte und eher symbolischer Natur war, sondern der Todfall, also Besthaupt, Bestgewand oder andere Leistungen aus dem Erbe der oder des verstorbenen Leibeigenen, besaß unter Umständen erheblichen Wert. Da manche Leiherrn, beispielsweise der Abt von Kempten, sogar vom bäuerlichen Eigen den Todfall einzogen und damit den Erben die Substanz des hinterlassenen Vermögens entzogen, konnte diese Abgabe eine beachtliche Höhe erreichen²⁴. Wurde den Erben des Leibeigenen angeboten, Besthaupt, Bestgewand, Harnischfall o. ä. durch Zahlung des reduzierten Schätzwertes abzugelten, kam der Leiherr zusätzlich in den Besitz von Bargeld. Das war ihm wohl erwünschter als eine Kuh, ein Rock oder eine Hellebarde. Dem Einfallsreichtum und der Habgier des Leiherrn eröffnete der Todfall ein weites Betätigungsfeld. Zahlreich und vielfältig waren daher die Klagen der Leibeigenen, zumal von Erben: Sie beschwerten sich über willkürliche Steigerung und Ausdehnung der Todfallabgaben sowie über Begrenzung der Erbberechtigung auf Familienangehörige und engste Verwandte.

Angesichts derartig gravierender Belastungen durch leibherrliche Rechte erstaunt es nicht, daß der Widerstand gegen die Leibeigenschaft im allgemeinen und den Todfall im besonderen eine zentrale Ursache für Bauernaufstände im spätmittelalterlichen Südwesten wurde. Schon vor dem Bauernkrieg argumentierte die Dorfbevölkerung mit dem Alten Herkommen, natürlichen Recht oder Neuen Testament gegen die Leibeigenschaft. Und weil die Legitimation der Leibherrschaft angefochten wurde, hat man Heiratsbeschränkung, begrenzte Freizügigkeit und Rekognitionszins, vor allem aber den Todfall abgelehnt²⁵.

23 SAARBRÜCKER ARBEITSGRUPPE: Die spätmittelalterliche Leibeigenschaft in Oberschwaben. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 22 (1974) 9–33; Claudia ULBRICH: Leibherrschaft am Oberrhein im Spätmittelalter. Göttingen 1979 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 58).

24 Peter BLICKLE: Leibherrschaft als Instrument der Territorialpolitik im Allgäu. In: Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz. Frankfurt/M. 1967, S. 51–66; erneut in: Deutsches Bauerntum im Mittelalter, hg. v. Günter FRANZ. Darmstadt 1976 (= Wege der Forschung, Bd. 416), S. 258–280.

25 Claudia ULBRICH: Agrarverfassung und bäuerlicher Widerstand im Oberrheingebiet. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 30 (1982) 149–167.

Andererseits hielten weltliche und geistliche Herren an den leibherrlichen Rechten fest. Sie waren nicht nur beim Aufbau eines Territoriums von ausschlaggebender Bedeutung – zumal durch Konzentration mehrerer Herrschaftsrechte in einer Hand und Schaffung eines einheitlichen Untertanenverbandes –, sondern besaßen außerdem ökonomischen Wert. Finanziellen Nutzen zog der Leihherr ja nicht allein aus dem Todfall: Die Erlaubnis zur ungenossamen Eheschließung, zum Wegzug aus einem Herrschaftsbereich oder zum Freikauf aus der Leibeigenschaft ließ er sich teuer bezahlen. Aus den Bußen pflichtvergessener Leibeigener konnte der Leihherr zudem weitere Einkünfte erzielen, ferner aus der Bürgschaft, einer Geldsumme, die ihm zufallen sollte, sobald sich ein Leibeigener doch aus seiner Herrschaft entfernt hatte. Abschätzbare Erträge wie Zins und Gült boten die leibherrlichen Rechte allerdings nicht. Sie lieferten jedoch dem Adligen die Handhabe zu einer neuen, wenngleich nur unregelmäßigen und begrenzt steigerungsfähigen Einkommensquelle²⁶.

Eng mit Grundherrschaft und Leihherrschaft verknüpft, weil deren wesentliche Rechtsgrundlage, sind Zwing und Bann, niedere Gerichtsbarkeit und Vogtei. Obwohl sie ihrer Abgrenzung und Definition nach zu den kompliziertesten Erscheinungen spätmittelalterlicher Verfassungswirklichkeit gehören, läßt sich die finanzielle Seite dieser Dimension weltlicher und geistlicher Herrschaft kurz abhandeln. Schon aus der Tatsache, daß weder Verkaufsurkunden noch Aufstellungen über den jährlichen Ertrag einer Herrschaft eine vollständige Liste einschlägiger Erträge aus Zwing und Bann, Niedergericht und Vogtei enthielten, darf man die Schlußfolgerung ziehen: Diese Rechte waren zu vielfältig und vielschichtig, um übersichtlich aufgelistet werden zu können; die entsprechenden Einkünfte blieben der genauen und umfassenden Übersicht entzogen²⁷. So begnügte man sich einerseits mit pauschalen Hinweisen, andererseits mit Aufzeichnungen der wichtigsten, d. h. ertragreichsten Rechte. Dazu zählten innerhalb der Zwing- und Banngewalt z. B. der Mühlen-, Torkel-, Tavernen- und Badstubenbann. Die Gefälle und Bußen aus der niederen Gerichtsbarkeit wurden in der Regel nicht verzeichnet: Sie lassen sich nur den Strafbestimmungen eines Weistums oder ähnlichen Rechtsquellen entnehmen²⁸. Abgesehen von ihrer Unregelmäßigkeit gab es wenigstens zwei Gründe, von ihrem finanziellen Ertrag abzusehen: Erstens die Unkosten beim Abhalten des Gerichts und bei der Vollstreckung der Strafen (Stock und Block), die durch Verpflichtungen zu dessen Unterhalt (Speisung und Beherbergung des Schultheißen, Ammanns, Vogts) nicht abgedeckt wurden; zweitens die Beteiligung der bäuerlichen Gemeinde am Niedergericht in vielen Dörfern des deutschen Südwestens, die gelegentlich eine Aufteilung der Gefälle und Bußen zur Folge hatte. Immerhin wurde – um ein Beispiel anzuführen – Mitte des 15. Jahrhunderts in der Herrschaft Bohlingen (Hegau) der kleine Frevel mit drei bzw. sechs Pfd. Pfg. angesetzt, während der große Frevel mit zehn bzw. dreizehn Pfd. Pfg. abzugelten war²⁹.

Im Gegensatz zu den Gefällen und Bußen des Niedergerichts flossen aus dem Vogtrecht

26 Zur Höhe des Todfalls, zu seiner Belastung für die Erben und zum finanziellen Wert für den Leihherrn: ULBRICH, Leihherrschaft am Oberrhein (wie Anm. 23), passim, und WALTER MÜLLER: Die Abgaben von Todes wegen in der Abtei St. Gallen. Köln u. Graz 1961 (= Rechtshistorische Arbeiten, Bd. 1).

27 Hermann RENNEFAHRT: Zwing und Bann. In: Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte 10 (1952) 22–87.

28 In der Aufstellung der Einkünfte aus den Herrschaften Hachberg und Höhingen von 1414 heißt es bezeichnenderweise „Und sint die gerichte, tagwan und huenr nit gerechenet“: RICHARD FESTER: Die Erwerbung der Herrschaften Hachberg und Höhingen durch Markgraf Bernhard I. von Baden. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 49 = NF 10 (1895) 650–667, hier S. 658.

29 WEISSMANN (wie Anm. 20), S. 41.

regelmäßige Einkünfte in fester Höhe, nämlich die Vogtsteuer, u. a. Vogtkorn, -garbe oder -hafer genannt. Diese jährliche Naturalabgabe der Vogtleute wurde im spätmittelalterlichen Südwesten gewöhnlich in Getreide geleistet. Ihrem Geldwert nach dürfte sie nicht einmal die Einkünfte aus niederer Gerichtsbarkeit oder Zwing- und Bannrechten erreicht haben. Weil sie aber eine konstante Einnahme darstellte, wurden solche Erträge aus der Schutzgerechtigkeit oft in Verzeichnisse jährlicher Einkünfte einer Adels Herrschaft aufgenommen. Allerdings waren die Leistungen für Schutz und Schirm des Vogts häufig mit Zins und Gült zu einem einzigen Posten zusammengefaßt, so daß sich grundherrliche und vogtrechtliche Einkünfte nicht immer trennen lassen³⁰. Im übrigen gilt für das Einkommen von Adligen aus der Vogtei, was über die Erträge aus der Grundherrschaft gesagt wurde: Getreideabgaben waren zuerst für den adligen Eigenverbrauch bestimmt und wurden nur dann auf dem Markt verkauft, wenn hohe Preise einen Anreiz boten oder Getreide im Überfluß vorhanden war; ihrem Ertrag nach unterlagen die Einkünfte aus dem Vogtrecht infolge langfristigen Preisverfalls und anhaltender Münzverschlechterung gleicher Wertminderung wie Zins und Gült. Unter finanziellem Gesichtspunkt waren Vogtrecht und niedere Gerichtsbarkeit jedenfalls nicht von Bedeutung für die wirtschaftliche Lage eines Adligen. Einen höheren Stellenwert besaßen Niedergericht und Vogtei beim Aufbau der Territorialherrschaft³¹.

Über die verschiedenen Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels zu sprechen, ohne die ausgeprägten Unterschiede innerhalb des adligen Standes zu berücksichtigen, ist unmöglich. Denn die Einkünfte aus den traditionellen Rechten der Adels Herrschaft standen nicht allen Adligen gleichermaßen zur Verfügung. So war der Niederadel, also die aus der Ministerialität in den ritterbürtigen Stand Aufgestiegenen, nicht von vornherein im Besitz der Hochgerichtsbarkeit oder Orts- bzw. Landesherrschaft. Regalien wie Blutbann, Steuerhoheit, Geleit und Zoll, Markt und Münze oder Wild- und Forstbann blieben als königliche Hoheitsrechte vornehmlich den Fürsten und anderen Mitgliedern des Hochadels vorbehalten. Daß Angehörige des niederen Adels diese Regalrechte innehatten, war im ausgehenden Mittelalter freilich nicht mehr ungewöhnlich. Zumal im Südwesten des Reiches übten außer Grafen und Herren sogar Adlige des Ritterstandes solche Hoheitsrechte aus, in der Regel durch Belehnung³².

Waren Familien des niederen Adels aber im Besitz von Blutgericht, Steuer oder Zoll und Geleit – oder verfügten sie darüber als Lehen bzw. Pfand –, erhielten sie reiche Bargeldeinkünfte. Das Spektrum dieser sowohl für den Aufbau eines Territoriums als auch für die finanzielle Lage eines Adelsgeschlechtes kaum zu überschätzenden Rechte bzw. Einnahmen war breitgefächert. Es reichte von den Gefällen und Bußen, die aufgrund der Hochgerichtsbarkeit erhoben und verhängt wurden, über die jährliche Steuer der Gemeinden (Mai- und Herbstbede) bis zur Erhebung von Weggeld und Zöllen. Ohne die Erträge aus dem Blutgericht, etwa Straf gelder für großen Frevel oder Beschlagnahme des Vermögens von Verurteilten, und anderer Rechte des Gerichtsherrn geringzuschätzen, kann man davon

30 Es spricht für den Fortbestand von Teilen der älteren Agrarverfassung, wenn sowohl in der Herrschaft Hewen als auch in der Herrschaft Bohlingen das Vogtrecht bzw. die daraus resultierenden Leistungen verzeichnet wurden: GLA Karlsruhe 66/3785, f. 5r/v, 8r, 9v, 15v, bzw. WEISSMANN (wie Anm. 29), S. 36–38 u. S. 42 f.

31 Zur Vogtei in geistlichen Herrschaften vgl.: Hans Martin MAURER: Die Ausbildung der Territorialgewalt oberschwäbischer Klöster vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 109 (1973) 151–195, in weltlichen Territorien: Ulrich LUTZ: Die Herrschaftsverhältnisse in der Landgrafschaft Baar an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Buhl 1979 (= Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Nr. 46).

32 Die jeweils zwei Brüder von Homburg – Ritteradel und ehemals Ministerialen des Konstanzer Bischofs – besaßen das Hochgericht der Herrschaft Bohlingen als österreichisches Lehen: WEISSMANN (wie Anm. 20), S. 33.

ausgehen, daß landesherrliche Rechte von größerem finanziellen Wert waren als gerichtsherrliche.

Als besonders ertragreiche und steigerungsfähige Einkommensquelle erwies sich seit dem Hochmittelalter die Steuer: Sowohl die direkte Steuer (Bede), jährlich an ein oder zwei Terminen von der (gesamten) Gemeinde in fixierter Höhe zu zahlen und dann innerhalb der Gemeinde auf die steuerfähigen Bürger verteilt, als auch die indirekte Steuer (Ungeld), eine auf Lebensmittel wie Salz, Bier oder Wein erhobene Verbrauchssteuer³³. Freilich ist es selten möglich, aus erhaltenen Angaben über die Mai- und Herbststeuer oder veranschlagten Pauschalen für das Ungeld auf den jeweiligen Anteil an jährlichen Einkünften zu schließen. So ist der Prozentsatz der Steuereinnahmen am Gesamteinkommen einer Herrschaft bzw. Adelsfamilie meist unbekannt. Die bislang untersuchten Beispiele stammen kaum zufällig aus Territorien des Hochadels³⁴. Werden dennoch die Steuereinkünfte des niederen Adels genannt, z. B. 90 Pfd. Heller für die erwähnte Herrschaft Bohlingen im Jahr 1456, fehlen wiederum die Beträge für Einzelposten wie Zins und Gült, Zwing und Bann sowie Vogtrecht, auch der durchschnittliche Jahresertrag aller Einkünfte. Der Verkaufssumme von 11 500 fl.rh. eine fünfprozentige Rendite zu unterstellen – mithin 575 fl.rh. = 805 Pfd. bei einer Relation von 1 fl.rh. = 28 β –, und die Steuer mit etwa 11 % am Jahresertrag der Herrschaft zu veranschlagen, bleibt Spekulation³⁵. Weil das Steueraufkommen nämlich auf Einkommensquellen bezogen werden muß, die ihrem Wert nach beträchtlich schwanken können – vor allem Naturalabgaben an den Grund- und Gerichtsherrn –, läßt sich sein Anteil an den Gesamteinnahmen nicht in Prozenten beziffern. Andererseits zählten Bede und Ungeld zu jenen Einkünften, die sowohl im Umfang wie Ausmaß gesteigert wurden: Weitere Verbrauchssteuern, eine Anhebung des Steuersatzes und die Ausschreibung neuer Steuern (z. B. Reis-, Land- oder Weihsteuer) erbrachten zusätzliche Bargeldeinnahmen, sei es einmalig oder regelmäßig. Daß diese Steuererhöhungen den Widerstand der Betroffenen provozierten und ein Mitspracherecht der Landstände bei der Bewilligung des Etats zur Folge hatten, sei aber nicht verschwiegen.

Je nach geographischer Lage im Geflecht der Verkehrswege und Handelsstraßen bzw. Flüsse konnten Geleit und Zoll zu wichtigen Einnahmequellen eines Landesherrn werden: Auch wenn sich nur sehr wenige Adlige so reicher Einkünfte erfreuten wie die Grafen von Katzenelnbogen aus ihren Zollstätten am Rhein³⁶, gab es doch Möglichkeiten, für die Benutzung von Wegen und Straßen oder Brücken und Fähren Abgaben zu verlangen und an Verkehrsschnittpunkten oder Grenzstellen für Einfuhr, Transit oder Ausfuhr Zoll zu erheben. Wie zahlreich die Handelswege von Zollstätten gesäumt waren und wie sehr sich die Waren durch Zollgebühren verteuerten, machen die Aufzeichnungen Konrads von Weinsberg über seinen Handel mit Elsässer Wein deutlich: An Zoll zahlte er etwa 150 fl.

33 Untersuchungen gibt es bislang nur zum Steuerwesen der habsburgisch-vorderösterreichischen Territorien: Gottfried PARTSCH: *Die Steuern des Habsburger Urbars (1303–1308)*. Zürich 1946 (= *Zeitschrift für schweizerische Geschichte*, Beih. 4) und Franz QUARTHAL: *Landstände und landständisches Steuerwesen in Schwäbisch-Österreich*. Stuttgart 1980 (= *Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde*, Bd. 16).

34 RÖSENER: *Grundherrschaften des Hochadels* (wie Anm. 12), errechnet für Einkünfte aus der Steuer Anteile von 61,8 % (Herrschaft Hachberg), 24,8 % (Herrschaft Hewen), 58,6 % (vier Ämter der Markgrafschaft Baden) bzw. 47,5 % (vier Ämter der Grafschaft Württemberg). Doch ist zu beachten, daß nicht sämtliche Jahreseinnahmen berücksichtigt sind (teilweise Abzüge von einem Drittel der Einkünfte) und die Umrechnungen der Münzwerte von falschen Voraussetzungen ausgehen (1 lb dn = 2 fl. rh., statt 1 fl. rh. = 150 bzw. 168 dn).

35 WEISSMANN (wie Anm. 20), S. 35.

36 MAULHARDT (wie Anm. 11).

und hätte ohne wiederholte Zollbefreiung bzw. -ermäßigung das Doppelte zahlen müssen, somit mehr als den Preis für den angekauften Wein³⁷.

Das Geleitrecht lag im spätmittelalterlichen Südwesten in den Händen von Fürsten und Hochadligen, die durch Erbe, Belehnung oder Pfandbesitz landesherrliche Rechte erworben hatten. So waren die Landgrafschaften Klettgau, Stühlingen, Baar, Nellenburg und Linzgau – um die wichtigsten „Territorialgrafschaften“ des westlichen und nördlichen Bodenseeraumes zu nennen – im Besitz der Grafen von Sulz (Erben der Grafen von Habsburg-Laufenburg), Herren von Lupfen, Grafen von Fürstenberg, Herren von Tengen (Erben der Grafen von Nellenburg) – 1465 durch Kauf an die Herzöge von Österreich gefallen – bzw. Grafen von Werdenberg (Heiligenberger, dann Trochtelfinger Linie)³⁸. Nach der Übertragung der Landvogtei Oberschwaben an die Truchsess von Waldburg (1415) blieben diese bis 1452 im Amt, mußten aber 1486 endgültig den Habsburgern weichen³⁹. Ob das Geleitrecht der Landgrafschaften und -vogteien wesentliche Einkünfte erbracht hat, läßt sich nicht nachweisen. Manches spricht für die Vermutung, als landesherrliche Kompetenzen seien sie vorrangig von verfassungsrechtlicher und territorialpolitischer Bedeutung gewesen⁴⁰. Daß Inhaber von Geleit- und Wegerechten Anstrengungen unternahmen, die Handelsstraßen in einen besseren Zustand zu versetzen, damit sie häufiger benutzt würden und höhere Einnahmen erbrächten, ist gelegentlich überliefert⁴¹. Daraus darf man wohl auf eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung der Wegegelder und anderer Verkehrsabgaben schließen.

Am Besitz bzw. an der Verfügungsgewalt über landesherrliche Rechte schieden sich hoher und niederer Adel sowohl rechtlich-politisch als auch wirtschaftlich. Adlige aus dem Ritterstand konnten zwar Wegegeld und Zoll erheben, doch in der Regel nur aufgrund Belehnung oder Verpfändung. Dabei handelte es sich meistens um begrenzte Rechte, häufig verknüpft mit der Ortsherrschaft: So erhielten die von Klingenberg (Thurgau) durch den Erwerb der Stadt Stein am Rhein auch den Brückenzoll⁴². Eine noch tiefere Kluft tat sich im Adel beim Berg- und Münzregal auf, denn hier verlief die Trennungslinie innerhalb des Hochadels: Einerseits die wenigen Landesherren aus dem Fürstenstand mit Bodenschätzen und Münzstätten, andererseits jene Herzöge, Grafen und Herren ohne Gold-, Silber-, Eisenerz- oder Salzvorkommen, wenngleich im Besitz des Rechts, Münzen zu prägen. Wie sehr die Finanzkraft eines Territoriums und Landesherrn durch die Ausbeutung von Bodenschätzen in Verbindung mit Münzstätten gestärkt wurde, zeigt im Südwesten des Alten Reiches die Stellung der Herzöge von Österreich nach dem Erwerb der Grafschaft Tirol (1363). Seitdem verfügten die Habsburger außer den ohnehin ertragreichen Salzbergwerken über Silbergruben mit weitaus höheren Einnahmen. Daß sich Silbergewinnung und

37 Hektor AMMANN: Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte des Oberrheinraumes. I. Konrad von Weinsbergs Geschäft mit Elsässer Wein nach Lübeck im Jahre 1426. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 108 = NF 69 (1960) 466–498.

38 Dazu zuletzt Meinrad SCHAAB: Landgrafschaft und Grafschaft im Südwesten des deutschen Sprachgebiets. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 132 = NF 93 (1984) 31–55.

39 Hans-Georg HOFACKER: Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter. Stuttgart 1980 (= Spätmittelalter und Frühe Neuzeit. Tübinger Beiträge zur Geschichtsforschung, Bd. 8), S. 297 ff.

40 Ernst BOCK: Zwei Rechtsaufzeichnungen über die Entwicklung des habsburgischen Territorialbesitzes in Schwaben und am Oberrhein nach dem Stande von 1487. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 95 = NF 56 (1943) 650–659.

41 Vgl. beispielsweise die Urkunde Graf Heinrichs von Tengen von 1454 über das Geleitgelt in der Landgrafschaft Nellenburg, erhoben in Stockach, Radolfzell, Sernatingen, Neuhausen ab Egg und Liptingen (GLA Karlsruhe 9/Konv. 43 b. 2).

42 Urkundenregister für den Kanton Schaffhausen, bearb. v. G. WALTER. Teil I, Schaffhausen 1906, Nr. 1885 (1433 XI 14).

Münzprägung für den Etat des Herzogtums nutzbar machen ließen, führte Siegmund „der Münzreiche“ vor: Er glich, wie sein Beiname andeutet, Defizite und Schulden dadurch aus, daß er das produzierte Silber sogleich ausprägen ließ. Die Erhöhung des Geldvolumens war volkswirtschaftlich zwar bedenklich, weil inflationsfördernd, kurzfristig aber wirksam⁴³. Wie Herzog Siegmund mit seinem prägefrischen Geld in Vorderösterreich Politik machte, bleibt im einzelnen noch zu untersuchen, doch hatte er allem Anschein nach mehr Erfolg als gedacht. Jedenfalls gab es zwischen Elsaß und Vorarlberg keinen Adligen, der auf diesem Gebiet mit dem Haus Habsburg hätte konkurrieren können; allenfalls patrizisches Handelskapital erreichte eine vergleichbare Größenordnung. Diese Art der Geldbeschaffung weist im übrigen auf „moderne“ Finanzierungs- und Kapitalbeschaffungsmethoden.

Zu den „klassischen“, d. h. aus traditionellen Adelsrechten herrührenden Einkommensquellen zählten noch im Spätmittelalter die Einkünfte aus der Kirchenherrschaft. Da solche Rechte niederem und hohem Adel gleichermaßen zustanden, lassen sich deren Einnahmen bei Ritterfamilien wie Fürstendynastien nachweisen. Daß sie im Jahresertrag von Adels-herrschaften einen jeweils anderen Stellenwert hatten, hing von der Eigenart der hauptsächlichen kirchenherrlichen Einnahmequelle ab. Denn außer Patronatsrecht (Kirchensatz) und Widem/Wittum (Pfarrhufe) besaßen adlige Laien vornehmlich den Kirchenzehnten, sei es durch Schenkung, Belehnung, Verpfändung oder Verkauf. Die Zehntberechtigten empfangen fast ausschließlich Abgaben von landwirtschaftlichen Produkten: In der Regel den Großzehnt (Getreide, Wein, Obst), weniger häufig den Kleinzehnt (Groß- und Kleinvieh bzw. Eier, Milch, Butter). Obgleich in den spätmittelalterlichen Quellen des Südwestens u. a. vom Obst-, Heu- oder Weinzehnten die Rede ist, setzte sich der Großzehnt im spätmittelalterlichen Südwesten überwiegend aus Getreideabgaben zusammen.

Weil der Großzehnt vom Ertrag der Ernte abhing, besaß er von Jahr zu Jahr eine unterschiedliche Größe, schwankte unter Umständen also beträchtlich. Seinem Geldwert nach hatte der Getreidezehnte wie Zins und Gült oder andere Naturaleinkünfte des Adels keine konstante Größe. Da er auch seiner Menge nach nicht prognostiziert werden konnte, blieb den Zeitgenossen nur übrig, mit dem Durchschnittsertrag „guter und gemeiner Jahre“ zu rechnen. Von dieser Summe mußte wegen der vorherrschenden Dreifelderwirtschaft ein Drittel abgezogen werden, um brachliegende Felder zu berücksichtigen⁴⁴. Daher liegen für den Groß- bzw. Getreidezehnt kaum vollständige und fortlaufende Jahreserträge vor: Häufiger sind Angaben für einzelne Jahre oder durchschnittliche Werte. Trotz des lückenhaften Quellenmaterials wird der Ertrag des Zehnten für Jahreseinkünfte von Adligen und anderen Zehntberechtigten hoch veranschlagt: Neuere Arbeiten gestehen ihm zwischen einem Drittel und der Hälfte zu, setzen ihn sogar mit Zins und Gült gleich⁴⁵. Jüngste Berechnungen des Gesamteinkommens einiger südwestdeutscher Hochadelsherrschaften ergaben freilich ein anderes Bild. Danach betrug der Anteil des Zehnten am Jahresertrag in drei Fällen etwa vier, nur in einem Fall vierzig Prozent⁴⁶. Die unterschiedlichen Werte

43 Karl MOSER u. Fritz DWORSCHAK: Die große Münzreform unter Erzherzog Sigmund von Tirol. Wien 1936 (= Österreichisches Münz- und Geldwesen im Mittelalter, Bd. 8).

44 So heißt es in der Verkaufsurkunde der Herrschaft Bohlingen von 1456: „Der zehend zu bettnang git zway jâr jeglichs jârs vier garben, am dritten jâr ain garb“: WEISSMANN (wie Anm. 20), S. 41. Weil solche Reduzierungen aufgrund der Dreifelderwirtschaft sonst nur im Zusammenhang mit Zins und Gült von Zinsäckern auftreten (vgl. das Verzeichnis über die jährlichen Einkünfte der Herrschaft Hwen: GLA Karlsruhe 66/3785), liegt es nahe, auch hier an Zehntabgaben von Zinsäckern zu denken.

45 BLICKLE: Revolution (wie Anm. 16), S. 27 Anm. 16.

46 RÖSENER: Grundherrschaften des Hochadels (wie Anm. 12), S. 103, 108, 118 und 127. Dabei gelten natürlich auch die in Anm. 34 gemachten Einschränkungen, weshalb es sich wiederum nur um Größenordnungen und Relationen, jedoch nicht um absolute Zahlenwerte handelt.

erklären sich aus der Verfassungsstruktur jeder Herrschaft: Je höher der prozentuale Anteil des Zehnten, desto geringer der Stellenwert landesherrlicher Rechte. Zugleich sind große Naturaleinkünfte ein Indiz für den vergleichsweise niedrigen Rang der jeweiligen Adligen. Im Klartext: Mit einem Anteil von 40 % des Zehnten am jährlichen Einkommen war die Herrschaft Hewen – seit 1404 im Pfandbesitz der Grafen von Lupfen-Stühlingen – in ihrer Wirtschafts- wie Verfassungsstruktur nahezu niederadlig. Bei fast allen Familien des Ritteradels kann man diese Beobachtung wiederholen – einzelne Ausnahmen ausgenommen, etwa die bekannten Beispiele Bubenhofen, Hohenems und Schönau⁴⁷. Als Naturaleinkünfte waren Groß- und Kleinzehnt jedenfalls keine zukunftssträchtigen Erträge: Wenn sie nicht der Selbstversorgung dienten und konsumiert wurden, mußten sie auf dem Markt verkauft werden, um Bargeld zu erbringen. Dies hatte der Zehnt mit Naturalabgaben aus Grund-, Leib- und Gerichtsherrschaft gemeinsam.

Mit kirchenherrlichen Einnahmequellen wie Präsentationsrecht, Widem/Wittum und Zehnt hat die Vogtei über eine Kirche oder ein Kloster nichts zu tun. Dennoch repräsentiert sie ein Hauptgebiet mittelalterlicher Adels Herrschaft: Denn als Richter des Hochgerichts einer geistlichen Immunität, Verwalter des weltlichen Kirchen- bzw. Klosterbesitzes und Anführer des militärischen Aufgebots einer geistlichen Herrschaft erreichte der adlige Vogt eine beträchtliche Steigerung der eigenen Macht. Der wirtschaftlich-finanzielle Nutzen von Schutz und Schirm über Kirchen- oder Klostergut lag weniger in der Vogtsteuer oder anderen Abgaben an den Vogt, sondern in der – keineswegs legalen – Möglichkeit, Besitzungen, Rechte und Einkünfte der ihm anvertrauten geistlichen Herrschaft zu entfremden. Daß viele Adlige als Kirchen- oder Klostervögte reicher geworden sind, muß kaum bewiesen werden. Keineswegs darf man also den Stellenwert der Vogtei für die ökonomische Lage einer Adelsfamilie übersehen, auch wenn er sich weder in Jahreserträgen oder anderen berechenbaren Einkünften niederschlug⁴⁸.

Das Fazit dieses Überblicks über die Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels aus seinen verschiedenen Herrschaftsrechten? Es ist nahezu unmöglich, die grund-, leib-, gerichts-, landes- und kirchenherrlichen Einnahmen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Zu heterogen waren sie zusammengesetzt, zu unterschiedlich blieb ihr jeweiliger Ertrag. Teils sind es Einkünfte in Getreide, überwiegend für den Konsum bestimmt, gelegentlich noch für den Verkauf, teils handelt es sich um Bargeld, das für den alltäglichen Bedarf und außergewöhnliche Ausgaben verwendet wurde, auch für Investitionen und Kapitalanlagen bzw. Finanzierungskosten. Teils erhielt der Adel Naturalien und Geld in konstanter Höhe, teils Jahr für Jahr eine unterschiedlich große Menge, ganz abgesehen vom abweichenden Geldwert. Solche Erträge waren teils geringfügig – z. B. der jährliche Kopffins von Leibeigenen –, teils beträchtlich, etwa die Mai- und Herbststeuer. Nicht alle Abgaben und Leistungen der Hintersassen, Vogtleute, Zehntpflichtigen und Untertanen

47 Während es zu den Bubenhofener noch keine monographische Zusammenfassung gibt – hingewiesen sei lediglich auf Ferdinand FURTMEIER: Die Besitzungen der Edlen von Bubenhofen in Württemberg und Hohenzollern. in: Hohenzollerische Heimat, Jahrgang 1963, S. 21–22, 35–36, 55–59 und auf Albert GAIER: Die Geschichte des adeligen Geschlechts der Herren von Bubenhofen. Göppingen 1970 (= Hohenstaufen, 7. Folge) –, bietet Ludwig WELT: Geschichte der Reichsgrafschaft Hohenems und des Reichshofes Lustenau. Innsbruck 1930 (= Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs und Liechtensteins, Bd. 4) auch wirtschaftsgeschichtlich relevante Nachrichten, etwa über die Einkommensstruktur im Spätmittelalter. Ungleich informativer ist dagegen Werner H. FRESE: Die Herren von Schönau. Ein Beitrag zur Geschichte des oberrheinischen Adels. Freiburg i. Br. 1975 (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 26), besonders zur Wirtschafts- und Finanzlage.

48 Vgl. Aloys SCHULTE: Die Reichenau und der Adel. Tatsachen und Wirkungen. In: Die Kultur der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924. Erster Halbbd., München 1925, S. 557–605.

konnten mit Geldzahlungen abgelöst werden. Denn es lag nicht nur im Interesse des Bauern, sondern auch des weltlichen oder geistlichen Herrn, wenn die Abgaben eine Mischung aus Naturalien und Geld waren und außerdem Frondienste geleistet wurden. Die Vorteile aus der Sicht des Adligen: Er war den Schwankungen des Getreidepreises nicht direkt ausgesetzt, sparte bei der Eigenwirtschaft Kosten für Gesinde und Tagelöhner, mußte den täglichen Lebensmittelbedarf nur noch zum Teil auf dem Markt kaufen. Standen dem Adligen aber vorwiegend Einkünfte in Bargeld zur Verfügung, war er beweglicher bei Ausgaben und Anschaffungen, obwohl ihn die jährlichen Schwankungen des Getreidepreises jetzt unmittelbar trafen. Den langfristigen Folgen der Münzverschlechterung entging ohnehin kein weltlicher und geistlicher Herr. (Selbst der Bauer hatte nicht nur Vorteile von der Inflation.)

In ihrer komplexen Zusammensetzung bieten die Einkommensquellen des Adels ein Spiegelbild seiner sozialen Lage im Spätmittelalter. Denn je nach Rechts- und Verfassungsstruktur der Herrschaft und daraus resultierender Eigenart der Einnahmen war die wirtschaftliche Ausgangssituation unterschiedlich beschaffen. Diese Rahmenbedingungen sozialen Wandels und ständischer Differenzierung wurden durch machtpolitische Konstellationen zusätzlich determiniert. So hing die finanzielle Lage des südwestdeutschen Adels im 14. und 15. Jahrhundert u. a. davon ab, wie sehr eine Familie von den Auswirkungen der eidgenössischen Expansion betroffen war und welche Beziehungen sie zum vorderösterreichischen Habsburg pflegte, den bedeutendsten Fürsten zwischen Baden, Württemberg und Bayern. Wenn jene militärisch-politischen Konflikte dennoch nicht alle Adelsfamilien der Region in gleicher Weise trafen, wird man bei der Erklärung dieses Vorgangs auch die jeweiligen Einkommens- und Vermögensverhältnisse der einzelnen Herrschaft berücksichtigen müssen, etwa ihre Zahlungskraft bei der Begleichung von Kriegskosten und anderen außerordentlichen Ausgaben⁴⁹.

II.

Ein Überblick über die Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels wäre unvollständig und bliebe einseitig, überginge man jene Einnahmen, die mangels eines besseren Attributs „eigenständige“ genannt seien. Sie stammen zwar aus verschiedenartigen, ja gegensätzlichen Bereichen adligen Lebens, heben sich aber von den Erträgen aus Herrschaftsrechten dadurch ab, daß sie auf jeweils besondere Weise adliger Initiative entspringen und den Adel auch bei wirtschaftlich-finanzieller Aktivität zeigen. Dieser zweite Teil adliger Einkünfte hatte einen anderen Charakter als die traditionellen Einnahmen aus Grund-, Leib-, Gerichts-, Landes- oder Kirchenherrschaft: Er ist allein aus verfassungsrechtlichen und ökonomischen Bedingungen spätmittelalterlicher Adels Herrschaft zu erklären. Denn angesichts einer nachteiligen ökonomischen Gesamtlage – gemeinhin als Agrarkrise interpretiert⁵⁰ – mußten weltliche wie geistliche Herren eine fortschreitende Minderung ihres Einkommens hinnehmen: Im Laufe des 14. Jahrhunderts durch Preisverfall bei den Getreidesorten und wegen der Münzverschlechterung bis zu 50 % Wertverlust⁵¹.

⁴⁹ Dies ist ein zentrales Ergebnis der Untersuchungen von SABLONIER: Adel im Wandel (wie Anm. 14) und Wirtschaftliche Situation (wie Anm. 5). Im Detail nachgewiesen für die Ritteradligen v. Hallwil durch BICKEL (wie Anm. 13).

⁵⁰ ABEL (wie Anm. 17).

⁵¹ SATTLER (wie Anm. 7), S. 61–68; RÖSENER, Grundherrschaften des Hochadels (wie Anm. 12), S. 160 ff. Vgl. auch Klaus MILITZER: Auswirkungen der spätmittelalterlichen Agrardepression auf die Deutschordensballeien. In: Von Akkon bis Wien. Festschrift Marian TUMLER, OT. Marburg 1978, S. 62–75.

Um die zweifache Wertminderung seiner Einnahmen auszugleichen, hatte der Adel zunächst zwei Möglichkeiten: Entweder Erhöhung der Abgaben und Leistungen oder Ausweitung der Herrschaftsrechte. Beides war nicht ohne weiteres zu realisieren. Geschriebene und vertraglich abgesicherte Rechte der Hintersassen, Vogtleute, Zehntberechtigten und Untertanen konnten nur mit beiderseitigem Einverständnis abgeändert werden. Einseitige Änderungen verletzten das Alte Herkommen und brachen zweiseitige Regelungen. blieb die Zustimmung der Betroffenen aus, provozierte der Herr ein Gerichtsverfahren oder einen offenen Konflikt. Dennoch versuchten geistliche wie weltliche Herren, bestehendes Recht aufzuheben und neue Verpflichtungen durchzusetzen. Ohne Erfolg waren diese Anstrengungen nicht: So ist die „Zweite“ Leibeigenschaft seit dem frühen 14. Jahrhundert eingeführt worden, gegen den Widerstand der Dorfbewohner angesichts solch weitreichender Einschränkungen persönlicher Freizügigkeit. Ähnliche Versuche lassen sich auch bei grund-, gerichts- und landesherrlichen Rechten beobachten: Die Allmende wird dem Herrenland zugeschlagen, Nutzungsrechte werden entgeltspflichtig, Abgaben und Frondienste einseitig erhöht, zugesicherte Privilegien aufgekündigt, Altes Herkommen aufgehoben. Die Konsequenz: Allenthalben beklagen sich Bauern über Willkür, Rechtsbruch und Gewalt ihrer Herren, wehren sich gegen weitere Belastungen⁵².

Das keineswegs legale Verhalten weltlicher und geistlicher Herren kann nicht allein auf Selbstherrlichkeit und Machtgier zurückgeführt werden. Die Ausweitung bestehender Rechtsansprüche und Durchsetzung einseitiger Rechtsänderungen hatten auch eine ökonomische Ursache. Sie entsprangen dem Bemühen, aus neuen Rechtstiteln zusätzliche Einkünfte abzuleiten. Um seine finanzielle Lage zu verbessern, hielt sich der Adel nicht nur an die Einkommensquellen „traditioneller“ Adelherrschaft. Er bemühte sich abseits der gewohnten Möglichkeiten um weitere Einnahmen, weil Erträge aus Zins und Gült, Zwing und Bann, Vogtei, Niedergericht und Kirchenzehnt kaum steigerungsfähig waren. Zusätzliche Einkünfte versprach zwar die Steuer, doch verfügten nicht alle Adlige über dieses landesherrliche Recht. Das Spektrum von Einnahmen außerhalb der herkömmlichen Einkommensquellen war dennoch breit: Es reichte von der Intensivierung der Eigenwirtschaft über den Dienst bei fremden Herren bis hin zu Kapitalgeschäften. Um aus finanziellen Engpässen herauszukommen, betätigten sich Adlige daher als landwirtschaftliche Produzenten für den Markt, traten als Wirtschaftsunternehmer auf – z. B. in der Viehzucht und im Bergbau –, dienten als Offiziere, Diplomaten oder Verwaltungsfachleute beim König oder Landesherrn, sogar im Sold ausländischer Fürsten oder Städte, etwa in Oberitalien, oder handelten mit Renten und gewährten Kredite. Dem Einfallsreichtum und Unternehmergeist waren augenscheinlich keine Grenzen gesetzt: Angesichts der wirtschaftlichen Notwendigkeit fielen selbst Standestabus. In der Skala außerordentlicher Einnahmequellen tauchen schließlich zwei traditionelle Methoden auf, wie ein Adliger auch zu Geld kommen mochte: Durch eine vorteilhafte Heirat zu reicher Mitgift zu gelangen oder bei einem Überfall auf einen Handelszug umfangreiche Beute zu machen. So anstößig es in unseren Augen sein mag, die Eheschließung neben den Raub zu stellen – unter finanziellem Gesichtspunkt hat sich kaum ein Adliger darüber empört. Tatsächlich konnte die Heirat mit einer Tochter aus dem städtischen Patriziat die wirtschaftliche Lage einer Adelherrschaft ebenso entscheidend verbessern wie ein gelungener Überfall auf den Handelszug eines Kaufmanns.

Sofern die intensivierte oder erneut eingerichtete Eigenwirtschaft des spätmittelalterlichen Landadels nicht ausschließlich der Selbstversorgung und dem eigenen Konsum diene, setzte sie eine Orientierung am Markt voraus. Daß Adlige landwirtschaftliche Produkte wie

⁵² Als Beispiel vgl. SAARBRÜCKER ARBEITSGRUPPE: Huldigungseid und Herrschaftsstruktur im Hattgau (Elsaß). in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 6 (1980) 117–155.

Getreide, Fleisch oder Wein verkauften, bedeutete seinerseits einen grundlegenden Wandel in der Adelsmentalität. Jetzt mußten Investitionen, Löhne und andere Produktionskosten berechnet werden, wenn man aus dem Anbau von Getreide und Wein sowie der Viehzucht Gewinn ziehen wollte. Zur Bewirtschaftung der Herren- bzw. Bauhöfe waren Arbeitskräfte notwendig: Entweder mit dem Frondienst von Hintersassen, Leibeigenen und Untertanen oder allein auf Gesinde und Tagelöhner gestützt, deren Versorgung bzw. Bezahlung in die Kalkulation einging. Daß sich der Adel für Löhne und Preise interessierte, hat die Forschung bislang kaum zur Kenntnis genommen. Man billigte den Adligen des spätmittelalterlichen Südwestens allenfalls die Eigenwirtschaft zur Selbstversorgung zu, selten jedoch eine nennenswerte Produktion für den Markt. Dagegen läßt sich etwa fürs 15. Jahrhundert nachweisen, daß der Bund mit St. Georgenschild und die Bodenseestädte ein Abkommen über Höchstpreise und -löhne schlossen, zumal über Getreide- und Fleischpreise sowie Gesinde- und Handwerkerlöhne⁵³, und daß oberrheinische Adlige eine Gesindeordnung erließen⁵⁴. Das sind Indizien für eine gezielte Wirtschaftspolitik des Adels. Indirekt bestätigen sie die Vermutung, die Agrarproduktion des Landadels für den Markt sei im späten Mittelalter keine nebensächliche Sache geblieben. Ein Vergleich mit dem Adel angrenzender Regionen relativiert allerdings diese Einschätzung. Denn von einem Unternehmertum in der Landwirtschaft, etwa in der Schafzucht oder gar im Bergbau, kann im Südwesten des Alten Reiches nicht gesprochen werden. Hier dominierten Getreide- und Weinanbau sowie Viehzucht. Am Oberrhein und im Bodenseeraum setzten viele weltliche und geistliche Herren auf den Handel mit Wein, obgleich Rebkulturen arbeitsintensiv und wegen der hohen Löhne kostspielig waren. Die Aussichten auf Gewinne aus dem Anbau von Wein, teils in Eigenwirtschaft, teils im Teilbau, waren dennoch Anreiz genug. Wie hoch der finanzielle Ertrag aus Weinbau, Getreidehandel und Viehzucht gewesen ist, ließ sich freilich noch nicht ausmachen⁵⁵.

Um vergleichsweise niedrige, aber regelmäßige Geldbeträge einzunehmen, mußte sich ein Adliger nicht unbedingt als landwirtschaftlicher Produzent betätigen. Bevor er den wenig standesgemäßen Beruf des Bauern ergriff, sei es auch nur als Gutsherr, konnte er andere Fähigkeiten versilbern, z. B. im Dienst eines fremden Herrn als Reiter und Hauptmann, Amtspfleger und Vogt oder Ratgeber und Diplomat⁵⁶. Die Arbeit für einen

53 (F. J.) MONE: Fruchthandel, Arbeitslöhne und Viehzucht am Bodensee, 1433 bis 1443. in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 6 (1855) 395–403, zu ergänzen durch Hermann MAU: Die Rittergesellschaften mit St. Jörgenschild in Schwaben. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einungsbewegung im 15. Jahrhundert. Bd. 1: Politische Geschichte, 1406–1437. Stuttgart 1941 (= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, Bd. 33), S. 252 f. Nr. IV. Über diesen Vertrag vom 31. Aug. 1433 bereite ich eine eigene Untersuchung vor.

54 Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg, 1050–1515. Bd. 4, bearb. v. Albert KRIEGER. Innsbruck 1915, Nr. 10 334 (1472, vor XI 11).

55 RÖSENER: Grundherrschaften des Hochadels (wie Anm. 12), kommt für die Herrschaften Hachberg und Hwen, die Markgrafschaft Baden und die Grafschaft Württemberg auf Erträge aus Eigenbauland von 8,3, 7,9, 9,8 bzw. 5,2 %.

56 Nach wie vor ist eine Studie über fremde Dienste des südwestdeutschen Landadels ein Desiderat der Forschung. Einzelne Aspekte des Themas behandelt Konrad KRIMM: Baden und Habsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Fürstlicher Dienst und Reichsgewalt im späten Mittelalter. Stuttgart 1976 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 89). Manches findet man auch bei Margarete ORTWEIN: Der Innsbrucker Hof zur Zeit Erzherzog Sigmunds des Münzreichen. Ein Beitrag zur Geschichte der materiellen Kultur. Phil. Diss., Innsbruck 1936, (masch.-schriftl.). Ungleich besser erforscht ist der habsburgische Dienstadels im Gebiet der heutigen Ostschweiz: vgl. SABLONIER: Adel im Wandel (wie Anm. 14), bes. S. 210–224, und auch die ältere Arbeit von Werner MEYER: Die Verwaltungsorganisation des Reiches und des Hauses Habsburg-Österreich im Gebiet der Ostschweiz, 1264–1460. Phil. Diss., Zürich 1933.

anderen, in der Regel ranghöheren Adligen, den Landesherrn oder einen fremden Fürsten des Reichs, bedeutete zwar einen gewissen Verlust an Selbständigkeit, entschädigte aber durch Übernahme von Herrschaftsrechten. Die Entlohnung fiel je nach Aufgabe, Rang des dienenden Adligen und Stellung zum fürstlichen Landesherrn unterschiedlich aus. So erhielt ein österreichischer Rat im ausgehenden 15. Jahrhundert jährlich mindestens 100 fl.rh. für sein Ehrenamt⁵⁷, während zwei Brüder von Bonstetten 1362 dem Haus Habsburg mit sechs Helmen für 550 fl. im Jahr dienen sollten, wovon 350 fl. bar ausgezahlt wurden, der Rest des Betrages auf alte Pfandgüter anzuschlagen war⁵⁸. Hält man sich die Ausgaben für Waffen, Verpflegung u. ä. vor Augen, dürfte den Gebrüdern nicht viel Bargeld geblieben sein. Ob es unter diesen Umständen lukrativ war, in den habsburgischen Vorlanden als Rat, Hauptmann oder Vogt zu dienen, hing demnach von mehreren Faktoren ab: Höhe des jährlichen Dienstgeldes, dessen regelmäßige Zahlung, Anteil des Bargeldes am Dienstgeld, Art und Umfang der Ausgaben, allgemeines Risiko. Wurde beispielsweise die Öffnung einer Burg mit jährlichen Zahlungen erkaufte, gewann der adlige Burgherr zwar zusätzliche Einkünfte, doch konnte er im Krieg oder in einer Fehde schnell Verluste erleiden, die in keinem Verhältnis zum Entgelt für das Öffnungsrecht standen⁵⁹.

Weil Dienstgelder in der Regel keine Nettogehälter waren, ist es problematisch, die Zahlungen für Ämter, Solddienst und andere Tätigkeiten im österreichischen Dienst als Chancen zur Kompensation von Einkommensverlusten anzusehen⁶⁰. Denn abgesehen von den Aufwendungen und vom Risiko des Dienstes beim habsburgischen Landesherrn – man denke nur an die Kriege mit den Eidgenossen! –, boten die Herzöge von Österreich keineswegs „gut gesicherte Einkünfte“. Die Ämter eines Hauptmanns oder Vogts wurden nach einigen Jahren anderen Gefolgsleuten übertragen, waren selten eine Lebensstellung⁶¹. Auch trafen Dienstgelder und Soldzahlungen nicht regelmäßig ein, wurden auf bestehende Pfänder angerechnet oder zu Schulden erklärt. Waren wider Erwarten einmal größere Geldbeträge verfügbar, hat man damit nicht ausstehende Dienstgelder beglichen, sondern laufende Ausgaben finanziert, etwa für den Krieg mit den Eidgenossen⁶². Der schlechten Zahlungsmoral des Hauses Habsburg begegneten die betroffenen Adligen auf ihre Weise: Sie hielten sich an den übertragenen Ämtern der landesherrlichen Verwaltung schadlos. So konnte ein Landvogt seine Stellung u. a. dazu mißbrauchen, Abgaben und Leistungen der Untertanen zu steigern und dem österreichischen Herzog die Mehreinnahmen vorzuenthalten. Das ist an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert mehrfach zu beobachten: Beschwerden habsburgischer Untertanen und Anklagen gegen prominente Verwaltungsbeamte der Vorderen Lande – etwa gegen die Grafen Hans von Lupfen und Hermann von

57 Ein Beispiel unter vielen anderen: 1474 I 12 nimmt in Innsbruck Herzog Siegmund den Bilgeri v. Reischach zu seinem Rat für 100 fl.rh. jährliches Dienstgeld „oder sovil münz dafür alsdann ain gulden ungerlichen giltet“ (GLA Karlsruhe 44/7429).

58 Regest bei Theodor von LIEBENAU: Bischof Johann von Gurk, Brixen und Cur und die Familie Schultheiss von Lenzburg. in: *Argovia* 8 (1874) 139–317, hier S. 260.

59 Vgl. Friedrich HILLEBRAND: Das Öffnungsrecht bei Burgen, seine Anfänge und seine Entwicklung in den Territorien des 13.–16. Jahrhunderts, unter besonderer Berücksichtigung Württembergs. Phil. Diss., Tübingen 1966 bzw. 1967.

60 SABLONIER: Wirtschaftliche Situation (wie Anm. 5), S. 12.

61 Vgl. die Übersichten bei MEYER (wie Anm. 56), S. 283–296 und Walther MERZ: Aargauische Amtlisten. in: *Argovia* 46 (1934) 245–260.

62 Dazu ein Beispiel aus dem Beginn des Thurgauer Krieges (Okt.-Dez. 1460): 1460 X 14 bestätigt Hans v. Klingenberg, daß er von den 4000 fl., die Herzog Siegmund ihm schuldet, durch Berthold Vogt d. Jg. von Kempten 1000 fl. erhalten habe, dieses Geld aber dem österreichischen Landvogt Peter von Mörsberg (weiter)gebe, „wann er die (1000 Gulden) zu mercklichem des (Herzogs) notturfft haben und bruchen muoss“ (Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven, hg. v. Rudolf THOMMEN. Bd. 4, Basel 1932, S. 241 Nr. 257).

Sulz⁶³ – geben ein beredtes Zeugnis. Solche „massiven ökonomischen Bereicherungschancen“⁶⁴ lagen allerdings nicht im Interesse der Herzöge von Österreich, waren aber ein nicht zu verleugnender Anreiz für den südwestdeutschen Adel, sich in habsburgischen Dienst zu stellen. Auch der Ritteradel hoffte, von diesen Einkommensquellen zu profitieren. Seine Erwartungen mußten nicht einmal bescheiden ausfallen und sich mit Aufgaben wie Burghut und Kriegsdienst zufriedengeben. Denn treue Parteigänger Habsburgs entstammten sowohl dem hohen wie niederen Adel, amtierten unterschiedslos als Hauptleute und Landvögte. Außer ihrem Sold bzw. Dienstgeld bekamen sie oft österreichische Lehen oder Pfänder, mit deren Einkünften sie dann entlohnt wurden⁶⁵.

Einzelne Adlige, beispielsweise Georg von Stein, Kanzler Albrechts und Siegmunds⁶⁶, errangen auch am Hof der Herzöge von Österreich Amt und Würden. Doch waren solche Spitzenpositionen in Innsbruck dünn gesät, von Wien ganz abgesehen. Vergleichsweise selten sind deshalb Mitglieder des südwestdeutschen Adels in der unmittelbaren Umgebung des Fürsten nachzuweisen. Daß einige der engsten Vertrauten Herzog Siegmunds dem Ritteradel angehörten, war kein Zufall, sondern das Ergebnis bewußter Bevorzugung⁶⁷. Dem Haus Habsburg in Vorderösterreich zu dienen, war für den gesamten Adel attraktiv. Dabei geriet er jedoch in Gefahr, der Konkurrenz des Landesherrn zu erliegen: je intensiver der Dienst für das Haus Habsburg, um so stärker die Abhängigkeit, bis zum Verlust der Herrschaftsautonomie. König und Reich boten nicht immer eine verlockende Alternative, obgleich z. B. der Luxemburger Sigismund und in bescheidenerem Umfang der Habsburger Friedrich III. Adlige aus dem Südwesten des Reiches bevorzugt haben⁶⁸. Besonders attraktiv war es, eine der Reichsvogteien zu verwalten. Bedeutend und vom regionalen Adel daher heftig umworben war die Landvogtei Ober- und Niederschwaben, die ausgedehnteste Reichsvogtei zwischen Elsaß und Tirol: Bis sie endgültig an das Herzogtum Österreich fiel, wechselte sie häufig den Besitzer, blieb aber mehrere Jahrzehnte in den Händen der Truchsess von Waldburg, die sie verständlicherweise nur widerwillig an Habsburg zurückgaben⁶⁹.

Was aber machte ein Hochadliger ohne nennenswerten Territorialbesitz, erst recht ein

63 BICKEL (wie Anm. 13), S. 134 f. über Gerichtsverhandlung unter Vorsitz Rudolfs III. v. Hallwil, 'Landmarschall in Schwaben', gegen Graf Hermann v. Sulz wegen dessen Verfehlungen als österreichischer Landvogt im Aargau, im Thurgau und in Schwaben zwischen 1406 und 1411; MEYER (wie Anm. 56), S. 261–264 über die Anklageschrift Herzog Friedrichs IV. von Österreich gegen seinen ehemaligen Landvogt Graf Hans I. von Lupfen, begangen vor und während des Appenzellerkrieges.

64 SABLONIER: Wirtschaftliche Situation (wie Anm. 5), S. 26.

65 Über die Besoldung vorderösterreichischer 'Beamter', rückständige Dienstgelder und schleppende Begleichung der Schulden sowie Pfänder als Tilgung vgl. MEYER (wie Anm. 56), S. 251–255.

66 Bislang unersetzt ist Rudolf KNESCHKE: Georg von Stein. Versuch einer Biographie. Phil. Diss., Leipzig 1913; Druck: Weida i. Th. 1913.

67 Solange umfassende Untersuchungen zu diesem Thema fehlen, behalten die Äußerungen von MEYER (wie Anm. 56), S. 233–246 und SABLONIER (wie Anm. 14), S. 179–182 und 215–233 ihre Gültigkeit. Vgl. auch Hans Martin MAURER, Die Habsburger und ihre Beamten im schwäbischen Donaugebiet um 1300. in: Neue Beiträge zur südwestdeutschen Landesgeschichte. Festschrift für Max Müller. Stuttgart 1962, S. 24–54; Angela KULENKAMPFF, Die Grafen von Nellenburg in den Diensten Habsburgs. in: Hegau 15/16 (1970/71) 113–129; Konrad KRIMM: Interterritorialer Adel an Oberrhein und Bodensee im 15. Jahrhundert Konstanz 1976 (= Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Protokoll Nr. 209).

68 Noch immer unersetzt ist Franz WIEDEMANN: Die Reichspolitik des Grafen Haug von Werdenberg in den Jahren 1466–1486. Phil. Diss., Greifswald 1883; Druck: Stettin 1883.

69 Theodor SCHÖN: Die Landvögte des Reiches in Ober- und Niederschwaben bis 1486. in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 6 (1901) 280–292 listet die Namen der Amtsinhaber auf. Vgl. auch HOFACKER (wie Anm. 39).

Angehöriger des niederen Adels ohne landesherrliche Rechte, wenn er weder in den Dienst des Königs treten oder Reichsvogteien verwalten durfte noch dem Hof des Fürsten angehörte oder ein Amt in der Verwaltung seines Landesherrn erhielt? Er konnte sich bei den Reichsstädten verdingen, vor allem beim Schwäbischen Städtebund, und z. B. die Grafschaft Hohenberg verwalten, solange sie deren Pfand war⁷⁰. Ergab sich selbst dort keine Chance, blieb ihm der Dienst in der Fremde, bei ausländischen Herren. Als Söldner für oberitalienische Stadtkommunen oder Condottieri sowie für die päpstliche Kurie kämpften das 14. Jahrhundert hindurch viele Deutsche, darunter auch Mitglieder schwäbischer Adelsfamilien⁷¹. In fremden Heeren sein Leben zu riskieren, betrachteten solche Adlige gewiß als lohnende Alternative, die das Familienerbe dem ältesten Bruder überlassen oder aufgrund hoher Schulden kurzfristig viel Geld verdienen mußten. In welchem Ausmaß die wirtschaftliche Lage des Adels durch Einkünfte aus Solddiensten verbessert wurde, sei es langfristig oder nur augenblicklich, kann nur für den Einzelfall nachgewiesen werden. Leider fehlen bislang einschlägige Vorarbeiten. Ihrer Eigenart nach dürfte diese Einkommensquelle vor allem für den ritterbürtigen Adel interessant gewesen sein, wohl auch für jene Hochadligen, die in ihrer Territorialpolitik nicht genügend Erfolg hatten, keine ausreichend große Eigenwirtschaft besaßen und nur über wenige andere Einkünfte verfügten.

Zu den typischen Merkmalen adliger Ökonomie im spätmittelalterlichen Südwesten des Alten Reiches gehört das Neben- und Ineinander unterschiedlicher Wirtschaftsformen und Finanzierungsmethoden: Gleichzeitig Natural- und Geldwirtschaft, sowohl Abgaben und Dienste aufgrund von Herrschaftsrechten als auch Lohn und Sold für Leistungen bei fremden Herren. Selbst Dienstgelder sind teils Ehrensold und Entlohnung, teils Aufwandsentschädigung und Investitionsmittel, nicht allein Nettoverdienst und Gegenwert für geleistete Arbeit. Zudem beglich der Landesherr adlige Dienste sowohl mit Bargeld als auch mit Pfandgütern bzw. Einkünften aus ihnen. Daher wurde die Entlohnung für den Dienstadel auch zu einem Kapitalgeschäft. Spätestens an dieser Stelle, sollte man annehmen, war es für den Landadel unumgänglich, nachzurechnen, nämlich Kapitalaufwand und Kapitalertrag in Beziehung zu setzen. Denn bei der Anlage größerer Bargeldsummen mußte er beachten, welche Verzinsung sich aus dem Ankauf von Grundstücksrenten, der Übernahme eines Pfandgutes oder dem Verleih von Krediten ergab – um nur drei Beispiele für Kapitalgeschäfte zu nennen. Dazu waren im Spätmittelalter nicht allein Landesherrn oder Kaufleute in der Lage, sondern auch Adlige⁷².

70 Harro BLEZINGER: Der Schwäbische Städtebund in den Jahren 1438–1445. Mit einem Überblick über seine Entwicklung seit 1389. Stuttgart 1954 (= Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, Bd. 39), S. 7 f.

71 Karl Heinrich SCHÄFER: Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien (während des 14. Jahrhunderts). 4 Bde. Paderborn 1909–1940 (= Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, Bd. 15, 16 u. 25); O. VON STOTZINGEN: Schwäbische Ritter und Edelknechte im italienischen Solde im 14. Jahrhundert. in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 22 (1913) 76–102; Adolf DIEHL: Schwäbische Ritter und Edelknechte im Dienst von Pisa und Lucca. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte NF 41 (1935) 267–280.

72 Weil es bislang keine Untersuchungen zur Darlehens- und Pfandschaftsgeschäften des südwestdeutschen Adels gibt, nicht einmal zum Landadel der heutigen Ostschweiz oder gar zu Habsburg-Vorderösterreich, sei auf das benachbarte Hessen verwiesen: Horst BIRSCH: Die Verpfändungen der Landgrafen von Hessen während des späten Mittelalters. Göttingen 1974 (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Bd. 47) und MAULHARDT (wie Anm. 11). – Einen vielversprechenden Grundstein zur Analyse der Pfand- und Kreditgeschäfte des spätmittelalterlichen Adels im Bodenseeraum legt Markus BITTMANN: Die finanzielle Lage der Familie von Klingenberg im 15. und frühen 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur wirtschaftlichen Situation des spätmittelalterlichen Adels im Hegau. Wiss. Staatsexamensarbeit, Konstanz 1985 (masch.-schriftl.).

Freilich sah die Realität gerade bei Pfandgeschäften nicht so vorteilhaft aus, wie man sich das vorstellt. Während eine fünfprozentige Verzinsung beim Geldverleih fast die Regel war – sieht man von wenigen Ausnahmen ab, die teils etwas niedrigere Zinssätze brachten, teils bis zum Doppelten –, betrug der Erlös aus dem Ankauf von Pfandgütern manchmal weniger. Dazu ein Beispiel: 1398 mußten die Herren von Hewen ihre gleichnamige Herrschaft – übrigens ein habsburgisches Lehen – wegen Überschuldung für 28 000 fl. rh. an Österreich verpfänden, die das Pfand 1404 an den Grafen von Lupfen-Stühlingen versetzten⁷³. Vergleicht man die jährlichen Einkünfte von 1148 lb dn (beim Kurs 1 fl. rh. = 168 dn) mit dem Pfandschilling von 28 800 fl. rh., so verhielten sich realer Kapitalaufwand zu jährlicher Verzinsung etwa 35:1. Die Rendite betrug demnach nur 2,85 %⁷⁴! Für Habsburg ein günstiges Geschäft, für die Lupfener eine unvorteilhafte Anlage ihres Geldes. Allerdings spricht manches dafür, daß die Pfandnehmer auf diese schlechten Konditionen eingehen mußten: Offensichtlich war die Übernahme der Herrschaft Hewen als Pfandgut für die Grafen die einzige Chance, wenigstens auf lange Sicht jenes Geld zurückzuerhalten, das die Herzöge von Österreich ihnen schuldeten. Andererseits blieben die Ansprüche der Lupfener keineswegs unbestritten, so daß die Habsburger Bedingungen durchsetzen konnten, die ihnen Vorteile brachten. Unter solchen Umständen bemühten sich die Pfandnehmer einerseits um die Verlängerung der Verpfändung (was ihnen gelang), andererseits um eine höhere Rendite durch Steigerung der Abgaben ihrer Untertanen und andere Verstöße gegen Bestimmungen des Pfandvertrages⁷⁵.

In die „Verlegenheit“, größere Summen Bargeld anlegen zu können, dürfte der spätmittelalterliche Landadel aber selten gekommen sein. Eher nahm er Kredite auf, als sie zu vergeben, eher verkaufte oder verpfändete er Einkünfte, als sie zu erwerben. Um auf einen Schlag Hunderte, vielleicht sogar Tausende von Gulden in die Hand zu bekommen, gab es für den Adligen nur zwei Möglichkeiten: einerseits eine gute Partie, andererseits ein gelungener Raubüberfall. Das hört sich zwar zynisch an, wird aber der Mentalität des Adels durchaus gerecht. Für die Adligen aus dem Ritterstand und für den Hochadel ohne bedeutendes Territorium war es freilich schwierig, Töchter aus höher stehenden und ökonomisch besser gestellten Familien zu heiraten: Wer keinen klangvollen Namen trug oder nicht aus eigenen Anstrengungen sozial aufgestiegen war, mußte Hoffnungen auf ein großes Heiratsgut begraben. Da erschien es aussichtsreicher, auf Überfälle, Geiselnahmen, Brandschatzungen und andere einträgliche Gewaltaktionen zu setzen. Zahlreiche Fehden und mehrere Kriege lieferten dazu ausreichend Gelegenheit und Vorwand.

Die Eheschließung mit der Tochter einer vermögenden, womöglich einem höheren Stand angehörenden Familie brachte dem Adligen ein Heiratsgut, das im Durchschnitt zwischen einigen hundert und eintausend Gulden betrug, beim südwestdeutschen Hochadel bis zu 4000 fl. rh. erreichen konnte. Wenn diese Aussteuer nicht in Bargeld gestellt wurde, setzte

73 Wolfgang SANDERMANN: Die Herren von Hewen und ihre Herrschaft. Ein Beitrag zur politischen Geschichte des schwäbischen Adels. Freiburg i. Br. 1956 (= Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 3), gibt S. 89–98 eine allzu gedrängte Darstellung der Verpfändung.

74 Die jährlichen Einkünfte ergeben sich aus dem mehrfach erwähnten Verzeichnis bald nach 1404 (GLA Karlsruhe 66/3785). Der von RÖSENER: Grundherrschaften des Hochadels (wie Anm. 12), S. 108 Anm. 93 errechnete Kapitalszins von 8 % ist falsch, da er auf dem Umrechnungskurs 1 fl. = ½ lb dn (statt 168 dn) beruht. Entscheidende Hilfe bei der korrekten Berechnung der Rendite verdanke ich Auskünften von Frau Dr. Elisabeth Nau (Stuttgart).

75 Eine stark verkürzte, weil nur auf einen Teil der reichhaltigen Quellenbestände beruhende Übersicht zu den heftigen und langanhaltenden Konflikten zwischen den Lupfener Pfandnehmern und den verpfändeten Untertanen gibt SANDERMANN (wie Anm. 73), S. 89–98.

sie sich aus überschriebenen Einkünften der Herrschaft des Brautvaters zusammen⁷⁶. Das Heiratsgut mußte allerdings durch eine ebenso große Widerlage (mit Morgengabe) verdoppelt werden, damit der Braut eine ausreichende Wittum zur Verfügung stand. Dieses Vermögen, häufig ein Leibgeding, war deshalb der Verfügungsgewalt des Ehemannes und dessen Familie entzogen. Doch kam das Heiratsgut bereits zu Lebzeiten der Ehefrau dem Familienbesitz zugute und fiel nach ihrem Tod dem Allod des Ehemannes bzw. dessen Familie zu.

Begehrte war die Eheschließung mit der Tochter eines Geschlechtes, das keine männlichen Nachkommen besaß, also in agnatischer Erbfolge ausstarb. Solchen Heiraten verdankten im frühen 15. Jahrhundert die Grafen von Sulz als Erben der Grafen von Habsburg-Laufenburg die Landgrafschaft Klettgau und die Herren von Tengen als Erben der Grafen von Nellenburg die Landgrafschaft Nellenburg (1422). Den Grafen von Tengen-Nellenburg halfen aber weder Heiratsgut noch Rangerhöhung aus ihren wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten; bereits 1461 begannen sie Verkaufsverhandlungen mit Herzog Siegmund von Österreich. Dagegen konnten die Sulzer Grafen ihre Stellung durch das habsburg-laufenburgische Erbe weiter festigen⁷⁷.

Unter dem Gesichtspunkt des finanziellen Gewinns waren Heiraten mit Patriziertöchtern dem Landadel vermutlich erwünschter als Eheschließungen mit adligen Erbtöchtern. Denn im Gegensatz zu jenen bestand ihr Heiratsgut aus Bargeld, oft in einer Höhe, wie sie für die Aussteuer hochadliger Bräute charakteristisch war. Das fiel auch mißgünstigen Zeitgenossen auf. So beklagte der Berner Chronist Valerius Anshelm (gest. 1547), daß einerseits Fürsten aus „schribern, schindern und koufluten edling machen“, andererseits „der alt geborn adel verderbend, sich mit richen burgern und koufluten verführung erhalten muss“. Als Beispiel nannte er den „wälsch scharb Fucker von Ougsburg, so ein wäber gesin“, der durch Verheiratung seiner Töchter den Grafen von Helfenstein und den Ritter von Bubenhofen wirtschaftlich saniert, dann den „rich koufman Metteli“, der die Herren von Hohensax zu Bürgen und von Bonstetten vor finanziellem Ruin bewahrt habe⁷⁸. Was Anshelm den Fuggern und Möttelis unterstellte, traf mit Einschränkungen zu: Drei der vier Heiraten sind nachzuweisen, waren freilich nicht so einseitige Verbindungen, denn Hans Marx I. von Bubenhofen stellte für Ulrich Fuggers Tochter Sibylle sowohl vom sozialen Rang als auch von der Finanzkraft der Familie des Ehemannes betrachtet eine standesgemäße Wahl dar⁷⁹. Das Vorurteil des Bürgersohnes aus Rottweil trübte den Blick auf den gegenseitigen Vorteil solcher Allianzen. Ohnehin fällt es schwer, den finanziellen Nutzen dieser Heiraten zu beziffern. Einmal mehr fehlen exakte Zahlen, sowohl für das Vermögen

76 Dazu drei Beispiele: Die ‚Heimsteuer‘ der Elisabeth v. Rotenburg, Ehefrau Graf Hans I. von Lupfen, betrug 2000 fl.rh. (Fürstenb. Urkundenbuch, Bd. 6, Nr. 143.5: 1408 III 27); Heinrich von Randegg hatte seiner Tochter Anna, Ehefrau Bernhards von Rotberg, eine ‚Heiratssteuer‘ von 1000 fl.rh. versprochen (GLA Karlsruhe 44/7190: 1453 XI 17); Jörg v. Ramstein hatte seinem Sohn Hans Werner v. Ramstein für die Eheschließung mit Agnes v. Lichtenfels eine Morgengabe von 1600 fl. bereitgestellt (GLA 44/7184: 1480 XII 11).

77 Zu den Herren von Tengen vgl. Walther MERZ: Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Argau. Bd. 2, Aarau 1906, S. 552 ff.; zu den Grafen von Sulz vgl. Volker SCHÄFER: Die Grafen von Sulz. Phil. Diss., Tübingen 1965; Teildruck: Tuttingen 1969; Ders.: Hochadelsherrschaft am oberen Neckar im Spätmittelalter. in: Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Das Land am oberen Neckar. Hg. v. Franz QUARTHAL. Sigmaringen 1984, S. 161–176.

78 Die Berner Chronik des Valerius Anshelm. Bd. 1, Bern 1884, S. 35 f. (z. J. 1165, offensichtlich unter Benützung von Ruxners Turnierbuch).

79 Zu den Bubenhofenern vgl. FURTMEIER und GAIER (beide wie Anm. 47); zu den Heiraten der Mötteli vgl. Robert DURRER: Die Familie von Rappenstein, genannt Mötteli, und ihre Beziehungen zur Schweiz. in: Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der fünf Orte 48 (1893) 81–275 u. 49 (1894) 1–73.

und die Finanzkraft der Herren von Bubenhofen, Hohensax und Bonstetten als auch für den Umfang des jeweiligen Heiratsgutes⁸⁰.

So bleiben als letzte außerordentliche Einkommensquelle des spätmittelalterlichen Adels Gewaltakte wie Raubüberfall, Geiselnahme, Brandschatzung und Plünderung. Raub und Erpressung waren in der Tat häufig genug der letzte Schritt von Adligen, die sich vor dem wirtschaftlichen Ruin sahen. Ihr gewalttätiger Zugriff galt allem und jedem, was rasche, reiche Beute versprach. Bevorzugt beraubt wurden Handelszüge von Kaufleuten, städtische „Pfeffersäcke“ mit viel Bargeld und wertvoller Wagenladung. Bei einem Überfall auf einen Kaufmannstransport sollen Hegauadlige 1441 Waren im Wert von etwa 120 000 Gulden erbeutet haben: Um ihren Raub wegzuschaffen, benötigten die Spießgesellen angeblich die Hilfe von 200 Bauern und Pferden! Der schier unglaubliche Wert, den Ulmer Händler bei der Heimkehr von der Genfer Pfingstmesse verloren, provozierte dann eine Strafaktion des Schwäbischen Städtebundes. In den Feldzügen von 1441 und 1442 verloren die Räuber ihre Beute; mehrere ihrer Burgen wurden zudem erobert und zerstört⁸¹. Da half den Adligen nicht, daß ihr Überfall das Mäntelchen der Legalität trug, geschah er ja während einer Fehde mit den Städten. Die Berufung auf das Fehderecht war aber Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer Farce geworden. Nahezu jeder Raub und Überfall, jede Plünderung, Brandschatzung und Geiselnahme sollte als legitime Gewaltanwendung gelten. Doch lag auf der Hand, welche Ursachen das Raubrittertum herbeigeführt hatten: wirtschaftliche Schwierigkeiten des Adels, auch territorialpolitische Ambitionen, kaum jedoch die adlige Selbsthilfe zur Sühnung erlittenen Unrechts⁸².

Ironisch hat man das mittelalterliche Fehderecht eine „Art von Sozialversicherung“ des verarmten Adels genannt, um den ökonomischen Stellenwert der Fehde zu markieren⁸³. Wie lukrativ ein gelungener Handstreich sein konnte, bewies Graf Johann von Öttingen: Er ließ 1439 zwei Gesandte der Stadt Straßburg überfallen, gefangennehmen und auf seiner Burg festhalten; dabei erbeutete er 850 fl. in bar und 300 fl. an Wertgegenständen. Um beide Bürger freizubekommen, mußte Straßburg dem Grafen 100 fl. für Verpflegung und ein Lösegeld von 4000 fl. zahlen. Der Gewinn aus diesem schmutzigen Geschäft: 5250 Gulden⁸⁴. Und dennoch ein riskanter Weg zur Aufstockung jährlicher Einkünfte oder Sanierung einer heruntergekommenen Herrschaft! Was kann die grundsätzlich schlechte Finanzlage einiger Adliger nachdrücklicher unter Beweis stellen als solche Exzesse des Fehderechts? Wie sich manche Adlige ihren Lebensunterhalt vorwiegend als Raubritter zusammenplünderten und -erpreßten, bewies Hans von Rechberg lange vor Götz von Berlichingen – um nur die bekannteste Gestalt zu erwähnen⁸⁵.

Angesichts der krassen Fälle offener Gewalt dürfen keineswegs die alltäglichen Rechtsbrüche übersehen werden, denen ökonomische Motive zugrundelagen. Etwa willkürliches Gefangensetzen (Türmen) von Untertanen, die erst nach Zahlung z. T. beträchtlicher

80 Die informative Arbeit von Anna-Maria DEPLAZES-HAEFLIGER: Die Freiherren von Sax und die Herren von Sax-Hohensax bis 1450. Ein Beitrag zur Geschichte des Ostschweizer Adels. Phil. Diss., Zürich 1976; Druck: Langenthal 1976 reicht nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, behandelt also nicht mehr die bei Valerius Anshelm erwähnten Heiraten.

81 BLEZINGER (wie Anm. 70), S. 70–80 mit S. 148–153.

82 Werner RÖSENER: Zur Problematik des spätmittelalterlichen Raubrittertums. in: Festschrift für Berent Schweinekörper zu seinem 70. Geburtstag, hg. v. Helmut MAURER und Hans PATZE. Sigmaringen 1982, S. 469–488.

83 Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hg. v. Adalbert ERLER und Ekkehard KAUFMANN. Bd. 1, Berlin 1971, Sp. 1083–1093; E. KAUFMANN, Fehde (hier Sp. 1092).

84 BLEZINGER (wie Anm. 70), S. 47.

85 Vgl. die freilich unzureichende Darstellung von Erhard Waldemar KANTER: Hans von Rechberg von Hohenrechberg. Ein Zeit- und Lebensbild. Zürich 1903.

Summen freigelassen wurden⁸⁶. Scheute ein Adliger nicht den Mißbrauch der Herrschaftsrechte und fürchtete er weder Sanktionen noch Widerstand, stand ihm eine bunte Palette solch „einträglicher“ Verletzungen seiner grund-, leib-, gerichts-, landes- oder kirchenherrlicher Rechte zur Verfügung. Es bedurfte dazu lediglich einer gewissenhaften Skrupellosigkeit, die auf eine krisenhafte Situation – sei sie territorialpolitisch oder ökonomisch bedingt – mit Rechtsbruch und offener Gewalt antwortete.

III.

Selbst wenn ein Adliger gewillt war, sich Rechenschaft zu geben über seine Natural- und Bargeldeinkünfte, konnte er darüber niemals einen vollständigen und exakten Überblick haben. Weder der Menge noch dem Wert nach waren seine Einnahmen konstant. Sie schwankten von Jahr zu Jahr nicht allein in Höhe und Umfang, sondern auch in ihrer Zusammensetzung. Daher ist es unmöglich, den Stellenwert einzelner Einkommensquellen im Verhältnis zu den übrigen Einkünften anzugeben: Zu keinem Zeitpunkt sind alle Einzelposten bekannt, weder in ihrer Quantität noch in ihrem Geldwert. Wären dennoch für ein einziges Jahr sämtliche Einnahmen eines Adligen überliefert, bliebe es bei einer Momentaufnahme seines Einkommens. Um durchschnittliche Beträge oder gar längerfristige Entwicklungen der Einkünfte zu ermitteln, wären alle einschlägigen Daten für mehrere, möglichst aufeinanderfolgende Jahre notwendig – noch dazu bei konstanter Rechts- und Einkommensstruktur einer Herrschaft. Keine spätmittelalterliche Quelle kann diese Anforderungen erfüllen! Nicht einmal Konrad von Weinsberg hat seine Rechnungsbücher mit solcher Sorgfalt und Vollständigkeit geführt. Allenfalls im Nachhinein, etwa bei der Abrechnung gegenüber dem König, Fürsten oder Landvogt, hat man die verschiedenen Einnahmen erfaßt und verzeichnet. Sie vorab genau und vollständig zu bestimmen, war ausgeschlossen.

Scheint es demnach aussichtslos, über die ökonomischen und finanziellen Verhältnisse des spätmittelalterlichen Adels jemals vollständig Bescheid zu wissen, hat die Forschung doch die Hoffnung, wenigstens gesicherte Annäherungswerte zu ermitteln. Immerhin rechneten auch die Zeitgenossen bei den wichtigsten variablen Einkommensquellen mit – auffallend niedrigen! – Durchschnittserträgen. Um den prozentualen Anteil von Zins und Gült, Kirchenzehnt oder Vogtsteuer zu kennen, würde es ausreichen, die Beträge „gemeiner Jahre“ zu wissen. Doch bleibt bei der Umrechnung von Getreidemengen in Münzwerte weiterhin unklar, welche Abzüge vom jeweils gültigen Marktpreis vorgenommen wurden. Das Problem wird auch akut, wenn man an die Möglichkeit denkt, daß Naturalabgaben durch Geldzahlungen ersetzt werden konnten. Ist davon auszugehen, daß der geforderte Betrag – wie beim Todfall – wenig unter dem Sachwert bzw. Verkaufspreis lag? Oder wurde bei Getreideabgaben ein Geldwert zugrundegelegt, der weit unterhalb des aktuellen oder als durchschnittlich angesehenen Marktpreises angesetzt war – wie bei Ertragsberechnungen für den Zehnten oder die jährlichen Naturaleinkünfte einer Herrschaft? Ohne Kenntnis solcher Umrechnungs- und Verrechnungsmodalitäten ist es kaum möglich, innerhalb der

⁸⁶ Z. B. forderten die Bauern des sogen. Hegauer Bundschuhs – offensichtlich ein Aufstand von Untertanen der Herrschaft Hohenegg gegen die Grafen von Lupfen-Stühlingen als ihre Pfandherren – im Oktober 1460 u. a.: „item das die herren kainen armen straffen, türn noch fahen sullen dann mit recht“ (Fürstenbergisches Urkundenbuch. Bb. 3, hg. v. Sigmund RIEZLER. Tübingen 1878, S. 343–345 Nr. 464, hier S. 345).

Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Adels Naturaleinkünften in Bargeldeinkünfte umzuwandeln, um daraus den Jahresertrag einer Herrschaft zu ermitteln⁸⁷.

Andererseits ist zu überlegen, ob die Forschung den ökonomischen Verhältnissen des spätmittelalterlichen Adels gerecht wird, wenn sie Naturaleinkünfte immer in Bargeld umrechnet, also nur Goldgulden, Mark Silber oder Pfund Pfennig auflistet. Gewiß wurden Finanzkraft und Liquidität einer Adelsfamilie vornehmlich an den Bargeldeinnahmen ihrer Herrschaft gemessen, doch läßt sich deren wirtschaftliche Lage ohne Berücksichtigung von Naturaleinkünften und Erträgen der Eigenwirtschaft nicht beschreiben. Zur adäquaten Einschätzung ihrer finanziellen Verhältnisse ist also wichtig, ob Adlige aufgrund bäuerlicher Getreideabgaben und eigener Produktion auf diesem Lebensmittelsektor autark wurden oder nicht. Waren sie nicht gezwungen, Getreide auf dem Markt zu kaufen, entfielen unumgängliche Ausgaben für die Ernährung. Überstiegen die Naturaleinkünfte aus Abgaben und Eigenwirtschaft den Lebensbedarf der Adelsfamilie, eröffnete sich eine Einkommensquelle durch Verkauf von Getreide, Vieh oder Wein. Dem Adel versprach die eigene Landwirtschaft zwar keine üppigen Gewinne, lieferte aber über die Eigenversorgung hinaus Bargeld. Darauf waren nicht allein die Ritteradligen angewiesen. Daher interessierte sich der Adel insgesamt für Unkosten seiner Landwirtschaft (Investitionen, Löhne, Transport etc.) ebenso wie für mögliche Gewinne, bezogen auf den aktuellen Marktpreis für Getreide, Vieh und Wein. Leider ist erst wenig darüber bekannt, mit welchen Mitteln der spätmittelalterliche Landadel seine wirtschaftlichen Interessen durchzusetzen versuchte⁸⁸.

Wer der Forschung vorhält, sie orientiere sich bei der Untersuchung der Adelseinkommen einseitig an den Geldeinkünften, muß freilich einräumen, daß bereits die zeitgenössischen Adligen Bargeldvermögen höher schätzten als andere Vermögenswerte. Denn der Reichtum einer Familie wurde nicht an Immobilien wie Grund und Boden, Wiesen und Wäldern, Bächen und Weihern gemessen, sondern an den Einnahmen aus Herrschaftsrechten. Deshalb richtete sich auch der Steuer- bzw. Beitragssatz des Landadels für den Bund mit St. Georgenschild oder Schwäbischen Bund nach den jährlichen Erträgen, nicht nach dem Vermögenswert seiner Herrschaft⁸⁹. Daß Natural- und Geldeinkünfte bevorzugt wurden, kommt der Arbeit des Historikers entgegen: Sonst wäre es fast aussichtslos, das adlige Vermögen an Immobilien und anderen Sachwerten (wie Burg, Herrenhof, Einrichtung, Geräte etc.) zu berechnen. Freilich beweisen Aufstellungen der im Bauernkrieg geplünderten Adligen aus dem Gebiet des Würzburger Bischofs, daß man sich 1525 durchaus des Anschaffungs- bzw. Verkehrswertes alltäglicher Gebrauchsgegenstände bewußt war⁹⁰. Doch brachte dieses Sachkapital keine Einkünfte, war also ein Vermögen,

87 So heißt es in einer Urkunde Hans Werners von Zimmern, Herr zu Meßkirch, von 1478 XII 15 über den Zehnten und andere (kirchenherrliche) Einkünfte in den Dörfern Bietingen und Altheim: Der große Zehnt betrage ‚in gemeinen Jahren‘ etwa 24 Malter Korn, der kleine Zehnt ‚in gemeinen Jahren‘ 1 lb h, ein halbes Fuder Wein mit 160 lb h lösiges Gilt bringe ‚zu gemeinen Jahren‘ 7 lb 10 β h und ‚zu Praesenz‘ 20 lb h – im Jahresdurchschnitt insgesamt 63 lb 3 β 3 h (Fürstenb. Urkundenbuch, Bd. 7, Nr. 68). Demnach wären 24 Malter Korn jährlich also mit 34 lb 13 β 3 h veranschlagt, ein Malter mit nicht ganz 28 β h; weil das halbe Fuder Wein mit 160 lb h Gilt zu 4,7 % kapitalisiert wird, ergibt sich aus diesem Beispiel ein durchaus schlüssiges Gesamtbild – vorausgesetzt, ein Malter Korn sei tatsächlich mit etwa 28 β h angesetzt, was sich mit letzter Sicherheit trotz aller Detailangaben nicht nachweisen läßt. Immerhin ist der angenommene durchschnittliche Getreidepreis vergleichsweise hoch (siehe dazu die Werte im Hewener Verzeichnis: Anm. 19).

88 Siehe dazu die in Anm. 53 u. 54 zitierten Urkunden von 1433 und 1472 (Höchstpreis- und Höchstlohnverordnungen).

89 MÜLLER (wie Anm. 6).

90 Rudolf ENDRES: Adelige Lebensformen in Franken zur Zeit des Bauernkrieges. Würzburg 1974 (= Neujahrsblätter der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Nr. 35).

kein Einkommen. Daß sich eine Adels Herrschaft ganz oder teilweise kapitalisieren ließ, steht dazu keineswegs im Widerspruch. Denn nicht Besitzungen wurden verpfändet oder verkauft, sondern Rechte bzw. die daraus resultierenden Abgaben und Leistungen.

Wenn der spätmittelalterliche Landadel seine Wirtschaftskraft vorrangig am Jahresertrag der eigenen Herrschaft bemaß und Geldeinnahmen gegenüber Naturaleinkünften bevorzugte, war das aus seiner Sicht verständlich. Je höher der Bargeldanteil am Gesamteinkommen lag, desto leichter waren unvorhersehbare, meist hohe Ausgaben für den militärischen Bereich zu tätigen. Beispielsweise für den Ankauf von Waffen und Harnischen, für Instandsetzung der Burg, Lohn für Söldner, Verpflegung von Bewaffneten, Transport von Geschützen, Ankauf von Pferden usw. usf. Daß Fehde und Krieg den spätmittelalterlichen Landadel finanziell belasteten, ist keine Frage. Gerade die „Herren, Ritter und Knechte“ im Südwesten des Alten Reiches waren im 14. und 15. Jahrhundert nahezu fortwährend in Konflikte verstrickt: Adelsfehden, Städtekriege, Kriege zwischen Fürsten, Kriege mit der Eidgenossenschaft. Wenn sich die wirtschaftliche Lage einer Adelsfamilie wenige Jahre nach intensiven Kämpfen rapide verschlechterte – im Hegau z. B. durch zwei Feldzüge schwäbischer Städte (1441–1442) oder nach mehreren aufeinanderfolgenden Einfällen der Schweizer (1445–1460) – liegt es nahe, an eine Überbeanspruchung der Finanzen durch die Lasten des Krieges zu denken. Ein überzeugender Nachweis für diese plausible Deutung steht allerdings noch aus.

Was konnte also der Landadel tun, um zu höheren Bargeldeinnahmen zu gelangen? Gesteigerte Zahlungen ihrer Untertanen durften nur solche Adlige fordern, die über hochgerichts- und landesherrliche Rechte verfügten. Bei dem sich beschleunigenden Territorialisierungsprozeß hielten aber viele Familien nicht mehr mit. Landesausbau, Erweiterung und Verfestigung von Besitz und Rechtstiteln, Usurpation von Einkünften und Herrschaftsrechten, Übergriffe auf Kirchengut – all dies erbrachte unter dem Strich wohl selten genug, um mangelnde Einkünfte aus Zoll, Steuer oder Bergwerken zu kompensieren. Der Einstieg ins Kapitalgeschäft verlangte wiederum Bargeld, auch die Fähigkeit, günstige Anlagemöglichkeiten zu nutzen. Wahrscheinlich waren sich Adlige bewußt, daß Darlehen und Pfandnahme eine langfristig ergiebige Anlage ihres Kapitals darstellten. Ob sie Verzinsung und Rendite eines Kredites bzw. Pfandgeschäftes nur unter finanziellem Gesichtspunkt sahen, wäre aber zu beweisen. Die unterschiedlichen, zum Teil kraß voneinander abweichenden Prozentangaben der Kapitalerträge weisen auf außerökonomische Faktoren. Freilich harrt auch diese Vermutung ihrer schlüssigen Bestätigung.

Ob eine Adelsfamilie vermehrtes Einkommen aus konsequenter Territorialisierung, landesherrlichem Dienst oder Kredit- bzw. Pfandgeschäften zu erzielen hoffte – nach wie vor bildeten Einkünfte der eigenen Herrschaft eine wesentliche Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz. Umfang und Zusammensetzung der Natural- und Geldabgaben entsprachen also in erster Linie der Rechts- und Verfassungsstruktur der jeweiligen Herrschaft. Erst in zweiter Linie war relevant, ob es sich um Einkünfte aus Eigenbesitz, Lehen oder Pfand handelte: Dann mußte die zeitliche Begrenzung der Einnahmen oder – wie im Fall der Dienstlehen und -pfänder – die entsprechende Gegenleistung (persönlicher Dienst, Materiallieferung, Bargelddarlehen) einkalkuliert werden.

Weil Art und Umfang dieses Adelseinkommens an die rechtliche Struktur der Herrschaft gebunden waren, lassen sich die Finanzverhältnisse des spätmittelalterlichen Adels nur in der Kombination verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungsmethoden beschreiben. Also reicht es nicht aus, die Besitzgröße zum entscheidenden Maßstab zu erheben. Denn die Auflistung grundherrlicher Rechte, wie sie in Urbaren, Zinsrödeln u. ä. für einige Adelige erhalten sind, erfaßt lediglich eine Dimension der klassischen Einkünfte. Über den Stellenwert von Zins und Gült im Gesamteinkommen einer Herrschaft ist somit

wenig gesagt⁹¹. Deshalb bleibt es fragwürdig, vom niederen Adel zu behaupten, grundherrliche Einnahmen seien generell die Hauptquelle seines Einkommens gewesen.

Eine Typologie des spätmittelalterlichen Adels nach seiner Wirtschaftsstruktur kann sich auch nicht damit zufrieden geben, die zweifellos vorhandene Ständedifferenzierung zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen. Abgesehen von der fragwürdigen Einteilung in Grafen, Freiherren und Ritterbürtige nach dem rapiden Wandel im Sozialgefüge um 1300⁹², standen dem einzelnen Adligen verschiedene Wege offen, seine ökonomische Situation zu verbessern. Die Verfügbarkeit über Hochgericht und Landesherrschaft engte zwar den Spielraum der Möglichkeiten ein und bekräftigte soziale Schranken innerhalb des Adels, doch verblieben selbst den Ritterbürtigen mehrere Alternativen, z. B. Eigenwirtschaft, adliger Dienst oder Kapitalgeschäfte.

Verlieren verfassungs- und sozialgeschichtliche Kategorien wie „landsässig“ und „reichs-unmittelbar“ oder „hoch“ und „niedrig“ bei der Analyse der Einkommenssituation des spätmittelalterlichen Adels ihren umfassenden Aussagewert, muß sich das Augenmerk der Forschung vorrangig auf die wirtschaftliche und finanzielle Lage einzelner Familien oder Herrschaften richten. Sofern die notorisch schlechte Überlieferung der Quellen solche monographischen Untersuchungen erlaubt, ergeben sich doch überraschende Beobachtungen. Man kann z. B. nachweisen, daß die Finanzkraft eines Geschlechtes – also auch sein politisches Schicksal – nicht zuletzt von seiner Skrupellosigkeit abhing. Wie erfolgreich das eigennützige, häufig gewaltsame Vorgehen des Adels gegenüber adligen Mitkonkurrenten und bäuerlichen wie städtischen Untertanen sein konnte, zeigten die Herren von Lupfen, Landgrafen von Stühlingen⁹³. Sowohl gegenüber den habsburgischen Landesherren als auch in der Kooperation oder Konfrontation mit Adligen wußten sie im Elsaß und Sundgau sowie im südöstlichen Schwarzwald und westlichen Bodenseeraum rücksichtslos ihren Vorteil zu wahren. Lehrreich ist auch ein Gegenbeispiel. Etwa die Herren von Hewen, deren Herrschaft – ein österreichisches Lehen – 1398 an Habsburg und 1404 an die Lupfener verpfändet wurde: Obwohl sie von ihren ehemaligen Untertanen, vom Konstanzer Bischof Heinrich von Hewen und sogar von den österreichischen Herzögen tatkräftig unterstützt wurden, mißlang der Versuch, das Pfand der Lupfener einzulösen. Die Hewener wurden schließlich aus dem Bodenseeraum verdrängt und fanden in der churrätischen Herrschaft Hohentrins eine neue „Heimat“, starben freilich wenige Jahrzehnte später aus⁹⁴.

Wirtschaftsgeschichtlich relevante Quellen einzelner Adelsfamilien und -herrschaften bestätigen übrigens, daß man bei Verpfändungen oder Verkäufen für Jahresertrag bzw. Rendite keinen einheitlichen, allgemein gültigen Prozentsatz voraussetzen darf. Von einer Pfand- oder Verkaufssumme auf die jährlichen Einnahmen einer Herrschaft und somit auf das Jahreseinkommen einer Adelsfamilie zu schließen, ist ausgeschlossen. Zwischen zwei und zehn Prozent sind nahezu alle Werte zu belegen, nicht immer jene fünf Prozent, die als Zinssatz für Kredite zwar weit verbreitet waren, jedoch keineswegs ständig zugrunde gelegt

91 Zahlreich sind die einschlägigen Quellen freilich nicht. Außer dem mehrfach genannten Verzeichnis jährlicher Einkünfte der Herrschaft Hewen bald nach 1404 und der zitierten Verkaufsurkunde der Herrschaft Bohlingen von 1456 (vgl. Anm. 19 bzw. 20) ist noch hinzuweisen auf Karl SCHIB: Ein Randenburger Einnahmenrodel des 14. Jahrhunderts. in: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 15 (1938) 183–202 (Edition ohne Auswertung).

92 Dies nachgewiesen zu haben, ist eines der hauptsächlichen Verdienste von SABLONIER: Adel im Wandel (wie Anm. 14).

93 Reinhard WAIS: Die Herren von Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen bis 1384. Allensbach 1961 (= Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv. H. 16) bricht allerdings am Ende des 14. Jahrhunderts ab, stellt also die beiden folgenden Jahrhunderte nicht mehr dar, und ist auch in anderer Hinsicht ergänzungsbedürftig.

94 SANDERMANN (wie Anm. 73).

wurden. Die Rendite bzw. die Verzinsung zu berechnen, wenn nur die Pfand- bzw. Verkaufssumme oder nur der Jahresertrag o. ä. bekannt sind, wird deshalb fast unmöglich. Mit Hilfe einer willkürlich angenommenen Kapitalisierung von fünf oder zehn Prozent kann man nicht von den jährlichen Einkünften auf den Vermögenswert eines Besitzes, einer Abgabe, eines Rechtes oder gar einer Herrschaft schließen. Umgekehrt sagt die Pfand- bzw. Verkaufssumme zunächst nichts über Rendite oder Verzinsung des eingesetzten Kapitals aus⁹⁵. Im übrigen war das Einkommen des Adels keineswegs identisch mit den jährlichen Einnahmen aus seinen Herrschaftsrechten. Schon das niedrigste Dienstgeld des Landesherrn von 100 fl.rh. pro Jahr kam dem – bislang widerspruchsfrei akzeptierten – Durchschnittsvermögen des schwäbischen Adels im ausgehenden 15. Jahrhundert gleich⁹⁶. Angesichts der lückenhaften Überlieferung einschlägiger Quellen läßt sich niemals ausschließen, daß solche oder andere Einkommensquellen unbekannt bleiben.

Noch eine letzte Bemerkung zu den Berechnungen adligen Einkommens und Vermögens aufgrund von Verpfändungen oder Verkäufen: Der Preis verpfändeter oder verkaufter Abgaben, Rechte, Güter und Herrschaften schwankte selbst innerhalb weniger Jahre nicht unbedeutend, sobald er offensichtlich nicht mehr dem Wert des Pfand- oder Verkaufsobjektes entsprach. Preisabschläge resultierten meist aus überzogenen Forderungen, etwa aufgrund zu hoch veranschlagter Jahreserträge aus Naturalabgaben. Daß die jährlichen Einkünfte nicht einmal für den Schuldendienst ausreichten, mußten die Klöster St. Blasien und Reichenau erfahren, nachdem sie 1448 aus den Händen Thürings II. von Hallwil die Herrschaft Blumegg gekauft hatten: Durch Thüring war die Herrschaft seit 1436 mit Hypotheken belastet worden, die über dem ursprünglichen Kapitalwert lagen⁹⁷. Ähnliches läßt sich zu dieser Zeit auch anderenorts belegen: Bilgeri von Heudorf besaß vom Wert seiner Vogteirechte und -einkünfte in Hegne (Bodensee) unrealistisch hohe Vorstellungen, wie seine Aufstellung vermuten läßt⁹⁸. Und Diepold von Sax mußte 1447 für den Erwerb von Teilen der Herrschaft Bürglen (Thurgau) lediglich 8500 fl.rh. aufwenden, 300 Gulden weniger als Markward Brisacher vier Jahre zuvor bezahlt hatte⁹⁹. Umgekehrt erhöhte sich die Pfand- bzw. Verkaufssumme aufgrund späterer Investitionen an der Burg oder anderer Steigerungen im Kapitalwert des verpfändeten bzw. verkauften Objekts¹⁰⁰. Ob Angebot

95 Deswegen sind auch Bedenken anzumelden, wenn SABLONIER: Adel im Wandel (wie Anm. 14), S. 131 u. 136 allzu schematische und hypothetische Berechnungen zu den jährlichen Einkünften bzw. zum Kapitalwert oder zur Verkaufssumme einzelner Adels Herrschaften und -gerechtsame anstellt. Auch MÜLLER (wie Anm. 6) setzt eine konstante Verzinsung voraus, ohne sie überzeugend zu begründen, denn er legt seinen Berechnungen eine vierprozentige Rendite zugrunde, „da es sich beim Adelsbesitz vorwiegend um Grundbesitz und Fruchtgütern handelt“ (S. 314). Wie die in Anm. 19 und 98 untersuchten Beispiele zeigen, konnte die Rendite sowohl deutlich unter als auch über fünf Prozent liegen.

96 MÜLLER (wie Anm. 6).

97 BICKEL (wie Anm. 13), S. 169.

98 (F.J.) MONE: Über die Bauerngüter vom 15. bis 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 5 (1854) 257–290, hier S. 271 f.: Güteranschlag zu Hegne bei Konstanz. 1456. (Die Kenntnis dieser aufschlußreichen Quelle verdanke ich cand. phil. Hans-Jürgen Erwerth aus Stahringen.) Die Auswertung der Angaben zu Maisteuer, Mistfuhren und Frondienst beweist, daß Bilgeri zwar mehrfach von einer fünfprozentigen Verzinsung ausgeht, indem er die jährlichen Einkünfte mit 20 multipliziert, um den Verkaufs- bzw. Kapitalwert zu berechnen, doch auch mit 6,8 (bei Mistfuhren), mit 15 (beim Frondienst im Ried) und mit 18,75 (bei der Maisteuer) multipliziert, also auch eine mehr als fünfprozentige Rendite annimmt.

99 DEPLAZES-HAEFLIGER (wie Anm. 80), S. 120 f.

100 Dazu ein Beispiel: Der Konstanzer Bischof Johannes Windlock verpfändete 1355 IX 1 Stadt und Schloß Markdorf sowie die dazu gehörigen Rechte und Einkünfte usw. für 1200 fl. an Konrad von Homburg, doch wurde die Pfandsumme wegen des Wiederaufbaus der abgebrannten alten Burg mit Urkunde von 1373 X 5 auf 2000 fl. erhöht: Hasso PRAHL: Die Verfassung und Verwaltung der

und Nachfrage bei diesen Preisschwankungen eine Rolle gespielt haben, läßt sich nicht ausmachen: Prinzipien der Marktwirtschaft sind nicht auszuschließen, beherrschten andererseits noch nicht das Verhalten des spätmittelalterlichen Adels. Immerhin gibt es ausreichend Beweise für die Tatsache, daß auch die Adligen bei Darlehen, Verpfändungen oder Verkäufen geschäftstüchtig genug waren, ihren finanziellen Vorteil zu erkennen.

Als letzte Feststellung zu den Einkommensquellen des spätmittelalterlichen Landadels im Bodenseeraum sei schließlich betont, daß nicht einmal innerhalb eines Adelsgeschlechts gleiche Verhaltensweisen zu beobachten sind. Wenn es darum ging, die wirtschaftliche Lage zu stabilisieren oder zu verbessern, war schon die Ausgangssituation häufig eine grundlegend andere, etwa in der Frage der Erbberechtigung. Manche Familien teilten das Erbe unter mehrere männliche Nachkommen, andere achteten darauf, daß möglichst nur ein Sohn das Erbe übernahm. Wer nun glaubt, vor allem der niedere Adel sei darauf bedacht gewesen, einer Zersplitterung seines Familienbesitzes durch strikte Einschränkung der Erbberechtigung entgegenzuwirken, sieht sich mehrfach eines Besseren belehrt. So herrschte in den verschiedenen Zweigen der Ritteradligen von Heudorf (zu Schenkenberg bzw. Almut, zu Aulfingen und zu Waldsberg bzw. Langenstein) offensichtlich die Realteilung vor, weshalb auffallend wenige Söhne ins Kloster gingen oder Geistliche wurden. Andererseits errang das gleichfalls ritteradlige Geschlecht von Klingenberg außergewöhnlichen Besitzzuwachs, obgleich in seiner Familienpolitik nicht die Tendenz erkennbar ist, das Erbe jeweils nur einem männlichen Nachkommen zuzuerkennen. Bei der Erbfolge wurden Adelsfamilien offensichtlich von Überlegungen geleitet, die dem heutigen Betrachter nicht ohne weiteres zweckgerichtet erscheinen. So wird ein unbefangener Beobachter der Ansicht sein, es wäre für Adlige in wirtschaftlich angespannter Lage vorteilhafter gewesen, möglichst viele Töchter und Söhne fürs Kloster bzw. für den Klerus zu bestimmen. Was bei Erbteilung oder -auszahlung bzw. an Heiratsgut eingespart werden mochte, kam ja dem Familienbesitz zugute. Allerdings waren weder der Eintritt in einen Orden noch die geistliche Laufbahn kostenlos zu haben: Standesgemäße Klöster verlangten bei der Aufnahme eine gewisse Geldsumme oder die Überschreibung jährlicher Einkünfte; noch teurer war die Ausbildung zum Theologen, erst recht ein Rechtsstudium in Bologna. Hier galt es in jedem Einzelfall abzuwägen. Kein Wunder, daß die Forschung bei der Untersuchung der Erbgewohnheiten noch nicht so erfolgreich gewesen ist wie auf anderen Gebieten der Geschichte des spätmittelalterlichen Adels.

Bleibt es also ein schwieriges Unterfangen, die Einkommensquellen von Adligen des 14. und 15. Jahrhunderts zu ermitteln und die Höhe ihrer jährlichen Einnahmen zu errechnen, wird die Aufgabe fast unlösbar, wenn es gilt, die wirtschaftliche Lage einer Familie zu beschreiben. Den Einnahmen müßten nämlich die Ausgaben gegenübergestellt werden, um dann auf Defizit und Schulden bzw. Überschuß und Guthaben schließen zu können. Abgesehen von den einzelnen Ausgabeposten wäre auch das individuelle Wirtschaftsgebarren zu berücksichtigen: etwa die Bereitschaft zu Einsparungen im Lebensunterhalt oder bei der Repräsentation, Kürzungen bei Investitionen wie Burgenbau oder Waffenkäufen, Umschichtung oder Kompensation von Ausgaben. Der finanzielle Spielraum wurde freilich durch den Zwang zu gewissen Ausgaben eingeengt. Wollte ein Adliger nicht Einbußen am sozialen Prestige oder eine Minderung seines Standes hinnehmen, durfte er Repräsentationsausgaben nicht beliebig kürzen. Beträchtliche Aufwendungen – in unseren Augen meist als Luxus betrachtet – gehörten ja zu den unabdingbaren Voraussetzungen des adligen

Stadt Markdorf im Linzgau in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert. Stuttgart 1965 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 34), S. 8.

Standes. Wer sich z. B. die horrenden Summen für die Teilnahme am Turnier nicht mehr leisten konnte, war sozial nahezu deklassiert. Noch gravierendere Folgen hatten Einsparungen bei militärischen Ausgaben. Denn vom Zustand der Schildmauer, von der Anzahl der Bewaffneten oder vom Vorhandensein einer Kanone hing unter Umständen der Fortbestand der Herrschaft ab. Die Unkosten für Burgenbau, Söldner und Waffen so weit zu reduzieren, daß sich die Ausgaben den Einnahmen anpaßten, konnte nicht nur den Verlust des sozialen Prestiges eines Geschlechtes nach sich ziehen, sondern auch seiner Machtstellung. Unbegrenzte Einsparungen beschleunigten also den sozialen Abstieg gerade jener Adligen, die aufgrund stagnierender oder rückläufiger Einkünfte in einer wirtschaftlichen Krise steckten. In der Aufnahme neuer und ständig wachsender Kredite sahen solche Adligen den einzigen Ausweg, um ihre finanzielle Lage zu sanieren. Ob der Schritt zur Rettung aus den ökonomischen Schwierigkeiten gelang, mußte sich dann an der Belastbarkeit des Einkommens erweisen. Überstiegen die Zinsen den verfügbaren Ausgaberahmen, wurde die Verschuldung zur Endstation im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Abstiegsprozeß.

Die Frage nach Art, Umfang und Bedeutung der Einkommensquellen gilt also nicht einem nebensächlichen Thema in der Geschichte der Adligen im Spätmittelalter. Vielmehr steht sie im Zentrum neuerer Forschungen zum politischen Schicksal, zur wirtschaftlichen Krise und zum sozialen Wandel des Adels. Wegen der Vielfalt und Vielschichtigkeit adliger Einkünfte sind gleichzeitig mehrere Bereiche zu untersuchen: Rechts- und Verfassungsstruktur der jeweiligen Herrschaft, Anteil an Hochgerichtsbarkeit und Landesherrschaft, Stellung zu König und Reich, Beziehungen zum Landesherrn und anderen Fürsten, Verflechtung mit dem regionalen Adel durch Heirat und Verwandtschaft, Klientelbildung innerhalb der jeweiligen Adelsschicht, Ämter in der königlichen oder landesherrlichen Verwaltung, Besitz von Lehen und Pfandschaften, Beteiligung an Kapitalgeschäften, Eigenwirtschaft und Marktorientierung usw. usf. Berücksichtigt man ferner die Ausgaben, ergibt sich ein komplexes, aber wirklichkeitsnahes Bild jener Faktoren, die für die finanziellen Verhältnisse einer Adelsfamilie und deren Herrschaft bestimmend gewesen sind.

ANHANG:

Münzen und Währungen im Bodenseeraum während des ausgehenden Mittelalters

Bei der Interpretation der Quellen zur ökonomischen und finanziellen Lage des Landadels im spätmittelalterlichen Südwesten des Alten Reichs steht der Historiker fortwährend vor der Aufgabe, zeitgenössische Angaben über Flächenmaße, Gewichte und Geldbeträge auf standardisierte Werte umzurechnen, um sie miteinander vergleichen bzw. addieren zu können. Das schwierige Problem der regional und lokal gültigen Flächeneinheiten für Äcker, Wiesen, Obstgärten oder Weinberge – z. B. Jauchert, Mannsmahd, Manngrab usw. – stellt sich vor allem bei der Auswertung von Urbaren und ähnlichen Aufzeichnungen über grundherrliche Besitzungen, Rechte und Einkünfte. Dieser Bereich wurde im vorliegenden Aufsatz nur am Rande berührt, kann also übergangen werden. Hingewiesen sei lediglich auf die Bedeutung korrekter Umrechnungen für die wirtschaftsgeschichtliche Darstellung: Führen doch falsche Werte zu fundamentalen Fehlern, wie Dietrich Walcher für das Volumen des Ravensburger Scheffels in diesen Schrrr VG Bodensee 102, 1984, S. 111–114 der Arbeit von David Sabean bei der Berechnung der landwirtschaftlichen Erträge im spätmittelalterlichen Oberschwaben nachgewiesen hat. Wieviel Liter bzw. Kilogramm oder Pfund die Hohlmaße Malter, Mutt und Viertel umfaßten, ist gerade bei der Erfassung bäuerlicher Getreideabgaben wichtig. Das jeweils maßgebliche Volumen ergibt sich aus der lokal vorherrschenden Maßeinheit (Schaffhauser, Steiner, Enger, Stockacher usw. Maß), weshalb Verallgemeinerungen unzulässig und Übertragungen bzw. Vergleiche nur

nach Umrechnung möglich sind. Welches Hohlmaß wo und wann galt, wieviel Liter es zu einem bestimmten Zeitpunkt umfaßte – all das kann man nur einschlägigen Übersichten lokal- und regionalgeschichtlicher Darstellungen entnehmen, sofern es solche bereits gibt. (Als Beispiel sei genannt: Joh. Adam Kraus, *Ehemalige Maße und Gewichte im heutigen Hohenzollern und seiner Umgebung*. In: *Hohenzollerische Jahreshefte* 3 (1936), S. 120–178.) Die historische Metrologie (Lehre von den Maßen und Gewichten) ist nämlich ein noch sehr junger Zweig der Geschichtswissenschaften. Immerhin liegt der beeindruckende Grundstein dieser hilfswissenschaftlichen Disziplin vor: Harald Witthöft, *Umriss einer historischen Metrologie zum Nutzen der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung. Maß und Gewicht in Stadt und Land Lüneburg, im Hanseraum und im Kurfürstentum/Königreich Hannover vom 13. bis zum 19. Jahrhundert*. 2 Bde. (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 60), Göttingen 1979.

Leichter zu durchschauen ist die Situation bei den spätmittelalterlichen Münzen, Währungen und Rechnungseinheiten. Obgleich auch im Bodenseeraum des 15. Jahrhunderts, dem die Beispiele dieses Aufsatzes hauptsächlich entstammen, mehrere Münzsorten gleichzeitig verbreitet waren – man denke nur an die verschiedenen Prägeorte des oberdeutschen Raumes –, werden in den einschlägigen Quellen vornehmlich drei Währungen genannt: der (rheinische, manchmal auch der böhmische und ungarische, selten der florentiner) Gulden als Goldwährung, die Mark Silber sowie Heller, Pfennig und Schilling als Silberwährung. Die Schwierigkeiten bei der Auswertung und Umrechnung solcher Geldangaben resultieren aus zwei Tatsachen: Die Mark Silber (nach dem Vorbild der Kölner Mark = 233,856 g) und das Pfund (also 20 β , 240 bzw. 120 dn oder 240 h) waren keine ausgeprägten Münzen, sondern Gewichts- bzw. Zählheiten; und weil der Silbergehalt des Hellers, Pfennigs und Schillings langfristig geringer wurde, blieb das jeweilige Verhältnis zur Mark Silber – aber auch zum Gulden! – keineswegs konstant, sondern war fortwährenden Kursänderungen unterworfen. Die in der Gegenwart durchaus vertrauten Phänomene der Geldentwertung und Inflation lassen sich bei den spätmittelalterlichen Münzen deshalb am abnehmenden Gewicht und Feingehalt der Silberwährung ablesen. Die entsprechende Übersicht mit den zugehörigen Tabellen bietet das materialreiche Buch von Julius Cahn, *Münz- und Geldgeschichte von Konstanz und des Bodenseegebietes im Mittelalter bis zum Reichsmünzgesetz von 1559*. Heidelberg 1911 (= *Münz- und Geldgeschichte der im Großherzogtum Baden vereinigten Gebiete*, T. I). Kürzer und daher für die erste Beschäftigung mit dem Thema hilfreicher ist die Zusammenfassung bei Elisabeth Nau, *Die Münzen und Medaillen der oberschwäbischen Städte*. Freiburg i. Br. 1964, S. 3–10 (Einleitung), S. 11–13 (Münzfuß-Tabellen) und S. 19 ff. (Konstanz). Den währungsgeschichtlichen Hintergrund beschreibt Bernhard Kirchgässner, *Zur Neuordnung der Währungsräume Südwestdeutschlands und der angrenzenden Eidgenossenschaft, 1350–1500*. In: *Beiträge zur Wirtschafts- und Stadtgeschichte*. Festschrift für Hektor Ammann, hg. v. Hermann Aubin u. a., Wiesbaden 1965, S. 312–332.

Im alltäglichen Zahlungsverkehr wurden Heller, Pfennig und Schilling benutzt, also die ausgeprägten Münzen der Silberwährung. (Weil Pfennige häufig und Heller gelegentlich nur auf einer Seite einen Prägestempel erhalten haben, spricht man bei diesen Münzen von Hohlpfennigen bzw. Hohlhellern.) Die gebräuchlichen Abkürzungen für diese Münzen der Silberwährung sind: h für Heller, dn für Pfennig (lat. „denarius“), β für Schilling. Dabei gelten folgende Relationen: 1 dn = 2 h, 1 β = 12, seit dem frühen 15. Jhr. nur noch 6 dn bzw. 12 h, 1 Pfund = 20 β (dn oder h). Das Pfund Pfennige oder Heller, abgekürzt lb (lat. „libra“), war freilich keine Münze, sondern eine Rechnungseinheit. Deshalb sind bei Pfund-, aber auch bei Schillingbeträgen, Umrechnungen in Pfennige empfehlenswert. Ein Beispiel: 3 lb 7 β dn = $3 \times 20 \beta$ plus 7 β dn = 67×12 (bzw. 6) dn = 804 (bzw. 402) dn. Bei den gebräuchlichen Rechnungsarten ist diese Umrechnung in Pfennige unerlässlich, weil Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division sonst zu unüberschaubaren Operationen führen. Wiederum ein Beispiel zur Verdeutlichung: Gibt ein an vier Familien ausgegebener Pfarrhof (Widem) als Zins und Gült u. a. 2 lb 9 β 2 dn, entfällt auf jeden der Pächter der vierte Teil der Summe aus $2 \times 20 \times 6$ plus 9×6 plus 2 dn = 296 dn, das sind dann 74 dn = 12 β 2 dn (wobei 1 β = 6 dn angesetzt wurde). Die Umrechnung in die jeweils kleinste Währungseinheit erleichtert nicht nur die Rechnungsoperation, sondern entspricht auch der mittelalterlichen Praxis des Geldverkehrs, in der weniger mit Schillingen als mit Hellern bzw. Pfennigen gezahlt wurde, wie die erhaltenen Schatzfunde mit Silbermünzen beweisen.

Bezeichnet das Pfund als Zählinheit (nicht als Gewichtsmaß!) allein die Anzahl von Schillingen, Pfennigen oder Hellern, bezieht sich die Rechnungseinheit „Mark Silber“ (abgekürzt: MS) auf das

Gewicht von Silbermünzen. Je nach Einzelgewicht (aber nicht nach dem Feingehalt!) der Heller, Pfennige oder Schillinge änderte sich die Anzahl der Münzen, die einer Mark Silber entsprachen. Eine Mark Silber betrug nach dem Münzvertrag zwischen Konstanz und Schaffhausen (1400) 704 dn, nach dem schwäbischen Münzvertrag (1404) noch 688 dn, nach dem Vertrag von 1417 nur noch 592 dn (vgl. Nau, Münzen und Medaillen, S. 11). Dagegen ist die „Mark Geld“ keine Gewichts-, sondern eine Zählinheit, nämlich 480 dn = 2 lb (alt) bzw. 4 lb (neu). Sie geht wohl noch ins 12. Jahrhundert zurück, als sich das Gewicht von 480 dn noch mit der Mark Silber deckte: $233,856 \text{ g} : 480 = 0,487 \text{ g}$, d. h. Gewicht eines Pfennigs. (Das mehrfach zitierte Verzeichnis jährlicher Einkünfte aus der Herrschaft Hewen, 1404 oder wenig später angelegt, rechnete ebenfalls „ain mark geltz“ für 4 lb dn, also 480 dn.) Nach dem schwäbischen Münzvertrag von 1404 V 26 war die Mark Geld freilich nur noch 480 dn \times 0,342 g schwer, also 164,16 g.

Angesichts ständiger Verschlechterung des ausgeprägten Silbergeldes rechnete man im späten Mittelalter daher nicht in Pfund Pfennige oder Heller, sondern in Mark Silber oder noch besser in Goldwährung. So enthalten Verkaufsurkunden adliger Herrschaften, Urkunden über Verpfändung bzw. Pfandnahme und Urkunden über Kredite bzw. Schulden, aber auch die Dienstbriefe des Königs oder Landesfürsten, durchweg Geldbeträge in (rheinischen, böhmischen usw.) Gulden, abgekürzt: fl. Wenn auch Dienstgelder, Darlehen oder Zinsen nicht in der Goldwährung ausbezahlt wurden, gewährleistete doch der Guldenbetrag einen vergleichsweise konstanten Geldwert. Denn je nach Kurs des Gulden änderte sich die Summe an Silbermünzen. In der Praxis des 15. Jahrhunderts bedeutete dies: Im Verhältnis zum Gulden sank das Pfund auf lange Sicht. Wurden die Pfennige und Heller in Konstanz im Jahr 1404 noch mit 28 β = 168 dn veranschlagt, berechnete man 1485 den Gulden bereits zu 30 β = 180 dn (Nau, Münzen und Medaillen, S. 11). Und das war nicht einmal der Kurs auf dem freien Geldmarkt, sondern eine in Münzverträgen der Städte am Bodensee und in Oberschwaben vereinbarte Relation, demnach eine Art Zwangskurs zu Gunsten des Pfundes. Freilich blieb auch der Gulden nicht von der Geldentwertung verschont: Durch Reduzierung von 22,5 auf 18,5 Karat verringerte sich auch der Wert der Goldwährung. Diese Manipulationen sind zu berücksichtigen, will man über Jahre oder Jahrzehnte hinweg zu „inflationsbereinigten“ Preisen und Löhnen kommen. Obgleich die Entwertung des Gulden innerhalb kleiner Zeiträume durchaus vernachlässigt werden darf, ist das dennoch ein schwieriges Unterfangen: Die Vielzahl gleichzeitig verwendeter Münzsorten mit ihrem verschiedenen Gewicht und wechselnden Silberanteil zwingt zu umständlichen, gelegentlich kaum durchführbaren Rechnungen. So bleibt es nach wie vor am bequemsten, die in Pfund angegebenen Einkünfte spätmittelalterlicher Adels Herrschaften auf Mark Silber oder auf Gulden umzurechnen, wie dies auch die Zeitgenossen in ihren Urkunden taten.

Daß sich die Adligen des 14. und 15. Jahrhunderts durchaus der Geldentwertung der Silbermünzen bewußt waren, beweisen ihre Versuche, gerade die in Hellern bzw. Pfennigen und Schillingen fixierten Leistungen der Landbevölkerung und Stadtbewohner auf gleichbleibender Höhe zu halten. Dies konnte auf verschiedene Art und Weise erreicht werden: Einerseits durch die Ausrichtung auf eine Ersatzwährung wie der langfristig vergleichsweise konstante Preis für den Pfeffer (daher die Bezeichnung Pfeffergeld für den jährlichen Zins von Haus, Hofstatt oder Grund und Boden in der Stadt), andererseits mit Hilfe einer ‚abstrakten‘ Werteinheit. Letzteres findet sich im „Stück“, das definiert wurde als der Geldwert für 1 Malter Hafer oder 1 Mutt Kernen (enthülster Dinkel). Je nach Preis für die Getreidesorte also ein jährlich schwankender Geldbetrag. Am Beispiel des Preises für 1 Malter Hafer nennt Jean Jacques Siegrist (Beiträge zur Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Herrschaft Hallwil. In: Argovia 64 (1952), S. 5–533, hier S. 517) für ein „Stück“ 5 β (1300), 20 β (1440), 40 β (1540) und 160 β (1667). Diese langfristige Wertsteigerung des „Stücks“ läßt freilich nicht erkennen, daß die kontinuierlich sinkenden Getreidepreise des 14. und 15. Jahrhunderts, wie sie Wilhelm Abel errechnet hat, zu einem Wertverlust dieser Naturalwährung geführt haben. Der schleichenden Entwertung der Silberwährung konnten die Adligen demnach kaum entrinnen, jedenfalls nicht im Hinblick auf ihre Einkünfte aus den traditionellen Herrschaftsrechten.

Anschrift des Verfassers:

Privatdozent Dr. Rolf Köhn, Zum Schwarzenberg 13, D-7753 Allensbach 4

Die Fugger als Grund- und Herrschaftsbesitzer in Vorderösterreich mit besonderer Betonung des Bodenseeraums*

VON HERMANN KELLENBENZ

I

Es gibt ein berühmtes Wort unter den Historikern, das einen für die führenden Familien bürgerlicher Herkunft in der Epoche des Ancien Régimes bezeichnenden Vorgang charakterisiert. Es lautet: *la trahison de la bourgeoisie*, zu deutsch: der Verrat des Bürgertums. Es bezieht sich auf das Streben der in der wirtschaftlichen Betätigung reich gewordenen Vertreter des Bürgertums ihre städtischen Wohnsitze aufzugeben, Landbesitz, Burgen, Schlösser zu erwerben oder neu zu bauen und sich dem Lebensstil derjenigen anzupassen, die kraft ihrer ständischen Herkunft solche Burgen und Schlösser bewohnten, die mit Land und Herrschaftsbesitz verbundenen Aufgaben wahrnahmen und einen entsprechenden Lebensstil führten. *Trahison de la bourgeoisie* hieße also Aufgabe jener bürgerlichen Gesinnung und Lebenshaltung, die einst die städtische Selbstverwaltung und Verteidigungsbereitschaft der Kommunen hatte entstehen lassen, Verzicht auf die Errungenschaften, die in der Eidgenossenschaft, im Stadtrecht und den damit verbundenen handelsrechtlichen Satzungen ihren Niederschlag und im Mauerbau ihren sichtbarsten Ausdruck der Wehrhaftigkeit gefunden hatten. Zuletzt hatten sich diese Errungenschaften noch im Status der Reichsfreiheit einer Gruppe von Städten behauptet.

Dieser Vorgang kann wohl insofern unter dem Gesichtspunkt des Verrats gedeutet werden, als die bürgerliche Tradition, die mit der Entstehung der Kommunen geschaffen worden war, nicht beibehalten, weitergepflegt und verteidigt wurde als Alternative zum adeligen Lebensstil. So hat ja auf den Britischen Inseln die „middle class“ in einem neuen Mittelstand ihre Identität gefunden und jene Kräfte gefördert, die die Industrialisierung durchsetzten und von Paris ausgehend hat sie in der Französischen Revolution dem Lebensstil des Ancien Régime mehr oder weniger ein Ende bereitet. Der Vorgang kann auch in dem Sinn als Verrat gedeutet werden, als die in wirtschaftlicher Tätigkeit angesammelten Kapitalien nicht zu Investitionen führten, die der technischen Verbesserung und Erneuerung der Produktionsanlagen, dem Ausbau der Infrastrukturen dienten. Mit anderen Worten, Investitionen schufen, die zur Steigerung von Produktion und Produktivität und damit zur Verbesserung des allgemeinen Lebensstandards und zur Verminderung der sozialen Gegensätze geführt haben. Statt dessen Abzug der erwirtschafteten Kapitalien aus den Bereichen der Wirtschaft und Verwendung für ein Leben in repräsentativem Luxus und genießerischem Müßiggang. Wir wollen hier absehen von den Auswirkungen des Generationswechsels innerhalb der Familien und von der Tatsache, daß jene Form der Unterneh-

*Vortrag, gehalten anlässlich der 97. Hauptversammlung des Bodenseegeschichtsvereins am 16. September 1984 in Wasserburg. Für freundliche Hilfe bei der Beschaffung der Unterlagen danke ich Frau Archivrätin Dr. Maria Gräfin Preysing und Herrn Archivar Magister Franz Karg vom Fürstlich und Gräfllich Fuggerschen Stiftungsarchiv in Dillingen/Donau.

mung, die über diese Schwächen hätte hinweghelfen können, nämlich die Aktiengesellschaft, noch nicht hinreichend entwickelt war.

Es gibt auch andere Aspekte, unter denen man diesen Vorgang sehen kann. Er vollzog sich in einer Phase der abendländischen Geschichte, in der der aristotelische Standpunkt vorherrschte, daß lediglich die Bewirtschaftung von Land und Boden als produktive Tätigkeit betrachtet wurde. Bauten doch die Väter der Scholastik, voran Thomas von Aquin, darauf den Ordogedanken des christlichen Kosmos auf, die Gliederung der menschlichen Betätigung nach Ständen in einer Stufung, in der Händler und Wucherer keinen Platz hatten, wohl aber der adlige Grundbesitzer, der mit seiner Wehrhaftigkeit und der von ihm Befehligen der Verteidigung des christlichen Gemeinwesens diente, ebenso der Priester, der den Gottesdienst wahrnahm, dann der Bauer, der das Land bestellte, und der städtische Bürger, der die handwerklichen Güter herstellte, die man neben den Erzeugnissen von Feld, Wald und Gewässern zur Fristung des Daseins brauchte.

Die ständische Rangordnung, die daraus entsprang und sich immer mehr festigte, gab adeliger Lebenshaltung den unbestrittenen Vorrang und dies in einer Weise, daß im extremen Fall, auf der Iberischen Halbinsel, wo die Reconquista von der Herrschaft der moslemischen Mauren den Lebensstil wesentlich mitgeprägt hatte, jeder, der von manueller oder händlerischer Tätigkeit lebte, vom Hidalgo, der das nicht tat, mit Geringschätzung betrachtet wurde. So war es kein Wunder, daß man den Erwerb materieller Güter als ein Mittel betrachtete, um sich den Zugang zum adeligen Stand zu verschaffen und adeliges Leben nachzuahmen, ja durch das Mittel der Versippung, des Connubiums mit adeligen Familien, mehr und mehr zum Adeligen wurde und dem erworbenen Gut Dauer verlieh. Gerade diese Familien, die reich geworden waren, zeigten auch mit am deutlichsten das Streben, ihren Reichtum sichtbar zu machen, den Umgang mit Künstlern und Gelehrten zu pflegen, sich in ihnen eine Klientel zu schaffen, die ihr gesellschaftliches Ansehen propagierten, ihr Mäzenatentum verherrlichten. Die geistige Bewegung des spätmittelalterlich frühneuzeitlichen Humanismus und der Renaissance kann ohne dieses Streben der reich Gewordenen zur Repräsentation nicht in ihrem vollen Umfang gewürdigt werden.

Die Soziologen haben diesen Vorgang im Sinne der Weberschen Typisierung abstrahiert und von Elitebildung gesprochen. Wilfredo Pareto und Alfred von Martin können als Beispiele herangezogen werden. Der Historiker, dessen Arbeitsfeld mehr das Konkrete und Anschauliche bleibt, hat den Vorgang in vielfach mühsamer Kleinarbeit an diesem und jenem Beispiel dargetan und muß dies auch weiter tun. Aloys Schulte und Alfons Dreher haben gezeigt, wie die Familien der Großen Ravensburger Gesellschaft, voran die Muntprat aus Konstanz, die Mötteli aus Buchhorn und die Humpis aus Ravensburg, adelige Landsitze im Bodenseeraum kauften und vom städtischen Kaufmann zum Landadeligen wurden. Dabei ins Feld geführte frühere adelige Herkunft soll hier nicht weiter berührt werden. Unser konkretes Beispiel ist die Familie Fugger.

II

Der Herrschaftsaufbau der Familie Fugger fügt sich in das schon erwähnte Schema des Übergangs von bürgerlich städtischer Erwerbstätigkeit und Lebensweise zum Kauf von adeligem Landbesitz und Ausbau dieses Landbesitzes zur Herrschaftsbildung, wobei verstärktes Connubium mit adeligen Familien die zunehmende Verschmelzung mit dem landsässigen Adel unterstützte. Gleichzeitig werden bei diesem Vorgang so viele eigengeprägte Züge deutlich, daß es sich empfiehlt, ihnen neben dem Typischen gebührendes Gewicht zu verleihen. Dazu gehört einmal die Tatsache, daß die Familie verhältnismäßig

spät, erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die bäuerliche Landsässigkeit aufgab und in die Stadt zog und dort eine handwerkliche und dann kaufmännische Tätigkeit ausübte. Zum andern die Tatsache, daß die Familie verhältnismäßig spät, erst 1538 ins Augsburger Patriziat aufgenommen wurde, in einer Zeit, in der die außerstädtische Standeserhöhung bereits in vollem Gange war. Bei Anton Fugger kommt außerdem die Konfliktsituation hinzu, in die ihn als Altgläubigen der Übergang seiner Heimatstadt zur Lehre Luthers brachte.

Die ersten Ansätze zum Erwerb von Herrschaftsbesitz unternahm Jakob Fugger, unter dem die Familiengesellschaft ihren glanzvollen Aufstieg nahm. Schloß und Hofmark Schmiechen in der Landsberger Gegend erhielt Fugger 1506 als Pfand von Kaiser Maximilian¹. Im nächsten Jahr verpfändete Maximilian Land, das er sich im Bayerischen Erbfolgekrieg sichern konnte, einen weiten östlich von Ulm gelegenen Komplex, aus dem sich später die Herrschaften Kirchberg und Weißenhorn herausbildeten, wobei schon von Anfang an niedere und hohe Herrschaftsrechte mit übernommen wurden. Nach diesem wichtigen Schritt erfolgte im Jahre 1511 die Erhebung der Familie in den Adelsstand, und drei Jahre später erhielt Jakob Fugger den Titel eines Grafen. Eine weitere Herrschaft Biberbach, die die Pappenheimer 1514 an Maximilian verkauften, überließ dieser noch im selben Jahr Jakob Fugger. Diese Ansätze wurden von Jakobs Neffen Raymund und Anton Fugger systematisch durch Ankäufe erweitert. Der früh verstorbene Raymund erwarb noch Mickhausen im Tal der Schmutter, das er dann zum Allod machte. Die wichtigsten Erwerbungen Antons waren Oberndorf bei Rain am Lech, die Reichspflege Donauwörth (als Pfand), das südlich von Dillingen gelegene Glött und Babenhausen bei Memmingen, schließlich noch Kirchheim. Nach dem Tod Raymunds (1535) fungierte Anton als Lehensträger sämtlicher Güter und Herrschaften, und Anton war weiterhin bestrebt, den Güter- und Herrschaftsbesitz im Sinne der Tradition, die der Oheim Jakob begonnen hatte, als unveräußerlichen Familienbesitz dem Gesamtunternehmen zu sichern. Hier gingen indessen die Bestrebungen der Neffen, insbesondere Hans Jakob Fuggers, andere Wege, und auf Veranlassung der Neffen sah sich Anton Fugger 1548 genötigt, eine Güterteilung vorzunehmen.

Bei dieser Teilung fiel ein beträchtlicher Besitzkomplex im südlichen Elsaß, der als Pfand an die Fugger gelangt war, Hans Jakob zu. Eine Zeitlang trug sich wohl Anton Fugger selbst mit dem Gedanken, wegen der Religionsveränderung in Augsburg das Schwergewicht des Unternehmens anderswohin zu verlagern und hatte dabei das Elsaß im Auge. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß eine Schwester Hans Jakobs, Regina, im Jahre 1538 Johann Jakob von Mörsperg, Freiherrn von Belfort, heiratete. Die Eheschließung erfolgte im katholischen Weißenhorn und wurde von Anton Fugger betrieben, für den offenbar Mörsperg wegen seiner Verbindungen zu Karl V. und zu Spanien interessant war².

1 Vgl. dazu außer den Werken von Götz Frhrn v. Pölnitz über Jakob und Anton Fugger: Thea DÜVEL, Die Gütererwerbungen Jakob Fuggers des Reichen und seine Standeserhöhung (Studien zur Fuggergeschichte 4), München/Leipzig 1913; Heinz DEININGER, Die Gütererwerbungen unter Anton Fugger (1526–1560), seine Privilegien und Standeserhöhungen sowie Fideikommissbursprung, Diss. rer. pol., München 1924; Norbert LIEB, Die Fugger und die Kunst im Zeitalter der hohen Renaissance (Studien zur Fuggergeschichte 14), München 1958, bes. 207 ff.; Pankraz FRIED, Die Fugger in der Herrschaftsgeschichte Schwabens (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg Nr. 9), München 1976, 5–23. – Fernand Braudel, der der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung so viele Anregungen gegeben hat, hat das Wort vom „Verrat der Bourgeoisie“ gebraucht in „La Méditerranée et le monde méditerranéen“ II, Paris 1966, 68 ff. und 71 ff. Vgl. dazu Paul van Stuijvenberg, Heden en verleden in de moderne geschiedenis, Groningen 1983, 6 ff., über das Verständnis der Kultur einer bestimmten Epoche von außen und von innen.

2 Vgl. dazu v. PÖLNITZ, Anton Fugger II, Tübingen 1963, 63 sowie 390/54 u. 55. Heiratsgut und Hochzeitsausstattung der Regina Fugger betrugen 30 000 Gulden; ebenda 397/89: Hans Jakob von Mörsperg in Spanien.

Hans Jakob Fugger wollte anfänglich von diesem Heiratsprojekt nichts wissen, machte aber noch im selben Jahr, um sich näher zu informieren, eine Reise nach Mörsperg und Belfort³ und verstärkte sein Interesse am Elsaß, als es auf die Teilung zuing. Im Jahre 1546 führte der oberste Stallmeister König Ferdinands Graf Sigmund von Lodron, der Stadt, Amt und Vogtei Sennheim als Pfand Ferdinands innehatte, in Regensburg Verhandlungen mit Hans Jakob, die dazu führten, daß dieser Komplex an Anton Fugger und „Bruders Söhne“ übergang⁴. 1548 überließ Ferdinand den Fuggern seine drei in den „vorderen Landen“ gelegenen Herrschaften, die von den bisherigen Pfandinhabern abzulösen waren: Altkirch von den Erben des Grafen Johann Ludwig zu Sultz⁵, Pfirt samt Blochmont von Jakob Reich von Reichenstein, Isenheim samt Ostain und Inglatat vom Freiherrn Johann Jakob von Mörsperg sowie die Dörfer Retersheim und Merksheim von den Erben des Klaus von Schauenburg. Bei der Teilung, die am 20. November 1548 verbrieft wurde, versicherte Hans Jakob seinen Anteil von 75 820 Gulden 12 Kreuzern auf die ihm zugefallenen österreichischen Pfandschaften⁶. Künftig nannte er sich Herr zu Pfirt und bald auch, nach seinem oberbayerischen Besitz Herr zu Taufkirchen. Es muß von vornherein betont werden, daß die Güterpolitik Hans Jakobs wie überhaupt seine wirtschaftliche Tätigkeit von Zügen geprägt war, die zu der bedächtigen, rationalen Art Anton Fuggers in scharfem Gegensatz standen. Die elsässischen Herrschaften waren unter den Pfandinhabern verwahrlost, und so erwartete man von Hans Jakob, der zunächst noch vollen Kredit genoß, eine Sanierung dieser Besitzungen. Zu dieser Belastung kam nun noch ein weiteres Projekt, nämlich am Bodensee einen zweiten Besitzkomplex aufzubauen, gewissermaßen als Brücke zum Elsaß, womit Fugger, um es gleich zu sagen, sich in ein wahres Dornengestrüpp hineinbegab⁷.

Im Thurgau erwarb er Bussnang und Weinfeld, im Hegau wurde er Herr von Hohenkrähen mit Duchtlingen, Singen, Remishofen und Niederhofen. Singen am Hohentwiel erwarb er 1550 von Hans Wolf von Bodman und ließ sich damit vom Abt von St. Gallen belehnen. Weinfeld kaufte er 1555 von Dietrich von Gemmingen. Wegen der Besitzungen im Bodenseeraum gab es zähe Auseinandersetzungen mit den protestantischen Eidgenossen um die Belehnung. Da Hans Jakob Fugger als Berater des Herzogs von Bayern und im Landsberger Bund eine führende Rolle spielte, befürchteten die protestantischen Eidgenossen eine Gefahr von seiten der katholischen Gruppierung in Süddeutschland, während die katholischen Kantone froh waren über diese Nähe der Fugger und darin eine gewisse Absicherung für ihren Sonderstandpunkt im Rahmen der Eidgenossenschaft sahen. Dazu gab es umständliche Verhandlungen mit der Innsbrucker Regierung wegen der Belehnung mit jenen Teilen, die Vorderösterreich zustanden⁸. Mit seinen Herrschaftsplänen wirtschaft-

3 Ebenda 414/138.

4 Fuggerarchiv (abgekürzt FA) 5. 7; 62.2; Hermann Joseph KIRCH, Die Fugger und der Schmalkaldische Krieg (Studien zur Fugger-Geschichte 5), München/Leipzig 1915, 155, bes. Anm. 8; Wilhelm MAASEN, Hans Jakob Fugger 1516–1575. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts (Historische Forschungen und Quellen Bd. 5) 1922; DEININGER, Die Gütererwerbungen unter Anton Fugger, 415 f.

5 v. PÖLNITZ, Anton Fugger II, 156, 168.

6 Bei der Berechnung der einzelnen Pfandschaften ergaben sich dann 80 577 Gulden: Fidei Commiss-Verschreibung Herrn Antoni Fuggers, usw., in: Anfang und Fortsetzung des Gräffl. Fuggerischen Fidei-Commissi. Exemplar gedruckt im Archiv in Dillingen.

7 Vgl. auch v. PÖLNITZ, Anton Fugger II, 264 f., 417. Auch Tattenried gehörte zum Besitzkomplex Mörspergs. Zu den elsässischen Herrschaften Habsburgs vgl. Das Reichsland Elsaß-Lothringen III, 3. Teil, 1901 ff.; Karl S. BADER, Der deutsche Südwesten in seiner territorialgeschichtlichen Entwicklung, Stuttgart 1950, 76 f.; Paul STINTZI, Die Habsburger im Elsaß, in: F. Metz (Hg.), Vorderösterreich, eine geschichtliche Landeskunde, Freiburg 1967, 507–564.

8 Über die schwierigen Verhandlungen bezüglich der Belehnung vgl. demnächst G. Frhr. v. PÖLNITZ und H. KELLENBENZ, Anton Fugger III: 2.

tete Hans Jakob weit über seine Verhältnisse hinaus. Allerdings hatte er wie die übrigen Mitglieder der Familie das Pech, daß die spanische Zahlungseinstellung von 1557 und Spekulationen an der Antwerpener Börse, insbesondere mit den sogenannten Rentmeisterbriefen, zu Verlusten führten bzw. Kapitalien blockierten. Schon im Sommer 1560 befand sich Hans Jakob in Bargeldschwierigkeiten, so daß er sich veranlaßt sah, sein Haus in der Augsburger St. Annenstraße an seinen Oheim zu verkaufen. Zwei Jahre später entlieh er vom Herzog von Bayern Geld. Im Sommer 1563 befand er sich in offenen Zahlungsschwierigkeiten. Der gut unterrichtete Ambros Blaurer erfuhr, daß sich seine Schulden auf etwa 1 200 000 Gulden beliefen. Der Land- und Herrschaftsbesitz und wohl auch die Rückendeckung von seiten des Herzogs von Bayern verhinderten allerdings einen offenen Konkurs. Innerhalb weniger Tage kam es zu einem Vergleich mit den Augsburger Gläubigern, und Herzog Albrecht half Fugger mit Bargeld gegen spanische Forderungen als Unterpfand aus. Hans Jakob hielt sich in dieser kritischen Zeit meist auf seinem Schloß Taufkirchen auf, das er 1554 vom Grafen von Haag gekauft hatte. Welche Rolle im Rahmen der Schuldabtragung die elsässischen Pfandschaften und die Besitzungen am Bodensee spielten, ist noch nicht voll geklärt. Weinfelden verkaufte Hans Jakob an Arbogast von Schellenberg¹⁰.

III

Damit verschwand der Name Fugger keineswegs vom Bodenseeraum. Vielmehr verlagerte sich das Interesse an einem Besitz im Bereich des Sees auf die sogenannte Antonslinie. Von den Söhnen, die der 1560 verstorbene Anton Fugger hinterließ, war der jüngste, namens Jakob, am stärksten am Güter- und Herrschaftserwerb interessiert. Bei der Teilung der vom Vater ererbten Besitzungen im Jahre 1575 fiel ihm Babenhausen mit dem dazu gehörigen Gebiet zu. Im Jahre 1589 erwarb er von den Schenk Gut und Herrschaft Heimertingen, dann von Hans Vöhlín das Gut Gottenau. Von Paul Welser kaufte er Welden, ferner, im Jahre 1595, von Hans Jakob Rehlinger für 60 000 Gulden die Herrschaft Leder im oberen Lechbereich. Den gleichen Preis zahlte er im selben Jahr dem Hans Ungnad für Schloß Wellenburg bei Augsburg¹¹.

Inzwischen hatte er sich auch nach Möglichkeiten umgesehen, Besitz in der Bodenseegegend zu erwerben. Offenbar interessierte ihn dabei die Herrschaft Tettngang, die den Grafen von Montfort gehörte. Im Fuggerarchiv liegen Aufzeichnungen über die Einkünfte der Herrschaft, die im Lauf des 16. Jahrhunderts zweimal einen Wechsel innerhalb des Gesamthauses erlebt hatte. Im Jahre 1520 erlosch die Tettnanger Linie, 1526 zog die Rotenfelser Linie ein, um mit dem Grafen Hugo (XVI.), der bis 1564 lebte, noch einmal eine gewisse Blüte zu erfahren. Wegen seiner Vermittlerrolle im Bauernkrieg überließ ihm der Abt von St. Gallen 1537 Wasserburg mit seinem Schloß. Sein Sohn Ulrich, der das Erbe mit einer beträchtlichen Last an Schulden übernahm, behalf sich mit dem Verkauf von wesentlichen Teilen seines Herrschaftsbesitzes. Mit seinem Tod 1574 erlosch auch die Rotenfelser Linie und das Erbe ging an die Bregenzer Linie über, von der noch ein Zweig in Beckach in der Steiermark vorhanden war. Die fünf als Erben berechtigten Grafen von Montfort-Beckach konnten zwar ihre Ansprüche durchsetzen, aber nur gegen eine vermehrte Schuldenlast. So sahen auch sie sich veranlaßt durch Verkäufe zu Geld zu kommen.

9 Dazu MAASEN, Hans Jakob Fugger, 34 f.

10 Johann Jakob WÄLLI, Geschichte der Herrschaft Weinfelden, Weinfelden 1910, 27.

11 Christian MEYER (Hg.), Chronik der Familie Fugger vom Jahre 1599, München 1902, 86; Robert MANDROU, Les Fugger, propriétaires fonciers en Souabe 1560-1618, Etude de comportements socioéconomiques à la fin du XVI^e siècle, Paris 1969, 59.

Dabei wurde u. a. der Besitz in der Steiermark abgestoßen. 1589 wurde Erzherzog Ferdinand die ganze Grafschaft Montfort angeboten, der aber wegen des zu hohen Preises ablehnte. In diesem Zusammenhang kam offenbar das Angebot an Jakob Fugger, der sich dann für Wasserburg allein entschied. Im Jahre 1592 erwarb er es für 63 000 Gulden¹².

Wie kam es zu diesem Interesse am östlichen Bodenseesaum? Die Verschwägerung mit den Montfort dürfte hier eine ähnliche Rolle gespielt haben wie diejenige mit den Mörsperg im Elsaß. Im Jahre 1553 vermählte sich Katharina, eine Tochter von Anton und Schwester von Jakob Fugger, mit dem Grafen von Montfort, „zu Pregniec genant“, so die „Chronik der Familie Fugger“, also von der Linie, die nach der Steiermark übersiedelt war¹³. Jakob Fugger selbst heiratete 1570 eine Tochter des Landvogts in Schwaben, Georg Ilsung von Tratzberg. Die Tätigkeit des Landvogts hatte natürlich viel mit dem Bodenseeraum zu tun. Aber nicht genug damit. Im Jahre 1587 heiratete Sibylla, die älteste Tochter Jakob Fuggers, den Grafen Hans von Montfort „zu Pregnitz“, also ebenfalls von der Beckacher Linie¹⁴. Er war die stärkste Persönlichkeit der Generation, wurde nach dem Studium Landeshauptmann in der Steiermark, Geheimer Rat und wenige Jahre nach der Heirat, 1591 Präsident des Reichskammergerichts zu Speyer¹⁵.

Die Beziehungen Jakob Fuggers zur Beckacher Linie waren also durch familiäre Verbindungen unterbaut, als es um den Abschluß des Kaufs von Wasserburg ging. Wir kennen den undatierten „Anschlag“, der die Einkünfte der Jahre 1577 bis 1586 aufführt. Er ist in der selben Zeit entstanden, als auch über die Herrschaft Tettngang verhandelt wurde. Der Anschlag kam auf einen Betrag von rd. 69 828 Gulden, war also etwas höher als der endgültige Kaufpreis¹⁶. Ich möchte hier auf die verschiedenen Details nicht eingehen, nur einige der wichtigsten Daten festhalten.

Das Schloß war damals neu, „aber nit gar außgebawen“ und wurde auf 6000 Gulden geschätzt. Zum Schloß gehörten u. a. eine „Tafern“, eine Badstube, das Schloß zu Betttau mit Baumgarten Hof und Gut, eine Mühle, Heuwachs, Krautgärten, zwei Weintorkeln, zwei Gehölze, Weiher und Fischwasser. Dazu kamen die Untertanen in Wasserburg und dem größeren Nonnenhorn sowie in einigen weiteren Ortschaften. Die Güter in diesen Orten waren „mehrer tail der Paurn aigen“, so daß sie sie verkaufen und versetzen konnten, aber „nit and(er)n als der Herrschafft aigen leutten“. Jeder Untertan hatte sein Vermögen zu versteuern nach einem Satz, den ein Amtmann und „etliche des Gerichts“ festlegten. Nach der Verheiratung der Eigenleute gab das „ehegemächt“ jährlich ein Fastnachtshuhn und beim Tod des Mannes das Besthaupt, nach dem Tod der Frau gab es den „schlauff“ oder „hößfahl“, der, falls eine Tochter da war, gegen eine Gebühr von 10 Schilling an diese übergang. Insgesamt befanden sich in der Herrschaft, abgesehen von den zwei Tagwerken des Spitals zu Lindau, 851 Tagwerk, die die Untertanen bearbeiteten, wofür ihnen zu Essen gegeben werden mußte¹⁷. Jakob Fugger weitete diesen Besitz in der Folgezeit noch aus. So kaufte er 1593 in Betttau vier Höfe des Stifts Lindau mit den Stifthsintersassen und den auf

12 Vgl. dazu FA 41.1.1 sowie Staatsarchiv Neuburg/Donau, Adel, Fugger-Wasserburg 8; Adolf KASTNER, Die Grafen vom Montfort-Tettngang, Sigmaringen ²1979, 12 f.; W. SPATH, Die Geschichte von Wasserburg am Bodensee, 1961, Neubearbeitung von Peter Kramer, 1983, 11; Manfred OTT, Die Entwicklung der Herrschaft Wasserburg vom hohen Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Historischer Atlas von Bayern, Schwaben, Heft 5, Lindau, München 1968, 198 ff.

13 MEYER, Chronik der Familie Fugger, 66.

14 Ebenda, 87.

15 Gerhard Helmut SITZMANN, Ahnen und Familie des letzten regierenden Grafen Montfort, in: Allgäuer Geschichtsfreund, 1983 f.

16 FA 44.1.1.

17 Ebenda.

diesen Gütern haftenden Gerechtigkeiten für 2550 Gulden. Gleichzeitig erwarb er vom Stift dessen Besitzungen in Bodolz und Engweiler¹⁸.

An dieser Stelle empfiehlt sich ein Blick auf das Bistum Konstanz, da dort ebenfalls fuggersche Interessen in Erscheinung treten. Ein Enkel von Anton und Sohn von Hans Fugger, der 1567 geborene Jakob, erlangte ein Kanonikat in Konstanz, wurde 1593 Dompropst und im Jahre 1604 zum Bischof gewählt¹⁹. Das Gebiet des Hochstifts lag teilweise auf Reichsboden, teilweise in der Eidgenossenschaft. Zum Reich gehörten u. a. Meersburg, das seit 1526 bischöfliche Residenz war, dann Markdorf, die Vogtei Gayenhofen am Zeller See und die Insel Reichenau. Im eidgenössischen Bereich lag die Stadt Arbon. Zur Obervogtei Arbon gehörten Horn und Egnach, ebenfalls am See gelegen²⁰.

Verglichen mit Wasserburg war das Bistum natürlich ein wesentlich reicherer Komplex. Die Ämter warfen vor 1604 etwa 12 600 Gulden ab und erfuhren bis 1624 eine Steigerung auf über 24 000 Gulden. Nach dem Reichsmatrikelanschlag von 1521 hatte der Bischof 14 Mann zu Roß und 60 zu Fuß oder 408 Gulden zu stellen. Wegen der schlechten Einkünfte wurde der Anschlag später auf die Hälfte heruntergesetzt. Im Vergleich dazu war die Herrschaft Wasserburg lediglich zu zwei Mann zu Fuß verpflichtet²¹.

Hier interessieren nun auch die Kontakte des Bischofs zu seiner Familie. Soweit sie seine Brüder betrafen, waren sie gut. Er erhielt als Ersatz für seinen Erbverzicht ein jährliches Deputat von 12 000 Gulden ausbezahlt. Mit den Neffen gab es allerdings Ärger, da sie mehrmals die Zahlungsfristen des Deputats versäumten²². Schließlich kam es zum Prozeß, der sich vier Jahre lang bis 1622 hinzog und zugunsten des Bischofs ausging²³. In seinem Testament schloß der Bischof, der Anfang 1626 starb, seine Neffen von der Hinterlassenschaft absichtlich aus mit dem Hinweis, „daß sie, mit zeitlichen Gütern durch Gottes Gnade so schon wohl versehen, an der geringen Verlassenschaft keinen großen Nutzen hätten“²⁴. Gerne möchte man Näheres über die Beziehungen zwischen dem Bischof und seinem Vetter Hieronymus, dem 1584 geborenen dritten Sohn Jakob Fuggers erfahren. Er sollte die geistliche Laufbahn einschlagen, wurde Propst von St. Peter in Augsburg, erhielt dazu eine Pfründe in Passau und 1605, während er in Spanien weilte, durch Vermittlung des Papstes und seines Veters des Bischofs, eine Domherrenstelle in Konstanz. Er weigerte sich indessen in den geistlichen Stand einzutreten und verheiratete sich 1615 mit der Tochter seines Vetters Christoph Fugger zu Mindelheim, die ihm ein Heiratsgut von 20 000 Gulden einbrachte. Die Hochzeit fand auf dem fürstbischöflichen Schloß zu Meersburg statt und der Heiratsbrief wurde u. a. vom Bischof von Konstanz und einem Grafen von Montfort unterzeichnet²⁵.

Für Jakob Fugger war Wasserburg letzten Endes nur ein Zuerwerb. Das Schwergewicht seiner Herrschaften bildete Babenhausen. Dort wollte er auch begraben sein wie sein Vater, und die Herrschaft Babenhausen sollte ungeteilt an den von ihm bestimmten Erben fallen. Nach dem Tod Jakobs 1598 wurden aber die Güter von seinen Söhnen zunächst gemeinsam verwaltet. Offenbar hing das zusammen mit dem Umstand, daß der Handel, insbesondere

18 OTT, Die Entwicklung der Herrschaft Wasserburg, 202 f.

19 Konstantin HOLL, Fürstbischof Jakob Fugger von Konstanz (1604 bis 1626) und die katholische Reform der Diözese im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, Freiburg 1898, 9 f.

20 Ebenda, 230 f.

21 Ebenda, 231 f.

22 Ebenda, 271 f.

23 Ebenda, 273.

24 Ebenda, 275.

25 FA, Friedrich DOBEL, Geschichte der Familie Fugger (Ms.) II, 142–147; FA 1. 2. 48: Brief des Hieronymus Fugger an seine Mutter Anna geb. Ilung, Perugia, 9. X. 1593.

das Spaniengeschäft, ebenfalls von den Söhnen gemeinsam wahrgenommen wurde. Am Spanienhandel waren ja auch die anderen Söhne Antons und deren Söhne beteiligt. Der Übergang an die Kinder erfolgte unter einer Vormundschaft, die im Jahre 1600 beim Grafen Kaspar von Hohenems und Gallera 20 000 Gulden aufnahm und dafür die Herrschaft Wasserburg verpfändete²⁶. Man darf dies als ein erstes Zeichen dafür deuten, daß Wasserburg, so lange die Familie einen Schwerpunkt in Augsburg selbst hatte, sich neben Babenhausen, Boos und Wellenburg nicht als Zentrale einer neuen eigenen Herrschaftsbildung empfahl. Außerdem lockten Tratzberg und Matzen, die durch die Ilsungeheirat an das Haus kamen, zur Schwergewichtsverlagerung ins Inntal, wo immer noch das gemeinsam betriebene Bergbauunternehmen eine bemerkenswerte Investition darstellte²⁷. Das weitere Schicksal Wasserburgs hing zunächst mit demjenigen des 1577 geborenen Georg Fugger, dem zweiten Sohn Jakobs, zusammen. Nach dem Auslandsstudium Ritter des spanischen Calatravaordens geworden, wurde er 1597 von Kaiser Rudolf II. zum „Landvogt zu Ravenspurg, auch Landvogt zu obern und untern Schwaben erwelet und bestetiget“²⁸. In ihm äußerte sich verstärkt das kaufmännische Interesse der Familie. Er war nicht nur derjenige, der die Geschäfte des „gemeinen Handels“ in Spanien in die Hand nahm, er widmete auch, durch seine Tätigkeit als Landvogt veranlaßt, der Herrschaft Wasserburg größere Aufmerksamkeit, allerdings in erster Linie, um sie bei der wachsenden Verschuldung, in die er geriet, als Grundlage für weitere Kredite zu benutzen. Die Einkünfte aus der Landvogtei waren gering und wurden durch ein hohes Darlehen an Kaiser Rudolf II. erkaufte. Ebenso hielt sich Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser an das Entgegenkommen Georg Fuggers und nahm von ihm Geld auf²⁹.

Am 4. Januar 1620 erfolgte eine Vierteilung des bislang gemeinsam verwalteten Erbes von Jakob Fugger. Dabei wies das Los Hieronymus den vierten und letzten Teil zu. Dazu gehörten „die Herrschaft Wasserburg, Oberraitenauische Güter“ und andere Besitzungen außerhalb des Bodenseeraums. Aber dabei blieb es nicht. Vielmehr kam es, nachdem Hieronymus sich hatte auszahlen lassen, am nächsten Tag zu einem Tausch zwischen den Brüdern Georg, Hans und Maximilian Fugger. Dabei erhielt Hans die Herrschaft Boos, Georg u. a. Babenhausen und Maximilian „Wasserburg samt den Ober-Reitenauischen Güthern, Pfandschilling Egloffs, Tratzberg und Matzen, Hoff zu Allertshofen, Leder und Weldden“³⁰.

Da aber „hochwolermelter Herr Landvogt“, also Georg Fugger, „von wegen der Landvogtey in Schwaben“, den Teil, der Maximilian zufiel, „für gelegentlicher und taugsamer erachtet“, so tauschten die beiden ihre Anteile. Georg Fugger nannte sich künftig Herr auf Wasserburg und Tratzberg. Auffallend ist nun, daß er bereits am 1. Oktober des selben Jahres die Herrschaft Wasserburg für 20 000 Gulden an Johann Conrad von Bodman verpfändete³¹. Der Verlauf des Dreißigjährigen Krieges brachte Georg Fugger in weitere Geldverlegenheiten und verstärkte seine Bindungen an Tirol, wo seine Schulden beim Tiroler Handel von 1630 bis 1640/41 von 16 000 auf über 20 000 Gulden stiegen³². Von 1638

26 FA 246.2.

27 Ludwig SCHEUERMANN, Die Fugger als Montanindustrielle. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (Studien zur Fugger-Geschichte 8), München/Leipzig 1929, Register Fugger, Georg d. A.; W. A. BAILLIE-GROHMANN, Schloß Matzen im Unterinntal, Innsbruck 1907, 33 ff.; Sighard GRAF ENZENBERG, Schloß Tratzberg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Tirols (Schlern-Schriften 183), Innsbruck 1958, 53 ff.

28 MEYER, Chronik der Familie Fugger 88 f.

29 Über ihn Dobel I, 120 ff.

30 FA 22.1.; Dobel I, 130 f.

31 FA 246.2.

32 SCHEUERMANN, Die Fugger als Montanindustrielle, 484.

ab trug er sich mit dem Gedanken, die Herrschaft Wasserburg an den Grafen Hugo von Montfort zu Bregenz, Tettnang und Argon zu verkaufen. Doch wurde daraus nichts. Er starb 1643 kinderlos und wurde in Schwaz begraben. Er hinterließ auch kein Testament. So mußten sich seine Erben, die Söhne seiner Brüder Johann und Hieronymus, mit dem verschuldeten Nachlaß auseinandersetzen. Bei der anschließend erfolgten Teilung fiel die Herrschaft dann an Leopold, den Sohn von Hieronymus³³. Er nannte sich Herr zu Wellenburg, dem väterlichen Hauptsitz, Wasserburg, Tratzberg und Welden. Seine Dienste bei Erzherzog Karl schließlich als Oberstallmeister, und die Auswirkungen des Kriegs im Bodenseeraum, wo zuletzt die schwedischen Truppen unter Wrangel hausten, hatten zur Folge, daß auch er zunächst sein Heil im Inntal sah und die Herrschaft Wasserburg belastete, so gut es sich machen ließ. Er starb allerdings 1662 in Wasserburg, der einzige Angehörige der Familie, der hier begraben wurde. Sein Nachlaßinventar läßt die starke Verschuldung des im Alter von 42 Jahren Verstorbenen erkennen³⁴. Seine männlichen Erben waren die Söhne Anton Joseph und Franz Joachim. Der Älteste, der dann Wasserburg bekommen sollte, war beim Tod des Vaters erst 6 Jahre alt, so daß zunächst die Vormundschaft das Mitreden hatte. Erneut wurden Verkaufspläne erörtert. Hans Fugger wollte 1669 die Herrschaft an den Fürsten Dietrichstein verkaufen. In diesem Zusammenhang wurden die Einkünfte der Jahre 1658 bis 1667 zusammengestellt und mit dem Anschlag anläßlich des Kaufs durch Jakob Fugger verglichen. Damals wurde die durchschnittliche jährliche Nutzung auf rd. 8908 Pfund veranschlagt. Den Goldgulden zu 45 Schilling gerechnet ergab dies 444 860 Pfund. Jetzt machte die Gesamtnutzung nur rd. 6963 Pfund, was bei der Rechnung 1 Gulden zu 45 Schilling nur 313 370 Pfund ergab. Also eine beträchtliche Minderung der Nutzung, obwohl festgestellt wurde, daß die Herrschaft sich jetzt in einem „besseren esse“ befinde. Wir müssen die Nutzungsminderung mit der konjunkturellen Situation während der sogenannten Absatzkrise dieser Jahre erklären³⁵.

Es kam indessen nicht zum Verkauf, und auch der jetzige Inhaber der Herrschaft, Anton Josef Fugger, belastete diese mit aufgenommenem Geld. So nahm er 1683 von der Stadt Lindau ein Darlehen von 7000 Gulden auf³⁶. Er war herzoglich bayerischer Kämmerer und seine Kinder wurden in München geboren. Nach dem Tod seines jüngeren Bruders (1685) übernahm er auch Wellenburg und Biberbach, womit das Schwergewicht des Augsburger Raums wieder verstärkt wurde. Er starb bereits 1694, erst 38jährig. Für seinen Sohn Maximilian Anton Ägidius, der Wellenburg, Wasserburg und Biberbach erbte, lag Wasserburg wieder zu weit ab. Er bevorzugte Wellenburg als Sitz und belastete Wasserburg 1706 mit einem Darlehen des Stifts St. Gallen in Höhe von 15 000 Gulden³⁷. Er starb bereits 1717 auf Wellenburg im Alter von lediglich 35 Jahren. Der Erbe Joseph Maria war beim Tod des Vaters noch keine drei Jahre alt, und wieder mußte sich eine Vormundschaft um dessen Besitz kümmern. Joseph Maria wurde Komtur des St. Georgi-Ordens, führte aber einen Lebenswandel, der dem fuggerschen Seniorat ein dauernder Dorn im Auge war. Schuldgefühle und starke religiöse Interessen veranlaßten ihn 1755 zur Stiftung einer Votivkirche St. Thekla bei Welden³⁸. Das vergrößerte noch mehr den Schuldenstand des Hauptsitzes Wellenburg, der schon 1739 Beratungsgegenstand einer Konferenz der Familie war³⁹.

33 FA 22.1.

34 FA 23.10.

35 FA 41.1.1.

36 FA 246.2.

37 FA 246.2.

38 St. Thekla, Welden (Schnell, Kunstführer 790 (von 1964), 2. neubearbeitete Auflage 1979.

39 FA, Anfang und Fortsetzung des Gräffl. Fuggerischen Fidei-Commissi. Darin: Konferenz-Prothocoll . . . 1739.

Wasserburg bereitete auch Kosten. Dort erlitt das Schloß, besser gesagt Amtshaus, einen Brandschaden. 1750 wurde es wiederhergestellt. Graf Joseph Maria nahm die Möglichkeit wahr, Wasserburg weiter zu belasten und Kaiserin Maria Theresia bewilligte ihm schließlich zur Bezahlung der Wellenburgschen Kreditoren, die zuletzt 330 000 Gulden zu fordern hatten, 300 000 Gulden. Der Graf hätte Wasserburg, das ja Allodgut und lediglich mit dem Blutbann dem Reich „zu Lehen ging“, gerne veräußert. Doch rief er damit den Widerspruch des Familienseniocrats hervor, das sich in einem Schreiben von 1751 an den Reichshofrat auf die vorhandenen Fideikommißverträge berief. Schließlich erreichte es der Kurfürst von Bayern, daß der Graf freie Hand erhielt, und so erfolgte 1757 der Verkauf an das Haus Habsburg. Der Graf starb 1764 erst fünfzigjährig nicht auf Wellenburg, sondern in dem von ihm bevorzugten Sitz Welden⁴⁰.

IV

Bei der abschließenden Zusammenfassung möchte ich von der Tatsache ausgehen, daß Wasserburg heute nicht mehr im Besitz der Familie Fugger ist. Im Jahre 1803 kam es bei der großen Flurbereinigung, die die kriegerischen Vorgänge im Reich hervorriefen, aus den Händen Habsburgs an Bayern. Innerhalb des Freistaats Bayern gibt es heute noch drei Familien Fugger mit Schloß- und dazugehörigem Grundbesitz: die fürstlichen Linien Fugger-Babenhausen und Fugger von Glött und die gräfliche Linie Fugger-Kirchberg. Das Streben der Gründer des großen Vermögenskomplexes diesen der Familie durch die weiteren Generationen hindurch zu sichern, hat bis in die Gegenwart herein seine positiven Auswirkungen gehabt. Dieser Tatbestand wurde wesentlich mitbegünstigt durch die Einrichtung des Fideikommises. Das Fideikommiß band einen Vermögenskomplex unveräußerlich an eine Familie mit einer vom Stifter festgesetzten „Sukzessionsordnung“, wobei gewöhnlich „die ehelichen, leiblichen und männlichen Nachkommen des ersten Erwerbers vom Mannesstamm berufen“ wurden⁴¹.

Die Institution des Fideikommises war weder dem älteren deutschen noch dem römischen Recht bekannt⁴². Eine gewisse Sicherung für die männlichen Erben mit dem Ziel der größeren Beständigkeit war zunächst die Erbengemeinschaft. Aus ihr ging bei den Fuggern von der Lilie ab 1494 der Gesellschaftsvertrag hervor, der, zu verschiedenen Malen erneuert, auch den Grund- und Herrschaftsbesitz umfaßte. Vor allem waren Jakob Fugger und Ulrichs Sohn Hieronymus in ihren Testamenten (von 1525 und 1537) bestrebt, den künftigen Zusammenhalt des Besitzstandes abzusichern⁴³. Daß es nicht so einfach war den Güter- und Herrschaftsbesitz zusammenzuhalten, besonders wenn mehrere männliche Vertreter der Familie da waren, zeigen die Teilungsbestrebungen von seiten der Söhne Raymunds, die 1548 tatsächlich ihr Ziel erreichten. Mit Hilfe eines kaiserlichen Privilegs sicherte sich Anton Fugger das Recht zu testieren, so daß bei der Teilung des Grund- und Herrschaftsbesitzes nur die männlichen Familienmitglieder berücksichtigt wurden. Gleichzeitig verpflichtete Anton Fugger sich und seine Söhne sowie seine fünf Neffen, daß das Vermächtnis seiner Vettern (Jakob und Hieronymus) „in keinerley Weiß noch Weeg dahin

40 FA 246.2.

41 Georg SIMNACHER, Die Fuggertestamente des 16. Jahrhunderts I. Darstellung (Studien zur Fuggergeschichte 16), Tübingen 1960.

42 C. v. DIETZE, Fideikommisse, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften III, Jena 1926, 995–1006.

43 Zum Folgenden: Anfang und Fortsetzung des Gräfl. Fuggerischen Fidei-Commissi; DEININGER, Die Gütererwerbungen unter Anton Fugger, 398 ff.

gedeutet, oder verstanden soll werden, das es in ainigem Grad expiriere, oder ainige Endtschafft nehmen, sondern das es also für und für in ewige Zeit bey vnserem Nahmen, und Stammen bleib, und darbey erhalten werde, in aller Maaß, und Gestaltt, wie obgemellt, so lang ainer von vnnsern Ehlichen Weltlichen Mannlichen Nahmen, und Stammen vorhanden ist, oder seyn wüdt“. Dabei wandte sich Anton Fugger gegen die Auffassung „als hätte gemellt vnnserer Vettern Vermächt ein Nattur, oder Aigenschafft, eines Fidei Commiss, dardurch es in der vierten Sippschafft oder dem vierten Grad ausgieng, und expiriert“.

Wir wollen auf die komplizierte Frage der Entstehung des Fideikommisses im deutschen Rechtsbereich nicht näher eingehen. Wichtig ist hier nur die Feststellung, daß Anton Fugger im Sinne seiner Vettern Jakob und Hieronymus suchte, dem fuggerschen Grund- und Herrschaftsbesitz in den Händen der männlichen Angehörigen der Familie gewissermaßen Ewigkeitsdauer zu verleihen. Der Grundsatz der Vererbung an die männlichen Glieder und des Verbots der Veräußerung an Interessenten, die nicht den Namen der Familie trugen, bestimmte das Verhalten durch das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch.

Die günstigen Perspektiven, wie sie zur Zeit Anton Fuggers bestanden, verschlechterten sich allerdings mit dem Ablauf der Generationen. Kriegsgeschehen insbesondere die Auswirkungen des Dreißigjährigen Kriegs, auffallend kurze Lebenszeit der Erben und damit verbundene Unterbrechungen in der Kontinuität der Verwaltung der Güter, schließlich ein teilweise recht aufwendiger Lebensstil führten zu einer Verschuldung, wie sie nicht voraussehen war. Auch die wachsende Zahl der männlichen Träger des Namens erschwerte den Zusammenhalt. Doch gelang es im Jahre 1723 den dreizehn männlichen Vertretern der Familie anstelle der im 16. Jahrhundert festgesetzten Quotenbeteiligung der beiden Linien einen noch engeren Zusammenschluß in der Form eines „Fidei Commissum Universale“ zu vereinbaren, das der Kurfürst von Bayern dann bestätigte⁴⁴.

Trotzdem ließ sich, wie wir sahen, die Veräußerung von Wasserburg nicht verhindern. Der Fall zeigt, wie sich gegen juristische Bestimmungen historisch gewachsene Tatbestände immer wieder durchzusetzen vermögen. Das Schwergewicht des fuggerschen Besitzes blieb im Raum zwischen Augsburg und Ulm. Die hier erworbenen Herrschaften ließen sich behaupten, bei der Antonlinie vor allem Babenhausen, Wellenburg, Boos und Biberbach. Und, wie es in der Tradition des Landadels allgemein geschah, wurden von den Herrschaftssitzen aus Verbindungen zum nächsten bedeutenden landesherrlichen Hof gepflegt. Das waren die Wittelsbacher in München und eine Zeitlang die Habsburger in Innsbruck – abgesehen von den Funktionen am Kaiserhof, beim Reichskammergericht und den kirchlichen Würden. Dabei wurden in Augsburg, von wo die Familie ihren Aufstieg nahm, immer beträchtliche Besitzrechte behauptet. So kann man von einem Dreieck sprechen, innerhalb dessen sich das Schicksal der Familie im wesentlichen vollzog, dem Dreieck Augsburger Raum, München und Innsbruck. Von hier her gesehen lag Wasserburg zu peripher, und wenn eine der Herrschaften im Augsburger Raum durch Verschuldung in die Gefahr der Veräußerung geriet, dann war man eher bestrebt, das ferne Wasserburg abzustößen als etwa das zeitweilig hochverschuldete Wellenburg, das vor den Toren von Augsburg lag.

Gegen die starke Verschuldung einiger Angehöriger der Familie im 17. und 18. Jahrhundert fanden diejenigen Mitglieder, die zu rechnen verstanden, noch eine strengere Fassung des Fideikommisses. Das war das Majorat. Unter den Söhnen Jakobs war zweifellos Maximilian derjenige, der am besten wirtschaften konnte. Er kannte Spanien und die dortige Majoratsinstitution. Er blieb unverheiratet und hinterließ ein Vermögen von über einer Million Gulden. Als Erben setzte er den ältesten Sohn seines Bruders Jakob ein. Er sollte das Erbe allerdings erst mit dem 35. Lebensjahr erhalten, und außerdem durfte er

44 Anfang und Fortsetzung des Gräffl. Fuggerischen Fidei-Commissi.

beim Antritt des Majorats nicht über 12 000 Gulden Schulden haben, er mußte also zeigen, daß er einen Haushalt zu führen verstand. Doch ließ sich diese Bestimmung wegen des Einspruchs der Brüder nicht durchführen. Aber die Institution des Majorats Babenhausen innerhalb des Familienfideikommisses blieb bestehen. Kurfürst Karl Theodor von Bayern setzte (als Reichsverweser) das Antrittsalter 1792 auf 25 Jahre fest, und wenn der vorgesehene Nachfolger die Neigung zur Verschwendung zeigte oder sonst zur Verwaltung der Güter unfähig war, sollte der Senior der Familie dem Kaiser zur weiteren Verfügung Bericht erstatten⁴⁵.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Hermann Kellenbenz, D-8151 Warngau-Thannried

45 DOBEL, I, 147 ff.

Berg und Weingarten

Eine Pfarreigeschichte

VON GEBHARD SPAHR

Die Basilika von Weingarten grüßt Tag für Tag die auf einer vorspringenden Anhöhe gegenüberliegende, gotisch anmutende Kirche von Berg¹, die einst eine prächtige barocke Ausstattung aufwies. Die beiden Gotteshäuser sind durch das Schussental miteinander verbunden.

Auch die Geschichte weist auf diese Verknüpfung hin. Denn der Welfe Konrad² – wahrscheinlich auf dem Martinsberg zu Weingarten geboren, allerdings als Kind schon vor den Ungarn nach Hohenems (Vorarlberg) in Sicherheit gebracht – wurde Besitzer des väterlichen Erbes zu Berg. Er soll hier die Kirche gebaut haben, doch dürfte dies schon drei Jahrhunderte vorher geschehen sein, wenn auch in bescheidenen Ausmaßen, und zwar anstelle eines Donar-Heiligtums, dem die alemannische Bevölkerung anscheinend lange Zeit hindurch noch die Treue hielt, bis die Apostelfürsten Petrus und Paulus das Patronat übernahmen. Darum erzählt man (ähnlich wie in Altusried – Frauenzell) die Wanderlegende: Die Kirche sollte zuerst bei Baumgarten erstellt werden, doch immer wieder sei von selbst das Baumaterial am heutigen Platz gelegen.

Konrad tauschte die Güter mit seinem Bruder Rudolf, dem er den Besitz zu Berg, Fronhofen, Wolpertswende und Aulendorf zuwies. Er empfing dafür Land und Leute zu Kolmar im Elsaß, im bündnerischen Rheintal, in Churrätien und in Langenenslingen. Die elsässischen Weingüter gingen dann durch eine Schenkung des Konstanzer Welfenbischofs Konrad an das Domkapitel in Konstanz und blieben bis 1802 bei dieser Institution.

Von Welf IV. und seiner Gemahlin Judith erhielt die 1056 gegründete Benediktinerabtei Weingarten ausdrücklich die Pfarreien von Altdorf (Weingarten) und Berg laut den Stifterbriefen³ vom 15. Juni 1090, die beispielsweise auf der Heilig-Blut-Tafel von 1489

1 LUPBERGER, Konrad, Geschichte der Pfarrei Berg, Berg 1887 (Manuskript im Pfarrarchiv). In den Personalkatalogen des Bistums Rottenburg von 1894, 1900, 1909 und 1914 wird er erwähnt. Geb. in Ravensburg 21. Okt. 1850, Vikar in Ziegelbach, Juli 1880 Pfarrverweser in Mochenwangen, 16. Dez. 1881 Kaplan in Eglofs. Läßt sich aushilfsweise verwenden 12. Jan. 1883 als Pfarrverweser in Niederwangen, 20. Juni 1884 in Obereschach, 2. Juni 1885 in Schnetzenhausen, 13. Nov. 1889 Pfarrer in Deuchelried. Gest. 29. Mai 1917. Seine Tätigkeit in Berg wird in keinem der genannten Kataloge erwähnt. Aber er erhielt am 25. Mai 1888 von Bischof Karl Joseph von Hefe von Rottenburg ein Dank- und Anerkennungsschreiben für seine Pfarrgeschichte. Bei dieser ist der Brief noch erhalten.

2 SPAHR, Gebhard, Der Welfensproß Konrad und die Benediktiner. Zum tausendsten Todestag des Konstanzer Oberhirten am 26. November 975, in: *Erbe und Auftrag* 51. Jg., Beuron 1975, Heft 5, 352–364.

SPAHR, Gebhard, Oberschwäbische Barockstraße III, Weingarten 1980, 86.

3 DREHER, Alfons, Zur Gütergeschichte des Klosters, in: *Weingarten 1056–1956, Festschrift zur 900-Jahr-Feier des Klosters*, Weingarten 1956, 138–158.

ENGELMANN, Ursmar, Zur frühen Verfassungsgeschichte der Abtei, in: *Festschrift (s. o.)*, Weingarten 1956, 49–57.

HESS, Gerard, in: *Professbuch der Benediktiner-Abtei Weingarten* von P. Pirmin Lindner, Kempten und München 1909, Nr. 797.

(heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart) oder in den Fresken Asams im nordwestlichen Seitenschiff der Basilika von Weingarten bei Welf IV. erwähnt werden. Nun existierten damals diese Urkunden nicht mehr im Original. Sie dürften durch Brände zugrunde gegangen sein. Die ältesten Königsurkunden oder solche der Gründer des Klosters sind also nicht echt, aber auch nicht gefälscht. Denn sie sind Erneuerungen alter Schriftstücke, wobei der Besitz zur Zeit der Renovationen in die mit alten, teilweise irrtümlichen Daten versehenen Urkunden aufgenommen wurde. Sie sind ohne Zweifel am Ende des Interregnums zur Erhaltung des Besitzes gegen angreifende Nachbarn und sehr wahrscheinlich im Einverständnis mit der landvogteilichen Kanzlei entstanden, da das klösterliche und königliche Interesse Hand in Hand gingen.

In dieser Sache erhalten wir weitere Hinweise in späterer Zeit. Christophorus Welser, beider Rechte Doktor, Propst in Bamberg und zugleich Pfarrer in Berg, wahrscheinlich durch päpstliche Provision dazu gekommen, verweigerte der Abtei Weingarten das Recht, im Distrikt der Pfarrei Berg den Zehnten einzuziehen. Das käme dem Pfarrer allein zu. Die Streitsache wurde in Konstanz vor der bischöflichen Kurie untersucht. Das Kloster legte zuerst das Privilegienbuch vor, erhielt aber am 23. Februar 1521 den Rat, der in Konstanz geborene Abt Gerwig Blarer (1520–1567) solle dieses Geschäft dem Cellerar und Prior überlassen. Die Stifterbriefe von 1090 wurden nicht vorgelegt, sie konnten wohl auch nicht vorgelegt werden, weil die Schriftstücke infolge der genannten Brände nicht mehr vorhanden waren.

Der Weingartner Geschichtsschreiber der Barockzeit und späterer Statthalter der Herrschaft Blumenegg, Pater Gerhard Heß, vertrat die Ansicht, die Stifterbriefe in der jetzigen Form seien unterschoben und unecht. Die Urkunden wurden jedoch nach Franz Ludwig Baumann, dem Historiker des Allgäus, wahrscheinlich im 13. Jahrhundert zum Teil nach echten Vorlagen angefertigt. Im übrigen bezeugte eine Urkunde vom 12. März 1094 die Schenkungen an Weingarten von neuem, und auch Papst Urban II. bestätigte 1098 von Rom aus dem Kloster Weingarten seine Stiftungsgüter.

In der Folge vermachten andere Welfen und welfische Ministerialen der Benediktinerabtei Weingarten weitere Güter zu Berg oder das Kloster erwarb sie käuflich⁴. So schenkten ein Ortholdus im 13. Jahrhundert ein Gut in Aichach, eine Adelheid ein solches in Benzenhofen (hier weilte nach dem Zweiten Weltkrieg Herr v. Papen), Eberhard Truchseß die Hälfte von Benzenhofen, Heinrich von Waldburg die Mühle bei Ettishofen, Gotebold mit seinem Bruder Konrad ein Gut zu Zuberger. 1182 verkaufte Konrad von Schmalegg an Weingarten einen Hof in Berg, 1293 Heinrich von Wildenegg seinen Hof zu Kanzach, 1296 Heinrich von Ittendorf und Konrad von Beyenburg einen solchen in Innobol, und Konrad von Beyenburg seinen zu Weiler, Cuntz von Benzenhofen einen 1353. 1407 und 1493 erwarb die Benediktinerabtei Ober- und Unterdiepoldshofen. 1404 hatte Ulrich von Hörningen sein Schloß zu Beyenburg und 1611 endlich Carl Böble, Bürger zu Memmingen, den Hof zu Matzenhofen an Weingarten veräußert.

Wie es aber während des Dreißigjährigen Krieges mit dem Besitz von Weingarten zu Berg stand, zeigt eine zeitgenössische Liste. Zunächst erfährt man, daß die Lehen wohl von Weingarten vergeben worden sind, aber die Gerichtsbarkeit hatte die Freie Reichsstadt Ravensburg und die Landvogtei Ober- und Niederschwaben inne, nachdem sie sich jene besonders seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit Gewalt angeeignet hatte und in ihrem Amt Berg und Weiler nun nach dem Rechten schaute. Wie mit Haus, Hof und Mensch in diesen Kriegswirren umgegangen worden ist, ersieht man aus den Einträgen: unbewohnt,

⁴ LUPBERGER, DREHER a. a. O. SCHERER, Peter, Reichsstift und Gotteshaus Weingarten im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1969.

SPAHN, Gebhard, Die Basilika Weingarten, ein Barockjuwel in Oberschwaben, Sigmaringen 1974, 20–31.

abgebrannt, unbebaut. An Höfen oder Ortsteilen Bergs, die Weingarten gehörten, werden aufgeführt: Aichach, Aigen, Abtsreute, Aulwangen, Bielzhofen, Benzenhofen, Berg, Beyenbach (drei Höfe, jetzt aber alle drei unbewohnt), Bomgarten, Diepoldshofen, Liebenreute, Manzenhofen, Melishofen, Schnezen, Stäg oder Strasser, Tobel, Veldts oder Felz, Dietenhofen, Dietmansperg oder Weissenriedt, Gerartsperg, Handtobel, Herach, Horb, Humberger oder Zeunberg, Inttobel, Kreuzer oder Mön.

Der Besitz Weingartens in Berg wurde im Zehntamt jenseits der Schussen und im Amt Aichach verwaltet, eine Zehntscheuer stand in Ettishofen, die andere in Diepoldshofen.

Heinrich von Klingenberg

Den größten Gewinn erzielte aber Weingarten sicher durch Heinrich von Klingenberg⁵. Das Kloster hatte bisher wohl das Patronatsrecht über die Pfarrei, aber nicht die Pfründe. Der Klingenberg bezog als Pfarrektor 1284 die Pfründe mit ihren Einkünften, versprach aber dem Gotteshaus Weingarten, es weder selbst noch durch seinen Stellvertreter im Besitz seiner Rechte und Zehnten zu stören. Insbesondere hatte Weingarten durch den Klingenberg in dessen Eigenschaft als Konstanzer Bischof Gewinn: 1301 wurde zwischen Heinrich von Klingenberg und dem Kloster Weingarten die Inkorporation der Pfarrstelle Berg mit der Abtei vereinbart. Dafür erhielt aber der Bischof und das Konstanzer Domkapitel von Weingarten die Kirche zu Eriskirch. Weingarten empfing damit auch in Berg den vierten Teil der Zehnten der Pfarrei, der bisher dem Bischof zugefallen war. Dieser erlaubte außerdem dem Kloster, welches ihm zudem 70 Mark Silber zum Ankauf von Vritlingen beige-steuert hatte, die Pfarrei nach dem Abgang des jetzigen Kirchherrn, des Konstanzer Kanonikus und Dompropstes Heinrich von Steinegge, durch einen beständigen Vikar versehen zu lassen. Die Pfarrkirche von Berg wurde so mit ihrem Vermögen dem Kloster Weingarten einverleibt, die Seelsorge zunächst durch Weltgeistliche versehen. Dies blieb so bis 1802. Oranien löste dann Weingarten ab und Württemberg folgte von 1806–1858.

Der Klingenberg dürfte in Berg selbst nie Seelsorge ausgeübt haben. Verständlich, wenn man seinen Lebensweg verfolgt. Wohl wäre er auf Grund seiner Ausbildung, seiner Kenntnisse und seines Charakters dazu befähigt gewesen. Als Junge hatte er sich entschlossen, Geistlicher zu werden, vermutlich unter Leitung seines geistlichen Oheims Heinrich (der als Dompropst von Konstanz am 2. Mai 1279 verstorben war) und Konrads von Mure. Außer Theologie studierte Heinrich kanonisches Recht zu Bologna und Padua, den berühmtesten Rechtsschulen der Zeit, und schloß das Studium mit dem Grad eines Doctor decretorum ab. Ein schneller, steiler Aufstieg folgte. 1283 rückte Heinrich zum obersten Schreiber König Rudolfs von Habsburg, dann zum Protonotar und Vizekanzler, im gleichen Jahr auch zum Bischof von Freising und 1285 zum Bischof von Passau auf.

Wenn nun Heinrich gerade Berg als Pfründe erhielt, sollte zugleich der Habsburger Einfluß gestärkt werden. So darf die Frage wohl gestellt werden, ob Habsburg nicht einen sanften Druck auf Weingarten ausgeübt hat, daß dieses die Pfarrei Heinrich zuweise. Heinrich war über sein Engagement in Reich und Kirche hinaus ein vielseitiger Mann. Er machte sich als Bauherr einen Namen (an ihn erinnert an der Basilika Unserer Lieben Frau in Konstanz der Klingenbergerturm im Schnittpunkt zwischen Chor und Querschiff). Die Weingartner Liederhandschrift geht auf Bischof Heinrich als Auftraggeber zurück. Das Manuskript kam aber erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach Weingarten. Auch andere kostbare Handschriften vermachte der Bischof testamentarisch der Abtei Weingarten.

5 SPAHR, Gebhard, Weingartner Liederhandschrift, Weißenhorn 1968, 21–24.

Die Pfarrei Berg

Die Pfarrei Berg⁶, die zur Diözese Konstanz und zum Archidiakonat Allgäu gehörte, galt als eine der ältesten und reichsten des Dekanats Ravensburg und umfaßte ein viel größeres Gebiet als heute, nämlich Fronhofen, Blitzenreute und Schmalegg mit ungefähr 150 Filialen und einer räumlichen Ausdehnung von beinahe fünf Kilometern. So weit war Berg beispielsweise von Unterluperg entfernt. Auch die Bevölkerungszahl war entsprechend groß. Nach dem liber taxationis von 1353 dürfte sie etwa 1800 Personen betragen haben, und dies bald nach jener Pest von 1348, während der zu Ravensburg innerhalb kurzer Zeit etwa 2000 Menschen das Zeitliche segneten.

Deshalb ging die Benediktinerabtei daran, die außenstehenden Dörfer mit eigenen Pfarrern oder Kaplänen zu versehen. So wurde zwischen 1353–1360 die Pfarrei Fronhofen und am 2. Oktober 1696 wegen der großen Bevölkerungszahl (nach dem Bistumskatalog von 1755 575 Seelen) und den weiten Wegen nach Berg, aber auch wegen der immer wiederkehrenden finanziellen Forderungen des Pfarrers von Berg für seinen Hilfspriester, die Pfarrei Blitzenreute errichtet mit den Einwohnern von Staig samt Kapelle, Meßhausen mit Kapelle, Baien, Kellenried, Dietenhofen, Oberstaig, Horb, Schnezen, Mehlishofen und Unteraspringen. An Sonn- und Feiertagen hielten die Gläubigen in ihrer Kapelle durch einen Hilfspriester von Berg Gottesdienst, aber am Palmsonntag und an Ostern mußten sie die Pfarrkirche in Berg besuchen, was die Blitzenreuter nicht gerne taten. Wie das Verkündigungsbuch von 1670 ausweist, zwangen daher die Gläubigen den Hilfspriester, auch an diesen Feiertagen in Blitzenreute zu erscheinen. Vor Errichtung der Pfarrei durfte hier keine Taufe, Hochzeit oder Beerdigung stattfinden, und hernach sollte die Verbindung zur ehemaligen Mutterpfarrei noch in gemeinsamen Prozessionen gewahrt bleiben. Es sollte auch in Notfällen der Vikar zu Berg in den Berg benachbarten Orten der neuen Pfarrei gegen eine gebührende Entlohnung von Seiten des Pfarrers von Blitzenreute aushelfen.

Die Pfarrei Berg erstreckte sich nach Abtrennung von Blitzenreute immer noch in einer Länge von zweieinhalb Stunden, von Geratsberg bis Riesenhof und in einer Breite von zwei Stunden, von Liebenreute bis Ziegelhütte. So war es verständlich, daß die Pfarrangehörigen nur ungern in die weitentlegene Pfarrkirche gingen. 1741 machte sich Pfarrer Ortlieb wie folgt Luft: Die Pfarrangehörigen seien von Anfang an sehr nachlässig im Besuch des Gottesdienstes gewesen, erschienen selten in der Pfarrkirche, und wenn, dann nur in geringer Zahl. „Gott wird das wahre Wachstum geben, daß meine Schafe meine Stimme hören und die Pfarrkirche öfters besuchen und nicht die in der Nähe liegenden Kirchen und Klöster, wo sie nur einer Messe und selten einer Predigt anwohnen.“

Schmalegg konnte seit 1753 als Kaplanei versehen werden. Dies geschah aber auf Umwegen. Der Graf von Wurzach hatte nämlich zuerst die Erlaubnis gegeben, in seinem Gebiet ein Kapuziner-Klösterchen zu errichten. Dies sollte aber innerhalb eines Jahres (1731/32) geschehen. So wollte es auch der Spender des Baus, Pfarrer Dr. theol. Johann Wilhelm von Rom zu Arnach, der dafür 6000 Gulden spendete. Das Vorhaben kam nicht zustande. Das Geld wurde etwa 20 Jahre danach für einen anderen Zweck zur Verfügung gestellt. Der reiche Pfarrer, der auch noch seine Kirche neu errichtete und als ein

6 LUPBERGER, SCHMIDT, Richard und BUCHHEIT, Hans, Die Kunst- und Altertums-Denkmaile im ehemaligen Donaukreis, Oberamt Ravensburg, Stuttgart und Berlin 1931, Berg 64; Fronhofen, 122; Blitzenreute, 66; Schmalegg, 132. DREHER, Alfons, Geschichte der Reichsstadt Ravensburg und ihrer Landschaft von den Anfängen bis zur Mediatisierung 1802, Weißenhorn-Ravensburg 1972, Berg, 844; Fronhofen, 851; Blitzenreute, 845; Schmalegg, 874. SPAHR, Gebhard, Oberschwäbische Barockstraße II, Weingarten 1978, 134 (Rom). SCHNITZER, in: Profeßbuch . . . Weingarten a. a. O., Nr. 39.

Schatzkästlein ausgestaltete, eine Kaplaneipfründe mit 10 000 und 2000 Gulden für die Ausbildung junger Leute als Handwerker oder für Hausarme und 3000 Gulden für das Priesterseminar in Meersburg spendete und überdies einen Kirchenschatz anschaffte, der sich heute noch sehen lassen kann, wandte sich an Abt Dominikus Schnitzer von Weingarten (1745–1784), daß dieser ein Beneficium, eine Pfründe, errichte für einen Weltpriester in seinem Gebiet. Daraufhin bestimmte der Prälat am 16. Juli 1753 einen Kaplan zu Berg, der vor allem von Martin (11. November) bis Ostern an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst zu Schmalegg in der Burgkapelle zu Ehren des hl. Nikolaus halten, im übrigen aber dem Pfarrer von Berg untertan sein sollte.

Überdies mußte, wenn möglich, der Seelsorger aus der Verwandtschaft von Rom sein, und wenn mehrere sich um die Kaplanei bewerben würden, sollte der Tüchtigste in Frage kommen. Jenem wies man im oberen Stock des Schulhauses zu Berg eine Wohnung zu, von der aus die Schmalegger bei schlechtem Wetter den Geistlichen mit Pferd und Wagen abholen und wieder zurückbringen mußten. Die Entlohnung des Kaplans bestand jährlich in 240 Gulden. Zudem gab Ravensburg, dem die weltliche Herrschaft in Schmalegg zustand, 60 Gulden. Aus den Wäldern Weingartens erhielt der Benefiziat das nötige Holz, das jedoch jener auf eigene Kosten schlagen und zu sich führen lassen mußte. Der Kaplan hatte wöchentlich für den Stifter drei und jährlich für Ravensburg 22 hl. Messen zu feiern. Ihm war auch aufgetragen, einen frommen und auferbauenden Lebenswandel zu führen. Das gelang einem Kaplan nicht: Er schaute zuviel ins Glas und damit verbanden sich noch andere Vergehen, so daß die kirchliche Behörde in Konstanz sich gezwungen sah, ihn mit Karzer, Festungshaft, Verbot der Sakramentenspendung und Entziehung des Beneficiums, wie auch durch Einweisung in die Besserungsanstalten zu Breisach und Meersburg zu bestrafen. Unterdessen sollten er und sein Stellvertreter in Berg aus der Kaplaneipfründe unterhalten werden. Er kehrte nicht mehr ins Schwabenland zurück, sondern wurde auf dem Odilienberg im Elsaß Kaplan (1794). Dem Pfarrer von Berg allein stand es zu, in seiner Kirche zu taufen, Hochzeiten und Beerdigungen der Schmalegger vorzunehmen. Die ganze Zeit über – und das galt auch, als Blitzenreute zu Berg gehörte – lebte im gesamten Pfarreigebiet kein einziger evangelischer Christ. Dies dürfte nicht zuletzt auf Abt Gerwig Blarer (1520–1567) zurückzuführen sein, der als „malleus haereticorum“ (Häretikerhammer) auftrat. 1820 trennte sich Schmalegg von Berg und wurde eine selbständige Pfarrei.

Pfarrer, Kapläne, Hilfsgeistliche⁷

Die Namen von Geistlichen werden seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts genauer angegeben. An Stelle von Weltpriestern traten sowohl unter Abt Gerwig Blarer, als auch im Dreißigjährigen Krieg Patres von Weingarten. Wie die Äbte und Kapitularen von Weingarten während des 14. Jahrhunderts vor allem, aber auch noch im 16. und 17. Jh., sich in das Burgenrecht von Ravensburg begaben, so ebenfalls die Geistlichen von Berg. In der Freien Reichsstadt werden von 1324–1436 55 Geistliche aus Orten des Schussentals und seiner Anhöhen aufgeführt, die Schutz und Hilfe hinter den festen Stadtmauern suchten.

⁷ LUPBERGER. DREHER, Ravensburg a. a. O., 881 (Weingarten). v. ANDRIAN-WERBURG, Klaus Frh., Kronburg, ein reichsritterschaftliches Territorium in Schwaben und seine Inhaber, Kempten 1969. Pfarrer Rothenhäusler, der aus Hofz, zwischen Weingarten und Berg gelegen, stammte, war eigentlich kein armer Mann. Wohl erhielt er aus seinen Reben in Berg von 1587–1589 keinen Wein. Für den Bau der Weinberge wurden dagegen 140 fl. erforderlich, doch hieß es 1583, daß sie wohl geraten wären. Auf jeden Fall war der geistliche Herr darauf aus, daß das Pfarrhaus seiner Würde

Die Seelsorger Bergs müssen in ihrem Beruf tüchtig gewesen sein, zeichneten sich durch akademische Grade eines Magisters oder Doktors der Theologie aus, waren fromm als Mitglieder der Ulrichspriesterbruderschaft in Wangen oder der Sebastians- und Schutzengelbruderschaft zu Berg, sie waren teils Spätberufene, bisweilen zuvor verheiratet. Sie waren sozial eingestellt, was sich an ihren Testamenten ersehen läßt, in denen sie besonders der Armen gedachten, waren Würdenträger als Protonotare oder zuvor Großbeichtiger in Pfärrich, legten Führungsqualitäten als Dekane oder Kammerer an den Tag, mußten allerdings dabei bisweilen auf beiden Schultern Wasser tragen, denn sie hatten die Belange des Bischofs wie auch die des Abtes von Weingarten wahrzunehmen, da dieser sie ja auch dem Oberhirten zur Einsetzung in ihr Amt vorgeschlagen hatte und sie besoldete.

Nach einer Urkunde vom 6. August 1504 sollten dem Pfarrer vom Gotteshaus Weingarten jährlich 60 Scheffel Vesan, 20 Scheffel Haber und alle Herbst zwei Fuder Wein (ein Fuder entweder 900, 1100 oder 1200 Liter), ein Rind und ein Schwein gegeben werden. Überdies hatte der Geistliche Anspruch auf je zehn Klafter Buchen- und Tannenholz, da auch der Pfarrwald Bergs dem Kloster gehörte. Allerdings mußte der Seelsorger für das Schlagen und den Fuhrlohn selbst aufkommen. Die Frucht wurde dem Pfarrer aus dem Zehntstadel zu Ettishofen oder Diepoldshofen gegeben. Vom Mesnergut erhielt er 20 Scheffel Haber, alle Quatember drei fl. an Geld, 300 Garben Stroh, vier Hühner, 100 Eier, zwei Hennen, je einen Strich Leinsaat und Hanfsamen, dazu die unentgeltlichen Fronfahrten für je zwei Fuder Heu und Wein (1613). Das Mesnergut war sicher das Pfarr-Widum, das der Mesner als Lehen innehatte mit 36 Juchart Acker, sieben Mannsmahd Wiesen, Haus und Stadel. Dafür betrug der jährliche Zins und der Ehrschatz 100 fl.

Der Pfarrer hatte aber auch seine Verpflichtungen, er mußte 37 Jahrtage halten, viermal während des Jahres die beiden Heiligenpfleger, den Mesner zu Berg und den zu Blitzenreute, einladen und überdies den Helfer bei Krankenbesuchen beritten machen. So versteht man, daß es von seiten des Pfarrers auch Klagen gegenüber Weingarten gab. So bat der Pfarrer Georg Rothenhäusler (1580–1596) um Aufbesserung des geringen Einkommens und der Verköstigung des Vikars. Der Abt kam der Bitte nach und erhöhte das Gehalt um 20 Gulden.

Pfarrer Bartholomaeus Feuerstein lag Abt Willibald Kobolt (1683–1697) in den Ohren, wenn er meinte, ihm stünde zu wenig Wein zur Verfügung; zwei Fuder genügten nicht für

entspräche. Deshalb ließ er verschiedene Reparaturen vornehmen, errichtete 1582 eine neue Schlafkammer, stattete sie und andere Zimmer zeitgemäß aus, ließ Aufzüge anbringen, brachte einen Stadel in Ordnung, baute 1585 einen großen und kleinen Backofen, legte einen Pumbrunnen an, stellte ein Badhäuslein her. Alles das kostete ihn 562 Gulden. Er verstand es, mit Hilfe des Prälaten, der Amtsleute der Landvogtei und der Gemeinde Berg, einen Grasgarten in der Nähe der Allmende und auch den Winkel unter dem Stadel als Rebgeleinde einzuzäunen. Er regelte auch das Verhältnis zwischen Pfarrer und Mesner. Welche finanziellen Erfolge Pfarrer Belzenhofer zu verzeichnen hatte, zeigt sich im folgenden: Als Kooperator entlehnte er am 14. März 1699 von den Kindern von Hans Hund zu Tobel 100 Gulden. Als Pfarrer (1700–1740) erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen, das er aber karitativ verwendete. So half er dem Fähnrich Fizolin, der nach Kehl marschieren sollte, mit 15 Gulden Reisegeld. Am 27. November 1722 entlehnte Marquard Eustachius Freiherr von Westernach, Herr zu Kronburg, von Belzenhofer 4800 Gulden, am 7. Dezember 1739 gab er dem weingartischen Kanzler Franz Josef von Kuen 1000 Gulden. Bei der landständischen Kasse in Weingarten besaß der Pfarrer 2000 Gulden. Das Testament sah folgende Vergabungen vor: dem Heiligen Blut in Weingarten 1000, der Schule in Berg 500, zu einem Jahrtag 500, den Karmelitern in Ravensburg 300 Gulden und die Bibliothek, den Kapuzinern und den Klosterfrauen zu Meersburg je 200, den Klosterfrauen in der Sammlung zu Weingarten 100, der Kapelle zu Weiler 100 Gulden. In einem weißen Beutel hatte Belzenhofer an Silber und Gold 614, in einem blauen Beutel 362 Gulden. Die Hinterlassenschaft betrug 9454, die Passiva mit den Leichenkosten 638 Gulden. Auch Weißenau bedachte der Pfarrer.

ihn, den Vikar, für die jeweils einzuladenden Personen, zudem benötige er für die 1563 Oster-Kommunikanten ziemlich viel Wein. Denn es war Brauch, wie es schon in der Regel des hl. Benedikt steht, daß die den Leib des Herrn empfangen, hernach Wein zu sich nahmen, um die im Munde zurückgebliebenen Partikel hinunterschlucken zu können. Dieser Brauch wurde am Tag der Priesterweihe bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil von den Neupriestern auch noch geübt. Überdies dürfte beim Trunk des Johannes- und bisweilen des Stefansweines auch noch viel von diesem Getränk von seiten des Pfarrers abgegeben worden sein.

Der aus Konstanz gebürtige Pfarrer Joachim Belzenhofer suchte über kleine Bitten zu seinem Ziel zu kommen, was ihm auch gelang; er dankte nämlich Abt Sebastian Hyller (1697–1730), daß ihm gewisse kleine Zehnte, dazu gehörten Hanf, Flachs, Wiese, Garten, Obst, Blutzehnt von Kälbern, Schweinen, Schafen, Hühnern und Hennen, der Bienen- und Eierzehnt, und Küchengefälle von drei Gütern zum Mön oder Kreuzer in Berg und von zwei in Diepoldshofen zuteil geworden seien.

Zum Schluß sei noch das Ersuchen des Pfarrers Josef Ignatius de Michaelis aus Feldkirch (1769–1778), dessen Brüder, vermutlich Franz Kaspar und Franz Christoph, Benefiziat in Ravensburg und Pfarrer von Ailingen waren, erwähnt. Der Berger Herr schrieb am 5. März 1773 an Abt Dominikus Schnitzer (1745–1784): bisher hätte der Pfarrer Trieb- und Trattrecht gemeinsam mit der Gemeinde besessen, durch die vollzogene Vereinödung aber sei ihm dies genommen worden, er müsse jetzt vier Stück Vieh im Stalle behalten. Michaelis bat nun den Prälaten um vier Juchart Land als Entschädigung.

Aber die Abtei half auch nach Möglichkeiten bei anderen Schwierigkeiten den Geistlichen. Selbst der Prior reiste mit Pfarrer Hans Baumeister in der erwähnten Streitsache des Christoph Welser nach Rom. Beide verließen das Schussental am 1. März 1525 und kamen am 6. April in der Ewigen Stadt an, wo der Pfarrer Unterkunft im „hospitium campane“ fand. Bis zur Ankunft in Rom benötigte der Pfarrer allerdings sieben Dukaten, um sechs hatte er sein Pferd verkauft. Am 21. August reisten Prior und Baumeister wieder ab und kehrten am 14. September, nachts zwei Uhr, ins Kloster zurück. Weingarten war materiell und geistig die gewinnende Abtei, sie hatte in Berg schöne Einnahmen zu verzeichnen, der große Zehnt betrug 560 Scheffel Korn und 437 Scheffel Haber.

*Bauten in Berg*⁸

Nicht das Kloster, sondern die Kirchenpflege erstellte und renovierte Gebäulichkeiten, wenn auch die Abtei für das nötige Holz sorgte. So baute der aus Graz stammende Niessenberger, der am Dom zu Mailand, am Freiburger Münster, in St. Christina und in Liebfrauen zu Ravensburg, aber vor allem in Einsiedeln tätig war, im Jahre 1472 den heute noch existierenden Chor. Zugleich zeigte sich die innere Verbindung mit Weingarten, wenn im Zuge der Renovationen der Mittelaltar der Kirche St. Benedikt geweiht wurde.

Umgekehrt wollte sich Weingarten keine falschen Ehren anmaßen. Mit Recht wehrte sich Abt Willibald Kobolt (1683–1697), als ein neuer Ölberg innerhalb des Vorzeichens dem von 1537, von den Leuten Siebenschläfer genannt, Platz machen mußte und die Kirchenpfleger dabei das Wappen und den Namen des Abtes von Weingarten anbrachten. Durch einen Erlaß der Oberamtskanzlei von Weingarten vom 22. September 1695 erhielten die Heiligenpfleger Paul Weckerle und Georg Rist von Ettishofen mit Pfarrer Bartholomaeus Feuerstein

⁸ SPAHR, Gebhard, Spätmittelalterliche Glasmalerei, Liebfrauenkirchen Ravensburg und Eriskirch, Konstanz 1976, 31 f. LUPBERGER.

deshalb einen Verweis. Sie hätten also innerhalb von 14 Tagen Wappen und Namen zu entfernen und passende Inschriften an ihre Stelle zu setzen.

Auch mit dem Pfarrhausbau hatte Weingarten im Gegensatz z. B. zu Buchhorn (Friedrichshafen) keine Anstände. Während in der Bodenseestadt die Abtei ganz und gar für den Pfarrhausbau aufkommen mußte, konnte der Prälat von Weingarten schon 1484, dann wieder 1585 vor gemeinem Rat befehlen, daß die Berger das Pfarrhaus selbst erhalten sollten. Das jetzige wurde 1742 um 4092 Gulden erstellt, Weingarten brauchte nur das Holz zu liefern. Und wiederum wurde die Beziehung zum Martinsberg deutlich: der First war von einem vergoldeten Heilig-Blut-Schild bekrönt. Später fand der Schild über dem Haupteingang zum Pfarrhaus Platz; heute befindet er sich im Inneren des Hauses.

Seelsorge und Liturgie⁹

Auch mit den Geistlichen hatte Weingarten Glück, denn die Pfarrer oder Helfer stammten aus Orten, in denen die Abtei ebenfalls pfarrliche Rechte besaß oder begütert war, z. B. aus Blumenegg, Feldkirch, Buchhorn, Hagnau, Tett nang, Wohmbrechts, Bodnegg, Wangen, Bad Waldee. Diese Herren nahmen nachher auch bisweilen auf Weingartener Pfarreien die Seelsorge wahr, z. B. in Ravensburg, Bergatreute, Hofen, Altdorf. So hatte das Kloster die Möglichkeit, seine 45 Pfarreien und Kaplaneien mit Geistlichen seiner Wahl zu besetzen.

Die Patres von Weingarten kamen sicherlich gut auch in seelsorgerlichen Belangen mit den Geistlichen Bergs aus. So verkündeten sie anfangs des 17. Jahrhunderts auf Geheiß von Abt Georg Wegelin (1587–1627) aus Bregenz in den Fastenpredigten das Wort Gottes oder hielten in Kapellen Religionsunterricht als besondere Vorbereitung auf Beichte und Kommunionempfang. Dabei tat sich z. B. Johannes Rieber hervor, Bibliothekar, Gründer und Leiter des Münzkabinetts, Küchen- und Gastpater zu Weingarten, der dann in dem von Weingarten abhängigen Priorat von St. Johann in Feldkirch das Zeitliche segnete. Besonders während der kampferfüllten Zeit, in der die Pfarrer fliehen mußten, die Pest im Jahre 1628 Berg heimsuchte (81 Personen starben) oder zu wenig Geistliche zur Verfügung standen, half Weingarten. Dies geschah vor allem unter dem tatkräftigen, aus Blumenegg stammenden Pfarrer Viktor Wittwer. Ihn vertraten für kürzere oder längere Zeit Pater Christophorus Saur, (der ein Jahrzeitenbuch anlegte) und Pater Magnus Zürcher aus Feldkirch. Verweser war auch Pater Onuphrius Singer, der zuerst die braune Kutte der Kapuziner trug, hernach Benediktiner in Weingarten wurde, in Berg eine Weihnachtskrippe anschaffen ließ und dann von St. Johann in Feldkirch aus die Pfarrei Thisis versah. Der Prior

9 REINHARDT, Rudolf, *Restauration, Visitation, Inspiration, Die Reformbestrebungen in der Benediktinerabtei Weingarten von 1567–1627*, Stuttgart 1960. WEGELIN, in: *Profeßbuch . . . Weingarten a. a. O.* Nr. 31. RIEBER Nr. 550, SPAHR, *Weingartner Liederhandschrift*, 17. SAUR Nr. 607. ZÜRCHER Nr. 593. SINGER Nr. 634. PAPPUS Nr. 592. DUELLI Nr. 640. FRANK Nr. 636. KESSENRING Nr. 563. LAYMANN Nr. 645. HAAN Nr. 618. LUPBERGER, Altdorf, Pfarrer, in: NAGEL, Adalbert, *St. Martin und St. Maria in Weingarten, eine kurze Geschichte der Pfarrgemeinde Altdorf-Weingarten*, Erolzheim 1953. SPAHR, Gebhard, *Theaterpflege im Kloster Weingarten 1697–1730*, in: *Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte*, XVI. Jg., Stuttgart 1957. *Psalmen und Passion* vgl. SPAHR, *Festschrift . . . 1056–1956*, 183. *Palmesel: Bibliothek des kunsthistorischen Museums Wien*, No. 4001, *Missale vom Anfang des 13. Jahrhunderts*, vgl. *Jahrbuch der kunsthistor. Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses*, Bd. 5, 1887, T. 2, II–IV. *Himmelfahrt: SPAHR, Gebhard, Das liturgische Brauchtum in der ehemaligen Benediktinerabtei Mehrerau während der Barockzeit*, in: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins*, Bregenz 1964, 44. NAGEL, Adalbert, *Kirchenblatt für die katholischen Stadtpfarreien St. Martin und St. Marien in Weingarten 1965–1976*.

von Weingarten, der Feldkircher Otmar Pappus, half ebenfalls. So versteht man, daß nach eingekehrter Ruhe Pfarrer Viktor Wittwer das Kirchweihfest am zweiten Sonntag nach Ostern 1667 besonders feierlich beging, im gewissen Sinn auch zum Dank für das, was er von Weingarten empfangen durfte. Mit Trommlern, Pfeifern und unter Böllerkrachen zogen die Schützen zur Kirche. Hier wurde von Pauken, Trompeten, Baßgeigen und Geigen das levitierte Hochamt begleitet. Dieses sang der hochverdiente, aus Schnifis stammende Weingartner Pater, Prior von Reichenau und Superior des Kollegs von Rottweil, Leo Duelli. Die Festpredigt hielt Pater Konrad Frank, Professor der Theologie und hernach Verwalter der Rebgüter Weingartens in Südtirol. Anschließend feierten die beiden Patrizier oder adeligen Patres, Prior Plazidus Kessenring aus Überlingen und Dominikus Laymann von Liebenau, hl. Messen. Der levitierten Vesper ging das Mittagessen voraus. Dabei erschienen nochmals zwei Konventualen von Weingarten. Der schon genannte Christoph Saur, der jetzt zum Kornmeister aufgerückt war, und Joseph Haan von Bleydeck, Bibliothekar, die Benefiziaten in Ravensburg, Kaspar Miller und Matthäus Stümpflin, der Vikar der Kapuziner zu Ravensburg und sein Mitbruder Pater Marcus von Bludenz, der Zisterzienser aus Salem, Spiritual und Pfarrer in der Zisterzienserinnenreichsabtei Baindt, Pater Eberhard Heutlin, die Pfarrer von Altdorf, Johannes Siber aus Wolpertswende, Nikolaus Greber von Ringgenweiler, Jonas Allgäuer von Fronhofen, Jakob Sandholzer von Zunderberg und schließlich die Kooperatoren zu Ravensburg und Berg, Johann Jakob Kant und Georg Bergär. Man ersieht aus dieser Liste, daß Adelige und besonders Vorarlberger in auffallend großer Zahl vertreten waren und man den Gottesdienst würdig und feierlich vollzogen wissen wollte.

Darauf drangen die Geistlichen auch bei anderen Gelegenheiten. So ordnete der Pfarrer 1701 und 1703 an, die Gläubigen möchten nicht gleich haufenweise zum Empfang der heiligen Kommunion dahinstürmen und sich unehrerbietig beim Hin- und Zurückgehen benehmen, Lachen und Schwätzen vermeiden, vielmehr demütig und in christlicher Bescheidenheit mit erhobenen gefalteten Händen ruhig dahinschreiten. Gelegenheit zum Empfang des Bußsakraments und der hl. Kommunion war in der Woche vor Palmsonntag bis zum Weißen Sonntag geboten, für Kranke wurde der Termin verlängert. 1666 gab der Geistliche die einzelnen Orte und Stunden an, in denen man beim Pfarrer seine Sünden bekennen konnte. Jener mahnte aber dabei seine Schäflein, besonders die Männer, die gerne Tabak kauten (Tabaciphagi), nicht scheußlichen Atem in das Gesicht des Beichtvaters ausströmen zu lassen. Jeder konnte beichten, wo er wollte, in Ravensburg, Weingarten und Weißenau, bei Welt- und Ordenspriestern, er mußte sich nur durch einen Zettel des Beichtvaters ausweisen und den üblichen Beichtpfennig geben bei der hl. Kommunion, die in der Pfarrkirche zu Berg empfangen werden mußte. Weil aber in der Altdorfer (Weingarten) Pfarrkirche keine Beichtzettel gegeben wurden, verbot Pfarrer Belzenhofer 1720 hier den Empfang dieses Sakramentes.

Daß man Fronleichnam besonders feierlich beging, hing mit der ausnehmenden Verehrung der Eucharistie zusammen. Am Vorabend fand eine Vesper vor ausgesetztem Allerheiligsten statt, am Festtag selbst morgens um sechs Uhr Predigt und Amt wie Prozession, während des 17. Jahrhunderts nur innerhalb des Friedhofes, aber seit 1703 außerhalb. Dabei sang man die vier Evangelien nach den einzelnen Himmelsrichtungen. Nach jeder Station führten Knaben ein geistliches Spiel oder eine Deklamation auf, die das Allerheiligste pries. Die Zahl der Spielenden wechselte zwischen fünf und 22 in den Jahren 1665–1669. Die Einstudierung übernahm ein Kaplan. Ohne Zweifel dürfte dabei auch die rege Schauspielkunst im Kloster Weingarten Pate gestanden haben. Bei einzelnen Stationen gaben Männer der Schützengesellschaft ihre Salven ab. Die Kirchenpflege versah jene wie auch die Trommler und Pfeifer mit Wein und Brot. Allerdings dürfte das Getränk den durstigen

Gaumen nicht ganz entsprochen haben, denn 1722 mußten die Schützen vom Pfarrer einen Tadel einstecken: wenn sie mit dem Gereichten nicht zufrieden wären, werde er inskünftig keine Schützen zu Fronleichnam mehr erbitten und zulassen, denn es wäre an diesem hohen Fest nicht anständig, daß man Sauvolk sei und man nicht wüßte, was man für einen Tumult und Ungelegenheit anstelle, wie es besonders in den letzten zwei Jahren geschehen sei.

Das war eine offene Sprache, man glaubt dabei, daß in Berg das Zeitalter des Grobianismus länger als anderswo gedauert hätte. Tatsächlich ließ sich der gleiche Pfarrer Belzenhofer anlässlich der Neuausstattung der Kirche und besonders des Liebfrauenaltars 1717 mit kräftigen Worten von der Kanzel aus vernehmen: „Ich sage kecklich, es wäre anständiger und verdienstlicher, wann ein Pfarrkind der Kirch zu der so hoch nöthigen Zierd würde nach seinem Vermögen etwas steuern, als wann der der Kirch guett wurde helffen die Gurgel hinab jagen. Viel ehnder, sage ich, hättet ihr Ursach mit uns (Pfarrer und Heiligenpfleger) ein Vergnügen zu tragen als uns auf dem Kirchweg zu verschimpfen. Ich will ins künftige das bessere von euch hoffen. So will ich noch eine Hoffnung haben, daß ich mit nächster Zeit eine guette Steuer zu einem Unser lieben frauen altar werde erlangen, dann die heilige Laad dermalen ganz erschöpft und da der Altar gewiß 400 fl. kostet, so müssen wir sonst viel zu lange darauf warten. Geb ein jeder nach seinem Vermögen und gueth willen zu Ehr der Mutter Gottes, welche es gegen die, so sy verehren mit ihrer kräftigen vorbitt an seel und leib reichlich vergelten würdte. Ich will euch in Gebung einer nahrhaften Beisteuer mit dem guetten Exempel vorangehen und will das Blatt auf meine Kösten lassen mahlen, oder so kein Blatt, sondern ein gekleidtes Unser Liebfrauenbildt sollte gemacht werden, will ich das Bild semmbt einem schönen Klaid machen lassen, es mag kosten, was es wolle.“ Auch Pfarrer Herkner (1756–1769) konnte sich des Schimpfens von der Kanzel aus nicht entsagen, er wurde deshalb beim Generalvikar der Diözese verklagt und dann mit einer gesalzenen Buße belegt. Zudem muß er mit dem Mesner nicht gut ausgekommen sein, denn diesem wurde unter Androhung von Strafe befohlen, die Kirchthüren an Werktagen nach der Messe zu schließen. Ob dies auf die unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges zurückging oder noch weiter, ist nicht klar. Tatsache ist aber, daß während der Fronleichnamsoktav täglich morgens um sechs und nachmittags um 15 Uhr Vesper vor ausgesetztem Allerheiligsten gefeiert wurde. Man bestellte auch eigene Wächter besonders zur Nacht, um gegen umherstreunende Soldaten einigermaßen in Sicherheit zu sein.

Von daher ist es auch zu verstehen, daß Schützen als Schutz, die clopetarii oder Klöpfer, bei der Prozession die Monstranz begleiteten, wie es auch in Weingarten Sitte war und heute noch in Tirol der Fall ist.

Man hatte damals in Berg allen Grund, sich gegen Diebe zu wappnen, die es vor allem auf heilige Geräte, in denen die Eucharistie geborgen lag, abgesehen hatten. Denn 1599 wurden aus dem Sakramentshäuschen drei silberne Büchsein und eine silberne Schale „die Kranken daraus zu trenkhen“ gestohlen, beim Einbruch am 2. November 1609 zwei „capsulae“ entwendet, am 6. März 1617 endlich beschädigten die Kirchenräuber das Schloß des Sakramentshäuschens.

Aber diese Mißhelligkeiten bildeten eigentlich die Ausnahme. Das Volk war im allgemeinen fromm, hielt nach kirchlicher und auch weltlicher Anordnung die Apostel- und beinahe alle Marienfeste als Feiertage.

Von heute aus gesehen, möchten wir das viele Beten des Rosenkranzes nicht ganz befürworten, aber das Volk reagierte sinnlich und wurde dabei von den kirchlichen Instanzen unterstützt. So vertieften sich die Gläubigen einfach in das Leben, Leiden und die Auferstehung des Herrn, wie es übrigens auch die Mönche taten bei Absolvierung der Psalmen. Sie nahmen nicht so sehr den objektiv gegebenen Inhalt dieser Gesänge in sich auf, sondern betrachteten das ganze Leiden des Herrn eindringlich, wie wir dies gerade in

Weingarten in den prächtig illuminierten Stundenbüchern erkennen können, eine Tatsache, die auf das Frühchristentum zurückgeht (Cyprian † 254). Am Palmsonntag begegnet dem Gläubigen Christus, auf einem Esel reitend, im gesungenen Stundengebet (13. Jahrhundert). In Berg zogen an diesem Tag Buben den Palmesel in der Prozession und stellten sich dann im Chor der Kirche zur Anhörung der Passion auf, wie heute noch in Kappel (Kreis Ravensburg). Am Himmelfahrtstag wurden die Kirchenbesucher besonders eindrücklich mit dem Festgeheimnis konfrontiert. In Weingarten sieht man im Benediktusfresko von Asam heute noch den Teufelssturz gemäß dem Benediktuskreuz, das ein blau gewandeter Engel ungefähr in der Mitte des Bildes hält. Die Inschrift lautet: „Das Kreuz sei mir Licht, der Teufel aber nicht mein Führer.“ Nun wurde der Teufelssturz in jeder Barockkirche dargestellt. In Weingarten steht allerdings über einer dunklen Wolke die mit einem violetten Mantel angetane Gestalt, die in der einen Hand das schwarze Benediktinerskapulier hält und in der anderen den Palmzweig, auch nach der Inschrift der Benediktusmedaille Sinnbild des Friedens. In Neresheim z. B. sieht man aber statt der dunklen eine helle Wolke und darüber den in den Himmel aufgenommenen Herrn, gemäß 1. Korintherbrief, Kapitel 15, wo es unter anderem heißt, daß Christus durch Auferstehung und Himmelfahrt Tod und Teufel gebannt habe.

Am Himmelfahrtstag feierte man allenthalben einen Wortgottesdienst, um 11.30 Uhr läutete die große Glocke und um 12 Uhr begann die Zeremonie innerhalb des Psalmenanges. Zuvor hatte der Mesner eine Christus-Statue vom Dachboden heruntergelassen. Diese besaß eine Öse und einen beinahe unsichtbaren Draht, der an einem Rad aufgewickelt war. Beim Gesang „Christus ist aufgenommen in die Herrlichkeit des Himmels“, oder „Freu dich Du Königin“ oder „Sei begrüßt, o Königin“ bediente der Mesner das Rad, die Statue erhob sich und verschwand unter dem Blick der Zuschauer im Dunkeln. In Weingarten wie in Mehrerau wurden Buben auf dem Dachboden postiert, die schrien und hin- und hersprangen und so den Kampf mit dem Teufel darstellten, bis dieser als Puppe herabstürzte unter Klatschen des in der Kirche stehenden Volkes, das sich überaus freute über den Sieg des Herrn.

In Berg jedoch gab es zwei Varianten. Einmal wurde die Christus-Statue hinaufgezogen und dann goß der Mesner von oben her einen Wasserstrahl zusammen mit brennendem Werg ins Kirchenschiff, ein Hinweis auf den kommenden Heiligen Geist. Denn bekanntlich sprach Christus am Himmelfahrtstag zu den Jüngern „ich lasse euch nicht als Waisen zurück, ich kehre wieder zu euch zurück“, und dies geschah zunächst an Pfingsten, als der Geist Christi und des Vaters herabkam. Ein andermal zog man in Berg nur ein Kreuz empor. Aber mancher Pfarrer wollte diese Zeremonie nicht mehr angewandt wissen. So schrieb einer in seinem Verkündbuch: „Das ist ein abscheulicher Mißbrauch des Heiligen.“ Wessenberg verbot 1784 das Ganze und so verschwand dieses Schauspiel, das auf jeden Fall Herz und Sinne der Gläubigen eindrucksvoll angesprochen hatte. Dagegen feiert man immer noch in Hall in Tirol, zu Beromünster und im Hof zu Luzern Himmelfahrt mit diesem Ritus.

Bischöfliche und behördliche Befehle¹⁰

Ohne Zweifel spielte das herkömmliche, auch anderswo geübte Brauchtum im Berger kirchlichen Leben eine große Rolle. Dabei war man aber gewillt, sich an die Vorschriften der Diözese zu halten, besonders im Gefolge des Konzils von Trient (1545–1563). So legte

¹⁰ LUPBERGER, STADELMAYR; in: Profeßbuch . . . Weingarten Nr. 34. SPAHR, Gebhard, Weingarten 1056–1956, 111–119.

Pfarrer Viktor Wittwer sehr großen Wert auf genaue Führung der Tauf-, Trau- und Todeseintragungen. Über die Namen einzelner Familien sind wir schon vor Anlegung der Kirchenbücher orientiert, denn anlässlich des Schweizerkrieges wurde 1499 eine Liste aufgestellt von all denjenigen, die von Berg aus in den Kampf gegen die Eidgenossen zogen. Die Berger hielten althergebrachte Prozessionen, über die im einzelnen noch Genaueres mitgeteilt wird. Aber zunächst kam die Pfarrei der Anordnung des bischöflichen Ordinariates, Gebete mit Prozessionen zu feiern, in außerordentlicher Form nach. So veranstalteten die Berger am 17. Juni 1664 eine Prozession zum Heiligen Blut Christi nach Weingarten, damit die Türken von den Grenzen Österreichs abgewehrt würden. Zugleich betete man auch um gutes Wetter zum Gedeihen der Früchte. Bisweilen wurde vorgeschrieben, nach der Messe 15 Vaterunser und ebenso viele Ave oder mittags um 12 Uhr beim Läuten fünf Vaterunser zu verrichten zur Erreichung des allgemeinen Friedens. Bisweilen versuchte aber die weltliche Gewalt gegen den Willen der kirchlichen Instanzen, sich in liturgische Gepflogenheiten einzumischen und Gesetze zu erlassen, gegen die man sich mit Recht wehrte. Hierunter litten nicht nur Berg, sondern auch die Abteien Weingarten und Baidt u. a. So sollte vor ausgesetztem Allerheiligsten während der Messe und auch nachmittags der Rosenkranz gegen die Machenschaften der Franzosen im Jahre 1677 verrichtet werden. Kaiser Leopold verordnete damals ebenfalls besondere Gebete zur Segnung der kaiserlichen Waffen, Abwehr feindlicher Angriffe und Plünderungen, und damit Friede einkehre. Dem Vollzug dieses Befehls der kaiserlichen, landesfürstlichen Kanzlei der Landvogtei Schwaben zu Altdorf vom 9. Juli 1677 hatten die einzelnen Pfarrer nachzukommen. Der Dekan protestierte dagegen, weil der Erlaß nicht vom Bischof ausgegangen war. In Berg führte man die Verordnung seit dem achten Sonntag nach Pfingsten durch. Hintereinander betete man den Rosenkranz vor ausgesetztem Allerheiligsten.

Die weltliche Macht beanspruchte die Untertanen mehr noch moralisch, was an sich Aufgabe der Kirche gewesen wäre. So verordnete das oberösterreichische Regiment am 3. Januar 1678, man solle sich eines frommen und tugendhaften Wandels befleißigen, sich von Gotteslästerung und Unzucht enthalten, diese nähmen überhand, darum käme auch Pestilenz über die Lande. Der Hausvater solle den Kindern ein gutes Beispiel geben und mittags mit der Familie beten, daß Gott den Zorn abwende. Wer diesen Befehl übertrete, solle bei der Kanzlei der Landvogtei angezeigt werden. Dieses Dekret wurde vom ehemaligen Rektor der Universität Salzburg, dem Sohn des erzherzoglichen Kapellmeisters zu Innsbruck, dem seinerzeitigen Abt von Weingarten, Alphons Stadelmayer (1673–1683) für seine Herrschaft angenommen und er befahl, mittags um zwölf Uhr mit der großen Glocke zu läuten und je fünf Vaterunser und Gegrüßet-seist-du-Maria zu beten. Am 23. Januar wurde die Anordnung der Regierung vollzogen.

Als der Kaiser gegen die Türken siegreich war, was gegen das Konzept der Franzosen ging, unternahm am 3. Sonntag nach Pfingsten die Berger eine Prozession nach Wolpertswende zum heiligen Gangulph, um friedliche und fruchtbare Zeiten zu erleben. Zugleich wurde gegen Türken und Gallier gebetet.

Während des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1714) zog die Pfarrgemeinde Berg geschlossen zur Pfarrkirche nach Altdorf unter Beisein von Musikanten (für die auch gesammelt wurde), damit Joseph I. siege.

Die Diözese hatte schon 1671 ein 40stündiges Gebet angeordnet, damit die kaiserliche Majestät einen Thronfolger empfangen. Nicht genug damit, 1677 machte sich auch die österreichische Regierung dieses Anliegen zu eigen. Nun mußte jeden Sonntag nach der Christenlehre ein Rosenkranz verrichtet werden und der Geistliche hatte nach jeder Messe den Psalm 19 und die Oration für den Kaiser zu beten. Es gab in diesem Zusammenhang zwischen Regierung, Pfarrer und Pfarreiangehörigen noch etliche Meinungsverschiedenheiten.

ten. Die weltliche Kanzlei hatte nämlich die jungen Leute aufgefordert, die Christenlehre eifrig zu besuchen und nicht in den Wirtshäusern zu sitzen und sich zu neu erweckendem Zorn Gottes lustig zu machen, sondern Gott in ihrem Herzen zu lieben und ihm zu danken. Als nach dem Sieg bei Sasbach und Fehrbellin am 16. August 1675 der Dankgottesdienst von der weltlichen Kanzlei angeordnet war, protestierte Pfarrer Wittwer dagegen; die Pfarrangehörigen baten aber, man soll diesen Gottesdienst am 26. August feiern. So betete man eine Litanei bei der Prozession und in der Messe einen Rosenkranz.

*Bauten in Weingarten*¹¹

Wer denkt heute noch daran, daß auch Angehörige der Gemeinde Berg in nicht unbedeutendem Maße für den Bau der Basilika in Weingarten tätig waren. So vergrößerte Abt Sebastian Hyller seine Ziegelei auf dem Boden der Gemeinde Berg zu Kasernen, wozu aus Bachmaier-Berg Holz geliefert wurde. Dieser Betrieb stellte ungefähr 3 600 000 Ziegel her, die in etwa 36 000 Fuhren mit einer Fahrtstrecke von 3 km nach Weingarten verbracht wurden. Es mag sich dabei um Fronleistung gehandelt haben, aber mehr noch dürften auch freiwillige Leistungen im Spiel gewesen sein. Heißt es doch anläßlich der Kirchweihe: Nachbarschaften hätten mit Holz und Stein führen . . . gleichsam um die Wette gestritten. Umgekehrt bezahlte das Kloster die Arbeiten angemessen. Bei Herstellung von Ziegeln wurden auch Frauen und Kinder beschäftigt. Auf jeden Fall wirkte der Bau auch finanziell zu Gunsten der Bevölkerung. Sie kam zu Verdienst, wie z. B. bei Erstellung der Wallfahrtskirche der Gebrüder Zimmermann in Steinhausen. Hier meinte ein Bauer, dessen Haus abgebrannt war, unter Tränen, er habe beim Bau gut verdient und könne sogar noch Geld auf die Seite legen.

Die Berger Zimmerleute oder Holzarbeiter fertigten auch Schindeln, denn das Dach der Basilika war ursprünglich mit Schindeln gedeckt. Erst später verwendete man Ziegel. Wir wissen genau, wer von Berg arbeitete und wieviele Schindeln hergestellt wurden. Es seien genannt Matthäus Steuerer als Zimmermann von Bachmaier (50 000), Muolter zu Weiler (8300), Glenen von Weiler und Bachmaier (40 200), Sebastian Denzler von Schnezen (7000), Saturnin Meyer von Weiler (30 000). Auch Schmiede von Berg waren an und in der Basilika tätig.

Kaum denkt man daran, daß ursprünglich auch die Vorder- oder Schauseite der Basilika mit Sandsteinblenden aus Bregenz, Briach (Baienfurt) und Berg (Weiler) belegt waren. Allerdings ließ die Qualität des Sandsteins zu wünschen übrig, der zudem noch an der Westseite angebracht worden war. So machten sich ungünstige Witterungseinflüsse geltend, dem allerdings durch Imprägnierung abgeholfen werden konnte. Es geschah durch Verwendung von ungefähr 2500 Liter Weißwein. Auch Nußbäume für Chorgestühl und Beichtstühle der Basilika lieferten Bauern von Berg.

Ohne Zweifel trugen die Einkünfte der Pfarrei Berg, die dem Tisch des Abtes und nicht dem des Konvents verbunden waren, ebenfalls zum Bau finanziell bei. Dies läßt sich zwar aus dem Rechnungsbuch des Abtes nicht genau ersehen, aber der Abt bezog aus seinen Herrschaften, z. B. Blumenegg, Liebenau, Brochenzell und den Vogteien Hagnau und

11 SPAHR, Gebhard, Basilika, 207 (Berg). SCHERER a. a. O. Höcht, Alto, Vinea florens ac fructificans, Altdorff 1725, Vorred an den geneigtsten Leser. SPAHR, Gebhard, Oberschwäbische Barockstraße I, 1979, 118 (Steinhausen). Sandstein: SPAHR, Basilika, 225. LEIMBERGER, in: Höcht a. a. O., 5–28. PLON, in: SCHMIDT, Richard a. a. O., Berg. LUPBERGER, Johann Baptist PFLUG, Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens, Die Erinnerungen des schwäbischen Malers aus den Jahren 1780–1840, neu herausgegeben von Max Zengerle, Weißenhorn 1966, 46 f.

Hofen Einkünfte, die er teilweise alljährlich für die Erstellung der Basilika verwendete. So konnte Abt Sebastian Hyller, ohne den Konvent befragen zu müssen, bestimmen, was und in welcher Form gebaut wurde.

Man versteht aus dem Dargelegten, daß die Berger, die so sehr an der Mitgestaltung der Basilika beteiligt waren, auch an den Kirchweihfeierlichkeiten teilnahmen. So zogen sie am Montag, den 11. September 1724, in einer Prozession nach Weingarten, wo Pater Franz Leimberger aus Salem die erste Festpredigt von etwa 1½ Stunden Dauer bzw. 22 Druckseiten hielt.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Mann, welcher 1689 an der Kirche von Berg das nördliche Vorzeichen, bekront mit dem Bild des hl. Konrad, schuf, auch für den Fruchtkasten in Weingarten verantwortlich zeichnete, nämlich der aus Salzburg stammende Weingartner Klosterbaumeister Hans von Plon. Wir könnten Gewißheit darüber erlangen, wenn man das noch erhaltene Meisterzeichen mit einem solchen des Fruchtkastens oder der Kornschütte St. Benedikt, wie das Gebäude offiziell hieß, vergliche. Dies geschah meines Erachtens bisher noch nie. Allerdings hat man in den letzten Jahren den Grundstein mit der Benediktusmedaille vermehrt unter die Lupe genommen. – Durch die Medaille sollte übrigens dem Wein jegliche Unzuträglichkeit entzogen werden; denn im Kellergewölbe lagerte der Wein, und zwar bis zu ungefähr einer Million Liter. Auf der Benediktusmedaille heißt es: „Weiche zurück Satan, trinke deinen vergifteten Wein selbst“, dies im Hinblick auf St. Benedikt, dem von den Mönchen von Vicovaro ein solches Getränk gereicht, aber durch das Kreuzzeichen unschädlich gemacht wurde.

Zur Zeit Hyllers kam 1725 zum erstenmal das Wort Caserma auf. Hier lagen 15 Soldaten, sofern sie nicht ihre Repräsentationspflichten in Weingarten versahen. Es heißt nämlich, wenn der Prälat den Hof, seine Wohnung, verlassen hätte, auch wenn der Abt nur in den Stall oder zum Fruchtkasten gegangen wäre, dann hätten ihn gleich vier in die Mitte genommen. Das wurde besonders von dem Biberacher Maler Pflug, der am Ende des 18. Jahrhunderts in Weingarten das Klostergymnasium besucht hatte, an dem aus Aichach (Gemeinde Berg) stammenden Abt Anselm Rittler beanstandet. Die anderen Prälaten, meinte der alte Pflug, seien nicht so stolz daher gekommen, wie dieser ehemalige Bauernjunge, der am 20. Februar 1737 geboren wurde.

*Die Rittler*¹²

Nun hatte Anselm Rittler allen Grund, stolz zu sein, stellte er doch schon in jungen Jahren seinen Mann in Weingarten wie als Professor und Praeses der Universität Salzburg. Gerade hier wurde sein Wissen besonders anerkannt. Es hieß ausdrücklich, keiner sei in der neueren Literatur seines Faches mehr bewandert gewesen als Rittler. Da in Salzburg „antiautoritäre“ Umtriebe teils im Professorenkollegium, wie auch unter den Studenten vorherrschten und der Abt gerade als Praeses der Universität Lehrgeld hatte bezahlen müssen, suchte er das Heft in der Hand zu behalten. Als er im Gefolge der französischen Kriege von Salzburg, Blumenegg, nach Rorschach mit über 90 Kisten seines Archivs fliehen mußte, kam er auch nach Leutkirch zu seinem Bruder Dominicus.

Die Pfarrei Leutkirch hatte bis zu Zeiten von Gerwig Blarer der Zisterzienserabtei Stams in Tirol gehört. Sie gelangte an Weingarten im Tausch mit der Pfarrei Lana in Südtirol.

Dominicus Rittler stand seinem Bruder in nichts nach. Er war Dr. phil. und apostolischer

¹² RITTLER, in: Profeßbuch . . . Weingarten Nr. 40. Leutkirch-Stams, in: Oberschwäbische Barockstraße III, 45. LUPBERGER, Maria Steinbach, in: Oberschwäbische Barockstraße III, 69–81.

Protonotar. Am 26. Juli 1752 in Aichach geboren, empfing er die Priesterweihe am 23. Juni 1776, wirkte als Kaplan in Ravensburg und als Pfarrer in Hasenweiler, um dann nach Leutkirch überzusiedeln. Er wurde hier ein vermögender und sozial eingestellter Geistlicher. Am 2. Oktober 1832 erhielt er von den beiden Schultheißeireien Blitzenreute und Aichach einen „Tischtitel“, d. h. diese Institutionen wären für seinen Lebensunterhalt aufgekomen. Er hatte nämlich 1817 eine Orgel und für die Schule 200 Gulden gespendet und vermachte nach seinem Tod der Kirchpflege Leutkirch 1300 Gulden, der Kapellenpflege zu Tautenhofen und der Pfarrkirche zu Berg je 100, dem Stipendienfond 500, der katholischen Schule zu Leutkirch 800, den Schulen zu Tautenhofen und Niederhofen 600, der Armenpflege in Leutkirch 100, den katholischen Armen Leutkirchs 700, dem Waisenhaus Weingarten 40, jungen Pfarrangehörigen endlich zur Erlernung der Musik 200 Gulden.

Damit stand Rittler in den Fußstapfen anderer Geistlicher, die besonders dem Heiligen Blut von Weingarten ansehnliche Summen opferten. Man denkt selten daran, wie gerade die Wallfahrt auch dem Unterhalt oder der Erstellung von Bauten half. Dies kann am besten an der Muttergottes in Maria Steinbach ersehen werden. Diese Kirche konnte nicht zuletzt deshalb von dem aus Bludenz stammenden Pfarrer, Architekten wie Planentwerfer Pater Benedikt Stadelhofer erbaut werden, weil die Gaben der Pilger, die vom Montafon und vom Westen Deutschlands kamen, dazu beisteuerten.

*Hilfe des Heiligen Blutes zu Weingarten*¹³

Nicht bloß die Pfarrer Bergs, sondern auch einzelne Familien setzten durch alle Jahrhunderte hindurch auf die wunderwirkende Kraft der Heilig-Blut-Reliquie ihr Vertrauen. Dieses Heiligtum vermochte immer wieder in Kriegszeiten in Sicherheit gebracht zu werden. Dies geschah hauptsächlich durch den Prior von St. Johann in Feldkirch, Pater Gabriel Bucelin, der bisweilen unter höchster Lebensgefahr das Kleinod in Vorarlberger Orten verbarg. Auch die Äbte flohen bisweilen mit dem Schatz nach Blumenegg und nahmen zugleich die in einer Truhe zu Berg gelagerten Schriftstücke mit (z. B. 1702). Das Heilige Blut kehrte aber immer wieder zum Gotteshaus auf dem Martinsberg zurück.

Besonders bei Leiden, bei denen jegliche ärztliche Kunst versagte, kamen Gläubige aus der Pfarrei Berg und baten um Hilfe. So wird drastisch, plastisch, realistisch, bäuerisch, beinahe makaber 1733 von den Folgen der Blattern beim vierjährigen Johannes Hund aus Wasenberg, Pfarrei Berg, erzählt, daß ihm der rechte Augapfel weit aus dem natürlichen Ort herausgetrieben worden sei. Die Feuchtigkeit von dem herabhängenden Auge verursachte dem Kind wegen des Rinnens des Auges große Schmerzen. Ein wohlerfahrener Chirurg wußte keinen anderen Rat, als den herunterhängenden Augapfel wegzuschneiden. Die Eltern wollten sich an den Pfarrer um Rat wenden, doch trafen sie zuvor mit Nachbarn zusammen, die von ihrem eineinhalbjährigen Kind erzählten, welches von der gleichen Krankheit heimgesucht worden wäre. Sie hätten aber das Gelübde gegeben, ihren Sprößling dreimal beim Heilig-Blut-Ritt um den Ösch zu tragen. Als nun die Eltern von Johannes Hund das gleiche Gelübde gaben, vermochten sie voller Freude drei Tage nach Erfüllung des Gelübdes festzustellen, daß das herabhängende Auge wieder in seine Höhle zurückgetreten war, so daß Ungestalt, Abscheulichkeit und Schmerzen vergingen, wohl verblieb noch für einige Zeit das Rinnen und die Unfähigkeit zu sehen.

¹³ FESSLER, Longinus, Wunderwürckender . . . Gnaden-Brunnen . . . deß . . . Seiten-Bluts Christi Jesu, Altdorf 1735, 33–58, 77f., 204–206, 264–266; FESSLER, in: Profießbuch . . . Weingarten Nr. 715. LUPBERGER.

Wir erfahren auch von einem anderen wallfahrtsgeschichtlich und volkskundlich interessanten Fall. Die Mutter eines vierjährigen stummen Söhnleins, Maria Rittlerin, Frau von Adam Gindele von Atzenreute (Pfarrei Berg) trug zusammen mit ihrer Magd ihr Kindlein Ferdinand nach Weingarten, um es mit dem Heiligen Blut segnen und auch mit der Reliquie geweihten Wein trinken zu lassen. Daraufhin trat gleich, noch im Flecken Altdorf (Weingarten), Heilung ein, der Junge vermochte ein um das andere Wort deutlich auszusprechen. In der Folge redete er ordentlich und verständlich. Am Interessantesten dürfte die Heilung des Unfalls, den der Pfarrer von Berg, Joachim Belzenhofer, 1716 erlitten hatte, gewesen sein. Es wurde ihm nämlich durch ein mit Schrot geladenes und zersprengtes Rohr der Daumen seiner linken Hand abgeschlagen, die Hauptader abgerissen und zwei Nebenfinger dermaßen verletzt, daß sie nur noch an der Haut hingen. Das Bluten hielt anderthalb Stunden an. In diesem Zustand hatte sich der Pfarrer angelegentlich dem Heiligen Blut empfohlen und versprochen, ein Dankopfer in Form einer silbernen Hand machen zu lassen von der Größe wie seine geheilte Hand, wenn er somit nur wieder seinen geistlichen Pflichten nachkommen könnte. Das Bluten hörte mit der Zeit auf, eine Ohnmacht trat nicht ein, der Segen des Heiligen Blutes tat das übrige. Die Heilung fiel so glücklich aus, daß, obschon an dem Zeigefinger „das aus seiner Junctur/oder Gleich heraus gerissene Beinlein nit mehr in sein Ort gebracht/sondern anderhalb Zoll lang beyläufig abgestossen worden/dennoch vorbesagte Pfarr- und geistliche Functiones bißhero (1733) ungehindert haben können fortgesetzt werden“. So versteht man auch die Spendefreudigkeit des Pfarrers gegenüber Weingarten und dessen Schatz. Es könnten noch andere auf Anrufung des Blutes Christi erfolgte Heilungen von Berger Bauern berichtet werden.

Während die Berger zum Blutritt nach Weingarten nicht geschlossen als Pfarrgemeinde zogen, sondern nur einzeln oder als Familien und auch kein gebotener Feiertag gehalten wurde, so nahmen am Umritt um den Ösch doch zahlreiche Gläubige teil, und auch die große Glocke Bergs läutete zur Begrüßung des Heiligen Blutes, wenn es an den Gemeindegrenzen vorbeigetragen wurde. In der Kirche war sich der Geistliche der Beziehung zum Heiligen Blut besonders bewußt bei Benützung eines Kelches mit dem Emblem des Heiligtums vom Martinsberg.

*Prozessionen*¹⁴

Der Kontakt zu Weingarten kam auch in den Prozessionen zum Ausdruck, die alljährlich gemeinsam durchgeführt wurden. So wallfahrtete die gesamte Pfarrei und auch die Teile, die einst zu Berg gehört hatten, am Markstag (25. April) und am Johannes- und Paulustag (26. Juni), dem Fest der Hagelpatrone, nach Weingarten und baten dabei um gute Witterung. Am Dienstag in der Bittwoche zogen die Berger Gläubigen nach der Mühlbrückkapelle vor den Toren Ravensburgs. Hier, an der alten Mal- und Gerichtsstätte der Stadt Ravensburg, beförderten die Gerichtsherren die Verbrecher der Freien Reichsstadt vom Leben zum Tod, die Delinquenten wurden nachher einfach in die Schussen geworfen. Man erzählt, daß dort eine Pietà angeschwemmt worden sein soll. Tatsächlich könnte dies der Fall gewesen sein, zumal in Staig und Briach sich solche Bildwerke befinden, die nachweislich im letzten Jahrhundert die Schussen mit sich geführt hatte. Die Plastik, die man bei der Mühlbrück aufstellte um den Todgeweihten Trost zu spenden, entwickelte sich zum gut besuchten Wallfahrtsort, zumal sich auch die Stadt Ravensburg der Kapelle annahm durch

¹⁴ LUPBERGER, Oberschwäbische Barockstraße 1, ²1979, 193. DREHER, . . . Ravensburg a. a. O. 867 (Karmeliter), 868 (Mühlbrück). NAGEL, A., . . . St. Maria in Weingarten a. a. O.

Stiftung einer von Papst Sixtus IV. 1472 bestätigten Meßpfünde. Auch die Karmeliter in Ravensburg zelebrierten hier öfters während der Woche, und ein Ravensburger versah gewöhnlich die Mesnerstelle als Eremit. Aber faktisch lag die Kapelle auf dem Gebiet der Pfarrei Berg, wie dies auch eine am 30. September 1481 ausgestellte Urkunde der Stadt Ravensburg gegenüber Abt Caspar Schiegg von Weingarten bekundete. So gehörte auch das einträgliche Opfer dem Pfarrer und nicht der Stadt. Diese hatte in Konstanz und Mainz einen Prozeß angestrengt und verlor ihn zweimal. Wenn nun die Berger auch die Muttergottes grüßten, so bildete diese nicht das Ziel der Wallfahrt, sondern nur Durchgang, denn die Pfarreiangehörigen betraten nun die Stadt Ravensburg und zogen, die Lauretanische Litanei deutsch singend, durch die Straßen. Vom Blaserturm wurden sie von Zinkenisten, Bläsern höchst feierlich begrüßt, in der ebenfalls zu Weingarten gehörenden Liebfrauenkirche zelebrierte ein Mönch in Anwesenheit des Konvents von Weingarten die hl. Messe. Die Berger nahmen ebenfalls an der Eucharistiefeier teil, zogen hernach zu einem anderen Stadttor mit den Weingartnern und Altdorfern hinaus, trafen sich dann bei den Kapuzinern auf der Kuppelnau und stießen zu den Blitzenreutern. Hernach kehrten sie mit diesen nach Hause zurück. Bei der Prozession galt die Vorschrift, nicht wie das Vieh einherzutrotten, sondern in Reihen zu gehen, d. h. je zwei sollten rechts und links am Rand der Straße schreiten, damit zwischen hindurch Pilger, Reisende, Fahrzeuge oder Pferde durchziehen konnten. Man trennte die Geschlechter voneinander, jung und alt gemischt, sollten die Prozession bilden. Vor allem war Lachen und Schwätzen verpönt, und es wurde erwartet, daß die jungen Berger Männer nicht vor Beendigung der Prozession in Kasernen davonschlichen, sondern bis zum Ende nach Ettishofen mitgingen, wo man sich von den Blitzenreutern trennte. Zusammen mit diesen und den Fronhöfern zogen die Berger schon wieder anderntags, am Mittwoch der Bittwoche, geschlossen nach Weingarten, um in der Basilika an Predigt und Meßfeier teilzunehmen. Hernach entwickelte sich eine große Prozession mit dem Heiligen Blut, das der Abt um das Kloster trug zum vermeintlichen Geburtshaus des Heiligen Konrad, dem heutigen Amtshaus, wo dann der Segen gegeben wurde.

Gewöhnlich im Zusammenhang mit Abtsweihen in Weingarten wurden auch Angehörige der Pfarrei Berg gefirmt, so 1612 284 Personen. Als Weihbischof Johannes Anton Tritt der Wilderer den neuen Abt von Weingarten, Franz Dietrich, am 12. September 1627 benedizierte, wurden nur vier Personen von Berg gefirmt, die wegen Überschwemmung daran gehindert worden waren, an der allgemeinen Firmung teilzunehmen. 1656 empfingen 55 Personen das Sakrament, darunter 14 Verheiratete. Anläßlich der Benediktion von Willibald Kobolt am 22. August 1683 erschienen in Weingarten 21 Firmlinge von Berg. Bei der Abtsweihe von Placidus Renz im Jahre 1738 zählte man 59 Firmlinge. Dabei wurde ausdrücklich vermerkt, daß diese keine Paten hatten. Vom 18.–21. August 1760 erfolgte eine bischöfliche Generalvisitation und die Einweihung der neuen Pfarrkirche von Altdorf, die 1818 schon wieder abgebrochen wurde. 294 junge Leute aus der Pfarrei Berg empfingen die Firmung. Wohl hatten alle Paten, aber bisweilen kam auf vier bis fünf Firmlinge nur ein Pate.

Die vielfältigen und meist guten Beziehungen zwischen Berg und Weingarten, die sich beispielsweise zeigten, als Abt Dominikus Schnitzer sich 1751 in die Schutzengelbruderschaft von Berg aufnehmen ließ und die Äbte besonders auch bei Glockenweihen fungierten (z. B. 1612), bilden einen wertvollen Beitrag zu einer Kulturgeschichte des Schussentals.

Anschrift des Verfassers:

P. Dr. Gebhard Spahr, Postfach 1228, D-7987 Weingarten

Der Besitzstand des Hochstifts Konstanz zu Anfang des 18. Jahrhunderts

VON EBERHARD ACHTERMANN

Die Diözese Konstanz, die größte des Deutschen Reiches, erstreckte sich einstmals vom Gotthard bis zum Neckar, von der Iller bis zum Rhein (Abb. 1). Zusammen mit den süddeutschen Bistümern Augsburg, Speyer und Straßburg war sie auch eine der ältesten; nach den neueren Forschungen datiert ihre Gründung um die Wende vom 6. zum 7. Jahrhundert und geht auf den Merowingerkönig Dagobert zurück.¹ Erst zwischen 1821 und 1827 fiel das Bistum Konstanz der nachnapoleonischen Neuordnung zum Opfer.

Der südliche Teil wurde auf die rein Schweizer Diözesen Chur – St. Gallen und Lausanne aufgeteilt. Der deutsche Teil ging in die neugeschaffenen Diözesen Freiburg und Rottenburg über. Dabei umfaßte die Diözese Freiburg das Gebiet des Großherzogtums Baden und der hohenzollerischen Fürstentümer, die Diözese Rottenburg das des Königreichs Württemberg. Die kirchliche Einteilung folgte so der politischen.

Vermutlich zeugen, in gleicher Weise, die Grenzen des ehemaligen Bistums Konstanz vom politischen Bezirk des Herzogtums Alamanien innerhalb des merowingischen Reiches, so wie es im ersten Viertel des 7. Jahrhunderts, der Zeit des alemannischen Herzogs Gunzo und des merowingischen Königs Dagobert bestand. Kaum noch schriftliche Aufzeichnungen gibt es aus dieser Epoche. Um so mehr ist man auf indirekte Hinweise solcher Art angewiesen, will man den Anfangszeiten unserer süddeutschen Geschichte nachspüren.

Wie es im einzelnen auch gewesen sein mag, jedenfalls überdauerte die kirchliche Ordnung die politische des Merowingerreiches um eine lange Zeit. Bestand das Bistum Konstanz, wie auch das damit verknüpfte fürstbischöfliche Amt, doch fast 12 Jahrhunderte lang. Und bezog es auch Gebiete ein, in denen sich die Eidgenossen im 15. Jahrhundert zu einem eigenen Staat zusammenschlossen und schließlich, beim Westfälischen Frieden 1648, die endgültige, anerkannte Trennung vom Reich vollzogen.

Auch das Hochstift, das weltliche Herrschaftsgebiet des Fürstbischofs, befand sich damit sowohl auf reichsdeutschem wie auf Schweizer Boden. Konflikte konnten deswegen auch nicht ausbleiben. Zwar war es, im Gegensatz zur Diözese, immer klein gewesen, mit nur geringer Bevölkerung und unbedeutendem Handel und Wirtschaft. Viele Hochstifte im Reich standen wesentlich größer und reicher da: Würzburg etwa, Bamberg, Speyer oder Augsburg. Wenige waren vergleichbar: Regensburg, Eichstätt oder Freising. Außerdem blieb das Gebiet des Konstanzer Hochstifts unzusammenhängend, ein verworrener Streubesitz. Für die damalige Zeit ein großer Nachteil, fehlten doch gerade in der Bodenseegegend und am Oberrhein gute Verkehrsverbindungen. So erschwerte der Streubesitz die Verwal-

¹ Siehe dazu: Immo EBERL, Dagobert I. und Alemannien, Studien zu den Dagobertsüberlieferungen im alemannischen Raum. Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 42 (1983), S. 7 ff., hier S. 19



Abb. 1 Die mittelalterlichen Diözesen am Oberrhein. (Aus: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977; Freiburg 1977, 13.)

tung der Herrschaft, die so in viele Obervogteiämter aufgeteilt werden mußte. Die Lage dieser Ämter (Abb. 2) kennzeichnet damit auch die Güterlagen des Hochstifts²:

Meersburg (für Meersburg, Markdorf, Stetten, Baitenhausen, Riedetsweiler, Daisendorf, Ittendorf, Raderach)

Gaienhofen (für Gaienhofen, Gundholzen, Horn, Stahringen)

Bohlingen (für Bohlingen, Bankholzen, Moos, Iznang)

Öhningen (für Öhningen, Schienen, Wangen, Roseneegg)

Reichenau (für Reichenau, Allensbach, Hegne, Kaltbrunn, Wollmatingen und den in der Schweiz gelegenen Orten Steckborn, Berlingen, Hörhausen, Ermatingen, Mannenbach, Triboltingen, Frauenfeld)

In der Schweiz lagen die Obervogteiämter:

Arbon (für Arbon, Egnach, Horn)

Bischofszell (mit Oteraach)

Güttingen

Gottlieben (für Gottlieben, Bättershausen, Bommen, Siegershausen, Tägerwilen, Landschlacht)

Kaiserstuhl

Zurzach (für Zurzach, Rietheim, Koblenz, Reckingen)

Außerdem waren viele Güter, deren Verwaltung durch Obervogteiämter zu ungünstig gewesen wäre, als Lehen verpachtet. Eine Liste von 1744³ zählt immerhin etwa 60 Lehen auf.

Eine General-Tabell, aufgefunden im Archiv Zeil⁴, enthält eine gewisse Besitzaufstellung und Beschreibung des Hochstifts. Sie ist datiert mit dem 11. Dezember 1717. Wir reproduzieren sie in Abb. 3 mit freundlicher Genehmigung des Archivs.⁵ Verfaßt ist sie von drei Herren, nämlich:

Oberamtmann, Rath und Praelat von Petershausen (bei Konstanz) Johann Leonhard Hieber;

Cantzleyverwalter und Rath des Grafen Montfort zu Tettnang, Andreas Purtscher; und

Bürgermeister, Kriegspräsident und Oberbauherr der Stadt Lindau, Johann Christoph Wegelin.

Danach besteht das Vermögen des Hochstifts in folgendem: Zwei Städte, sieben Dörfer, 22 Weiler, 19 Höfe, 1458 Häuser, 1632 Mannschaften (Haushaltungen), 2562 Jauchart und 9¾ Mannsgraben Reben, 9160 Jauchart Ackerfeld, 4634½ Mannsmahd Wißwachs (1 Mannsmahd = 1 Jauchart, Wißwachs = Wiese), 2121 Jauchart und 1½ Vlg Holtz (Vlg = vermutlich ein Vierling = ¼ Jauchart).

2 Nach: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, Erläuterungen zu Karte VI, 8. Auch hier wird bemerkt: „Zur bischöflich-konstanzischen Territorialpolitik und Gütergeschichte gibt es bisher keine Gesamtdarstellung, auch kaum Einzeluntersuchungen.“ (S. 15)

3 Fürstlich Waldburg-Zeil'sches Gesamtarchiv, Schloß Zeil, ZRa 703

4 Diese Tabelle (ZRa 693) ist im Wortlaut auch in dem zeitgenössischen Werk „Staats-Recht des fürstlichen Hoch-Stifts Costanz wie auch der fürstlichen Abbtey Reichenau, entworfen von Johann Jacob Moser, Leipzig, bei Caspar Heinrich Fuchs, 1740“ enthalten. Das Buch steht nahe zu der Reihe der 50 Bände „Deutsches Staatsrecht“, die Johann Jacob Moser 1737 bis 1754 verfaßte. 1759 wurde er als angeblicher Verfasser einer Schrift gegen den Württemberger Herzog Carl Eugen verhaftet und bis 1764 auf dem Hohentwiel gefangengehalten. Er gilt als der erste der „Reichspublizisten“, die sich mit der verwickelten Rechtslage des damaligen Reichs auseinandersetzten.

5 Der Verfasser ist dem dortigen Archivar, Herrn Oberstudienrat R. Beck, für die ihm wiederholt gestattete Einsichtnahme, wie auch für die Bereitstellung der Akten und die Fertigung von Kopien zu großem Dank verpflichtet.

Damit ergibt sich ein Gesamtlandbesitz des Hochstifts von etwa 7400 bis 7900 ha. Das entspricht etwa dem Vierfachen der heutigen Gemarkungsgröße von Meersburg (1200 ha) mit Daisendorf (250 ha) und Stetten (400 ha).

Haushalte gab es etwa so viele wie im heutigen Meersburg. Allerdings war die Personenzahl pro Haushalt größer, so daß man wohl auf etwa 8000 Bewohner schließen darf.

In der Tabelle wird die Anzahl von Pferden (631), Hornvieh (2338) und Schafen (79) angegeben. Auf etwa drei Haushaltungen traf also ein Pferd, auf drei Personen ein Rind. Letzteres gilt noch heute im Bodenseekreis. Die Schweinehaltung dürfte, am Verbrauch des fürstbischöflichen Hofes gemessen, noch wesentlich geringer als die Schafhaltung gewesen sein.

„Das gantze Vermögen zu Geld angeschlagen, sowohl der Immobilien als Pferd und anderen Vieh: 911 047 fl (Gulden) 13½ Kr (Kreuzer). Passiv-Schulden (Kredite) so die Gemeinden zur Bestreitung der Anlagen (Reichssteuern) machen müssen: 290 780 fl 10 Kr.“ Demnach betrug der Verschuldungsgrad der Kommunen etwa ein Drittel ihres Vermögenswertes.

„Über diese Tabell ist ferner anzumercken, daß

1me Die Mannschafft meistens nur in Reebleuthe und Tagelöhneren und keinen einzigen rechten Buren / der 20. biß 30. Jauchart in einem Oesch Acker-Feld anzusäen hat / bestehet.“

Ein Oesch (Zelg) Ackerfeld ist ein zusammenhängend liegendes Feld, welches im Rahmen der Dreifelderwirtschaft in einem Jahr in einer Art genutzt wurde, nämlich entweder für Winterfrucht (Dinkel und Roggen), Sommerfrucht (Hafer) oder Brache. 20 bis 30 Jauchart entsprechen 8 bis 18 ha. Ein „rechter Bur“ müßte also den dreifachen Besitz, also mehr als 24 ha bewirtschaften.

2do „Ist zu wissen / daß sowohl in Städten / als Dörffern nicht allein kein Commercium, sondern auch die Würthshäuser und Handthierungen in die geringste Consideration nicht zu ziehen seyn / weilen durch den Hoch-Stift nirgends eine recht-getriebene Land-Straß gehet / mithin die Unterthanen sich untereinander selbstn erhalten müssen / außer was an Weinen / so gar ein wenig ausmachet / in die nächste Nachbarschafft vertrieben wird / dargegen fast alle Früchten theuer erkauft werden müssen / wie dann schon umb Weyhnachten die Unterthanen / nur wenig ausgenommen / die Früchten kauffen müssen.“

Dem Mangel an Handel, Verkehr und Gastgewerbe ist ja in der Zwischenzeit gründlich abgeholfen worden.

3tie „Ist die Situation und Terrain dergestalt übel beschaffen / daß auß dem Wißwachs und Acker-Feld gar geringer Nutzen gezogen / auch an mehristen Orthen die Erden / weilen sie entweder gar zu lettig oder lauter Sand / oder morastig und der Überschwemmung exponirt / nicht und umb so weniger gebessert kan werden / als aus Mangel deß Stroh und Futters / der s.v. Dung nicht zu haben ist.“

Der ertragreichere Kartoffel- und Kleeanbau wurde erst in der Mitte des 18. Jh. eingeführt. Der Anbau von Wein spielte eine große Rolle, der von Obst wird hier nicht erwähnt.

4to „Seynd die Güther fast durchaus von denen piis Corporibus und außwärtigen Herrschafften mit Grund-Zinsen dergestalt hart beschwehrt / daß die Unterthanen offters nicht so vil daraus ziehen / daß sie gedachten Grund-Zinß bezahlen können / und dahero sehr mit Schulden beladen seynd.“

Innerhalb der Landesherrschaft des Fürstbischofs gab es also auch auswärtige Grundbesitzer und geistliche Korporationen (Klöster, Domherren, Kapitel), denen Grundsteuer gezahlt werden mußte. Auswärtige Grundbesitzer waren z. B. das fürstliche Stift in Lindau, die Klöster Salem, Kreuzlingen, Baindt usw.

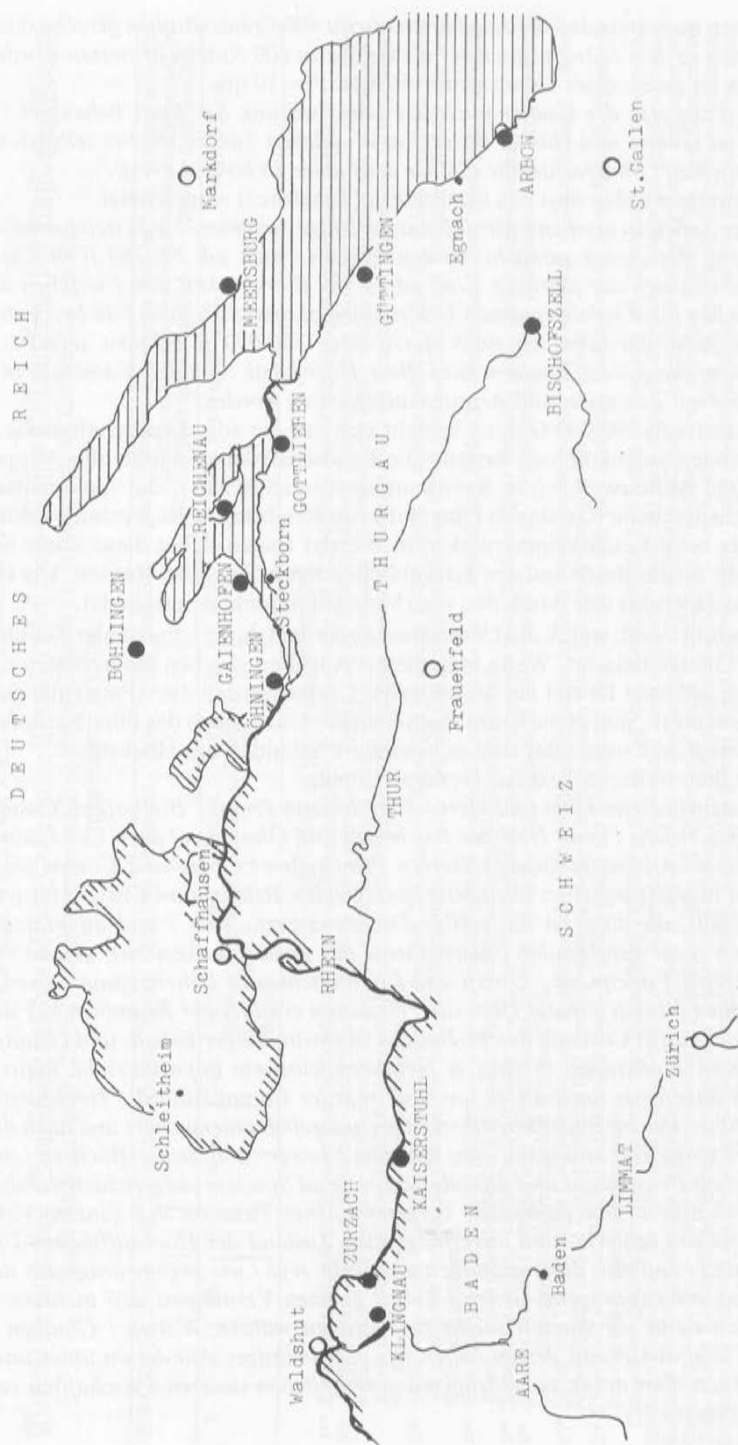


Abb. 2. Die Obervogteyer des Hochstifts Konstanz im 18. Jahrhundert. (● = Obervogteyeramt)

5to „Ist weiteres zu mercken / daß die Jaucharten nur zu 400 Creutz-Ruthen gerechnet seynd / ausgenommen in dem Mörspurgischen / als welche zu 600 Ruthen gemessen worden.“

Eine Creutz-Ruthe ist gleich einer Quadratrute = $(3,1m)^2 = 10\text{ qm}$.

6to „Haben die Taxatores der Güther noch bey Abschwörung des Eyds behauptet / daß dieselbe gar vil Güther und Häuser taxiret / umb welchen Tax sie solches selbstn nicht annehmen möchten / ohnerachtet die Güther dermahlen in hohem Preyß.“

Die Vermögenswerte wurden also von Gutachtern (Taxatores) eingeschätzt.

7mo „Ist auß diser Tabell zu ersehen / wie daß nur derjenige Schulden-Last / welcher bißhero zur Bestreitung der Anlag gemacht werden müssen / sich ad 290 780 fl in Capitali belauffet / wovon sich der jährliche Zinß ad 14 539 fl erstrecken thut / welchen allein aufzubringen bey disen wenigen armen Unterthanen ohnmöglich fallet / da bevorab

8to Dieselbe mit particular-Schulden noch darzu über 300 000 fl beladen seynd / und deswegen nicht allein sie / sondern auch Ihro Hochfürstl. Gnaden Camerale in der Schweiz öftters mit Processen und Arresten angefochten worden.“

Der Schuldenstand von 290 780 Gulden bezieht sich auf die sog. Landschaftskasse, für welche die Gemeinden aufzukommen hatten. Die Landschaftskasse mußte alle Ausgaben für das Polizei- und Militärwesen (die Kreiskontingentsmannschaft), die diplomatischen Vertreter des Hochstifts beim Kreistag in Ulm und beim Reichstag in Regensburg sowie für die Rechtsvertreter beim Reichskammergericht in Wetzlar tragen. Über diese Kasse liefen also die Steuern, die an das Reich und den Schwäbischen Kreis abgeführt wurden. Die Höhe der Steuern für das Hochstift war durch den sog. Matrikularanschlag festgesetzt.

Wie weiter ausgeführt wird, waren die Untertanen außerdem durch „Partikular-Schulden“ von über 300 000 Gulden belastet. Wenn man diesen Angaben glauben kann, beliefen sich damit die Schulden auf zwei Drittel des Vermögens. Leider werden die „Partikular-Schulden“ nicht näher erläutert. Sind es die Einzel-Schulden der Untertanen des Fürstbischofs, die sich zu solcher Summe addieren, oder sind es besondere Schulden des Hochstifts?

Aber folgen wir dem weiteren Text der General-Tabell:

„Demnach der Hochwürdigste Fürst und Herr / Herr Johann Frantz / Bischoff zu Costantz / deß Heil. Römischen Reichs Fürst / Herr der Reichenau und Öhningen / auch Coadjutor deß Bißtumb Augspurg)(. An unsere gnädige Herren Principalen / Obere und Committenten / unter vorgestelter Prägravirung eines allzugross obrtragenden Reichs- und Crayß-Matricular-Anschlags Sr. dißfalls allerdings in die völlige Decadenz zerfallener / und ad praestanda publica ohnmöglich mehr gefolgender Unterthanen / das gnädigste Ansinnen gethan / dass unsere gnädigen Herrn Principalen / Obern und Committenten in Behertzigung dessen sich gefallen lassen wollten / durch jemand Dero diser Situation erkundigter Beambten bey denen Aemptern deß Hoch-Stifts Costantz Reichs-Bodens zu einstmaliger Erhalt- und Gelangung einer höchst-billigsten Moderation in vires & facultates selbst ein unpartheysche Inquisition vorzunehmen; Als haben wir nach dieser uns übertragener Commission die Hochfürstliche Costantzische Aembter Reichs-Bodens berithen / alles ordentlich untersucht / und nach denen uns fideliter vorher vorgezeigt und inspicirten urbarien / Laeger und Steuer-Büchern / neben anderen authentischen Documentis und dißfalls de Specie ad Speciem aufgerichteten Tabellis, auch eydliche abgehört ac sine partialitate vorgenommener Taxation deß gantzen Vermögens befunden / und den schlecht- und unvernünftigen Zustand der Hochstiftlichen Unterthanen experimentiret / daß also dißes gründlich und wahr seye / wie gegenwärtige aus denen Special-Tabellis zusammengetragene General-Tabell gantzen Vermögens deß mehrern ausweist. Allermassen dann wir hiermit solche bey unseren wahren Worten / Glauben und Trauen attestiren; Und in Urkund dessen haben wir gegenwärtiges Atestatum unter unserer eigenhändigen Subscription neben vorgedruckten gewöhnlichen unseren Petschafften corroborirt von uns gegeben.

GENERAL TABELL,

Voraus die sambeliche Mannschafft und das völlige Collectable Vermögen des Hoch-Stiftes Costanz sambt des Fürstlichen Botten-
Hauſes Reichenau Reichs-Bodens / wie nicht weniger das Vieh und die Schulden / so zu Bestreitung der Collection gemacht
werden müssen / zu ersehen.

| Stadt. | Dörffer. | Wegler. | Höf. | Mannschafft. | Häuser. | Neeben. | Acker-Geld. | Wismach. | Holz. | Pferd. | Horn-Vieh. | Schaaſ. | Das ganze Vermögen zu Geld an / Passiv-Schulden so die Ges- geschlagen / sowohl der Immobilien meinden zu Bestreitung der als Pferd und anderen Vieh. Anlagen machen müssen. |
|--------|----------|---------|------|--------------|---------|---|-------------|----------------------------------|-------------------------------|--------|------------|---------|--|
| 2. | 7. | 22. | 19. | 1632. | 1458. | 2562. Zauchart- 94. Mann Graben. | 9160. | 46341. Zauchart. Mannsman. | 2121. Zauchart 12. Mlg. | 631. | 2338. | 79. | 911047. fl. 131. fr. 230780. fl. 118 |

Über diese Tabell ist ferner anzumerken / daß

- 1^{te} Die Mannschafft meistens nur in Neeb-Leuthe und Tagelöhner und keinen einzigen rechten Buren / der 20. bis 30. Jauchart in einem Acker-Geld anzusehen hat / besteht.
2^{te} Ist zu wissen / daß sowohl in Städten / als Dörffern nicht allein kein Commercium / sondern auch die Wirthshäuser und Handthierungen in die geringste Consideration nicht zu ziehen seyen / weilen durch den Hoch-Stift nirgends eine recht getriebene Land-Strasß geht / mithin die Unterthanen sich untereinander selbst erhalten müssen / außer was an Weinen / so gar ein wenig ausmachet / in die nächste Nachbarschaft vertrieben wird / dagegen fast alle Früchten theuer erkaufft werden müssen / wie dann schon um Weynachten die Unterthanen / nur wenig ausgenommen / die Früchten kaufen müssen.
3^{te} Ist die Situation und Terrain dergestalt übel beschaffen / daß aus dem Wismach und Acker-Geld gar geringer Nutzen gezogen / auch an mehrsten Orten die Erben / weilen sie entweder gar zu leetig oder lauter Sand / oder morastig / und der Überschwemmung exponirt / nicht und um so weniger gebessert kan werden / als aus Mangel des Strohs und Futters / der 4. v. Dung nicht zu haben ist.
4^{te} Seynd die Güther fast durchaus von denen pils Corporibus und aufwärtigen Herrschaften mit Grund-Zinsen dergestalt hart beschwert / daß die Unterthanen öfters nicht so vill daraus ziehen / daß sie gedachten Grund-Zins bezahlen können / und daher sehr mit Schulden beladen seynd.
5^{te} Ist weiters zu merken / daß die Jaucharten nur zu 400. Creutz / Ruhten gerechnet seynd / ausgenommen in dem Wörzburgischen / als welche zu 600. Ruhten gemessen worden.
6^{te} Haben die Taxatores der Güther noch den Abschöpfung des Eyds behauptet / daß dieselbe gar vil Güther und Häuser taxiret / umb welchen Tax sie solche selbst nicht annehmen möch-
ten / obnerachtet die Güther dennoch in hohem Preiß.
7^{te} Ist auß dieser Tabell zu ersehen / wie daß nur derjenige Schulden-Zast / welcher hithero zu Bestreitung der Anlag gemacht werden müssen / sich ad 290780. fl. in Capitali belauft / wovon sich der jährliche Zins ad 14539. fl. erstrecken thut / welchen allein aufzubringen bey diesen wenigen armen Unterthanen ohnmöglich fällt / da bevorab
8^{te} Derselbe mit particular-Schulden noch dazu über 300000. fl. beladen seynd / und deswegen nicht allein sie / sondern auch Ihre Hochfürstl. Gnaden Camerale in der Schweiz öfters mit Processen und Arresten angefochten worden.
Demnach der Hochwürdigste Fürst und Herr / Herr Johann Franz / Bischoff zu Costanz / des Heil. Römischen Reichs Fürst / Herr der Reichenau und Dehningen / auch Coadjutor des Bischofthum Augspurg etc. An unsere gnädige Herren Principalen / Obere und Committenten / unter vorgestellter Prägravirung eines allzugroß obtragenden Reichs- und Graß-Matricular-
Anschlags Sr. bißfalls allerdings in die völlige Decaden verfallener / und ad praesentia publica ohnmöglich mehr gefolgender Unterthanen / das gnädigste Ansehen gethan / daß unsere gnä-
dige Herren Principalen / Obere und Committenten in Beherzigung dessen sich gefallen lassen wolten / durch jemand Dero diser Situation erkundigter Beamten bey denen Aemptern des Hoch-Stifts Costanz Reichs-Bodens zu einstmahliger Erhalt- und Selangung einer hochbilligsten Moderation in vires & facultates selbst ein unpartheische Inquisition vorzunehmen / Als haben wir nach dieser uns übertragener Commission die Hochfürstliche Costanzsche Aembler Reichs-Bodens berithen / alles ordentlich untersucht / und nach denen uns fideliter vorher
vorgezeigt und inspicirten Urbarien / Edger und Steuer-Büchern / neben anderen authentischen Documentis / und bißfalls de Specie ad Speciem aufgerichteten Tabellis / auch endlich abge-
höret ac sine partialitate vorgenommener Taxation des ganzen Vermögens befunden / und beschlocht: und unvermögenden Zustand der Hoch-Stiftlichen Unterthanen experimentiret / daß
also alles dieses gründlich und wahr seye / wie gegenwärtige auß denen Special-Tabellis zusammen getragene General-Tabell ganzen Vermögens desmehreren außweist. Allermassen dann
wir hiemit solches bey unsren wahren Worten / Glauben und Ehren attestiren / Und in Urfund dessen haben wir gegenwärtiges Attestatum unter unsrer eigenhändigen Subscription neß
ben vorgedruckten gewöhnlichen unsren Reichs-Acten corroboret von uns gegeben. So geschehen in der Hochfürstl. Residenz-Stadt Wörzburg den 21^{ten} Decembris 1717.

(LS) Reichs Prälar: Petershausschen
Rath und Ober-Ambtmann /
Johann Leonhard Dierber.

(LS) Reichs Hochgräffl. Montfort. Rath
und Kanzler: Werwaster / Au-
dreas Purtscher.

(LS) Der Reichs-Stadt Lindau Deputatus, Johann
Christoph Wegelin / Bürgermeister / Krieger
Präsident und Ober-Bau-Herr.

So geschehen in der Hochfürstl. Residenz-Stadt Mörsburg, den 11ten Decembris 1717.“ (Unterschriften).

Soweit der Text. Die „General-Tabell“ will demnach den „unvermögenden“ Zustand des Hochstifts belegen, die geringe Finanzkraft, ja die Armut auch der Untertanen. Die bisherige zu hohe Reichssteuer habe mit dazu beigetragen, und daher sei eine Ermäßigung unbedingt erforderlich.

Der Inhalt des Dokuments ist andererseits, zumindest für uns heute, nicht selbsterklärend genug und gibt Anlaß zu Fragen, die etwa lauten könnten: Was ist Anlaß und Grund der angedeuteten Aktion? Wurde das Ziel erreicht? Wir wollen diesen Fragen nachgehen.

Der angeblich ungewöhnlich hohe Verschuldungsgrad ließ uns das noch vorhandene und zugängliche Archivmaterial auf Kassenaufzeichnungen hin überprüfen. Unterlagen über die Landschaftskasse, deren Schuldenstand sich auf 290 780 Gulden belief, konnten nicht durchgesehen werden. Es fanden sich aber Aufstellungen für die Cameralkasse des Hochstifts. Diese zweite Kasse hatte für alle Aufgaben, die nicht unter die Landschaftskasse fielen, aufzukommen. Das waren insbesondere der Unterhalt und die Besoldung der Diener- und Beamtschaft und die direkten Ausgaben für die Hofhaltung. Aus den Aufzeichnungen der Cameralbücher (ZRa 688) ergibt sich, daß die aufgenommenen Gelder oder genauer die Differenz aufgenommener und verliehener Gelder, für 1724, also sieben Jahre nach den Aufzeichnungen der General-Tabell (für 1717 fehlen die Angaben), nur ca. 18 000 fl ausmachen. Bis 1728 gleichen sich Soll und Haben fast einander an; es wird dort nur noch ein Schuldenstand von 5000 fl verzeichnet. Welch ein ausgeklügeltes Finanzsystem, das zwei Kassen schafft, und damit die Schulden dem Volk aufbürdet, während der Hof fast unbeschwert lebt! Aber wohl typisch für diese Zeit der absolutistischen Herrschaften.

Außerdem finden sich in einer etwas jüngeren handschriftlichen Aufzeichnung von 1739 (ZRa 693) eine Liste der Cameralpassiva. Wir geben sie im Originaltext, soweit lesbar wieder:

„Designation der bey dem Hochstift Costantz mit Georgi 1739 vorgeweffenen Passiv-Capitalien.

| | |
|---|----------|
| <i>Bey dem Hofcammerambt</i> | |
| <i>Denen heil. Jesuiten in Costantz</i> | 8 333 fl |
| <i>Dem lanischen (?) Stipendio</i> | 939 |
| <i>Der Statt Mörsburg</i> | 2 000 |
| <i>Wilsterisch Capital undt Weinhauß greter (?)</i> | 100 |
| <i>Der Pfarr Ittendorf</i> | 3 000 |
| <i>Bernhardin weffer zu Schaffhausen</i> | 3 000 |
| <i>Dem Stift St. Johann in Costantz</i> | 1 000 |
| <i>Bischofszell</i> | 1 500 |
| <i>Klingnau</i> | 2 620 |
| <i>Fischcalambt</i> | 4 482 |
| <i>Frauenfeldt</i> | 10 695 |
| <i>Freyburg</i> | 2 500 |
| <i>Gottlieben</i> | 1 200 |
| <i>Gaienhofen</i> | 600 |
| <i>Kaiserstuhl</i> | 1 000 |
| <i>Öhningen</i> | 3 200 |
| <i>Reichenau</i> | 10 842 |
| <i>Radolfzell</i> | 1 899 |
| <i>Schaffhausen</i> | 47 800 |

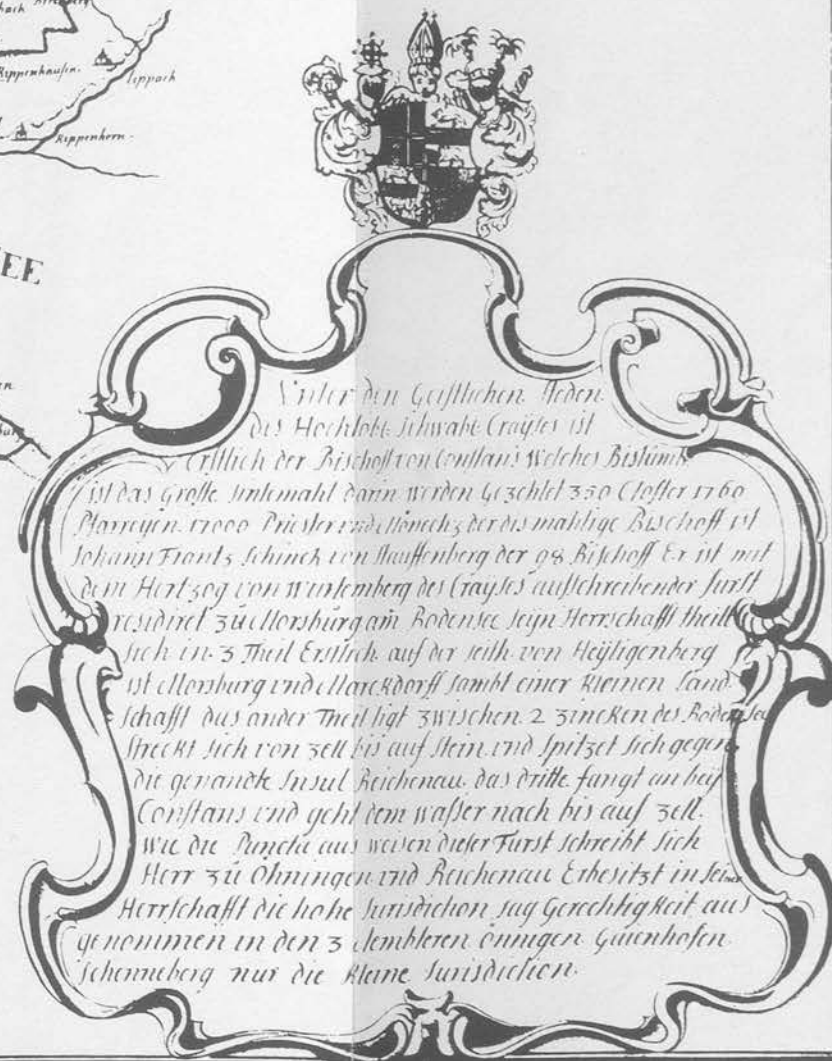
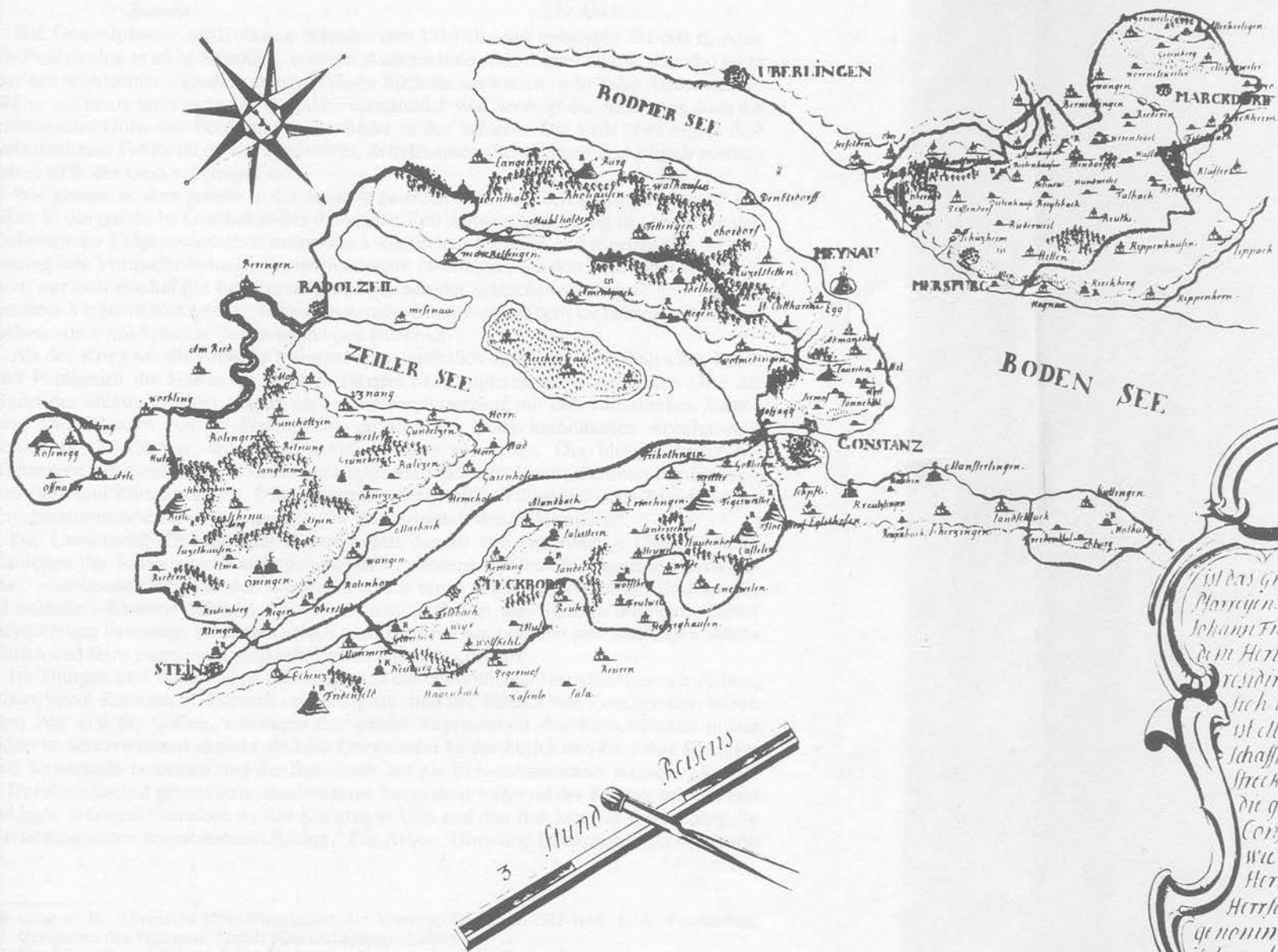


Abb. 4 Karte des Hochstifts Konstanz von etwa 1725 von Jacques de Michal. (Original im Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe, Sign. HfK/Hd 24)

| | |
|--|-------------------|
| <i>Schleitheim</i> | 27 090 |
| <i>Untervogtei</i> | 2 834 |
| <i>Zürich</i> | 38 298 |
| <i>Zu diesem kommt der anno 1739 dem</i> | |
| <i>Seckelamt nacher Zürich a 70 / m v.</i> | |
| <i>wegen Forst und Jurisdiction</i> | |
| <i>verblibener Rechtsantheil</i> | <u>56 000</u> |
| <i>Summe</i> | <i>230 934 fl</i> |

Die Gesamtpassiva der Hofkasse belaufen sich 1739 also auf immerhin 231 000 fl. Aber als Passiva sind es nicht Schulden, sondern Außenstände. Die Cameralkasse war also nicht nur fast schuldenfrei, sondern führte in ihren Büchern auch noch recht hohe Außenstände. Wenn uns heute auch nicht alle Angaben verständlich sind, so zeigt die Auflistung doch die erstaunliche Höhe der Forderungen an Städte in der Schweiz. Die wohl über einige Zeit aufgelaufenen Fehlbeträge von Frauenfeld, Schaffhausen, Schleithelm und Zürich machen schon 80 % des Gesamtbetrages aus.

Wie konnte es aber gerade in der Schweiz zu solch hohen Außenständen kommen? Ein Blick in das politische Geschehen der damaligen Zeit vermag Aufklärung zu geben.⁶ In den Gebieten der Eidgenossenschaft hatten die katholischen Kantone, die sogenannten 5 Orte, bislang ihre Vormachtstellung behaupten können, obwohl sie, seit den Jahren der Reformation, nur zwei Fünftel der Bevölkerung stellten. Mit der Schlacht von Kappel, 1531, hatten sie diese Vorherrschaft erlangt. Danach boten die Bündnisse mit dem katholischen Ausland, insbesondere mit Spanien, den notwendigen Rückhalt.

Als der Krieg um die Erbfolge Spaniens dann zusätzlich auch noch dem deutschen Reich und Frankreich die Hände für sonstige Handel band, nutzten die reformierten Orte die Gunst der Stunde zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit den katholischen Kantonen. Der Fürstabt von St. Gallen, der als Vertreter eines katholischen Absolutismus besonders verhaßt war, wurde aus seinen Landen vertrieben. Der blutige Kampf bei Villmergen 1712 endete mit dem Sieg der reformierten „acht Orte“, die unter der Führung von Bern und Zürich standen. Dieser Ausgang des zweiten Villmerger oder Toggenburger Krieges begründete für eine lange Zeit die Vorherrschaft der Reformierten.

Die Landstriche Thurgau und Baden waren damals den eigentlichen 13 Orten oder Kantonen der Schweiz noch nicht gleichgestellt, sondern wurden als „gemeine Herrschaften“ gemeinschaftlich von den Kantonen durch einen Obervogt verwaltet. Solange die katholischen Kantone führend waren, wurden auch dort die Belange der katholischen Bevölkerung bevorzugt behandelt. Nach dem Umsturz konnten die nun mächtigen Städte Zürich und Bern einen stark antikatholischen Kurs einschlagen.

Im Thurgau und Baden lagen nun aber auch die bischöflichen Herrschaften, wie Arbon, Bischofszell, Kaiserstuhl, Zurzach und Klingnau, und der Bischof von Konstanz war, neben dem Abt von St. Gallen, sozusagen der zweite Repräsentant des Katholizismus in der Schweiz. So verwundert es nicht, daß die Truppen der Städte Zürich und Bern nun Klingnau und Kaiserstuhl besetzten und die Bewohner auf die Eidgenossenschaft schwören ließen.

Der Fürstbischof protestierte, machte seine Neutralität während des Krieges geltend und beklagte in langen Schreiben an den Kreistag in Ulm und den Reichstag in Regensburg die Verletzung seiner angestammten Rechte.⁷ Für Arbon, Horn und Bischofszell seien das, wie

⁶ siehe z. B.: Ulrich IM HOF, Geschichte der Schweiz, Stuttgart, 1981 und: J. A. PUPIKOEFER, Geschichte des Thurgaus, Zürich 1830 und spätere Auflagen.

⁷ Das folgende nach Johann Jacob MOSER (siehe Anmerkung 4), Kapitel 6.

wortreich in verschiedenen Memorials ausgeführt wird, die „*alljegliche Jurisdiction*“, bei den übrigen Ämtern, wie auch für Klingnau und Kaiserstuhl, die „*Jurisdiction in civilibus*“. Die Rechtsprechung „*in criminalibus*“ sei zugegebenermaßen bei den Eidgenossen, aber das auch nur, insofern es die „*Execution*“ anbelange. Die „*Cognition*“ in Malefiz-Sachen gehöre zu den Rechten des Hochstifts.

Die Eidgenossen aber argumentierten, daß alles, was sich auf Schweizer Boden befände, grundsätzlich der eidgenössischen Souveränität unterliege. Das „*Jus collectandi aber und andere hohe landesherrliche Jura*“ käme ihnen alleine zu. Dem Bischof könnten allenfalls nur die „*niederer Gerichte zugestanden und attribuiert werden*“. Außerdem seien „*alle die Gerechtigkeiten, so dermalen Costanz besizet, Gratification, welche die Landes-Obrigkeit von Zeit zu Zeit vertheilet*“. Und sie drohen „*. . . daß, wann ein Landsass sich solchergestalt gegen seine Hohe Landes-Obrigkeit aufführet*“ – wie es der Bischof mit seinen Klagen an den Reichstag tue – „*selbiger sich seiner Güter verlustigt machet. Weillen man aber eidgenössischer Seits anjezo mit einem Gerichts-Herren zu thun hat, welcher zugleich ein vornehmer Bischof und Stand des Heil. Röm. Reichs ist, so will man hier von Glumpfs halber lieber abstrahieren . . .*“ (S. 98). Daß der Bischof auch nicht das Recht habe, das *Jus collectandi* auszuüben, d. h. die Reichssteuern aus seinen Schweizer Gütern einzunehmen, habe er ja außerdem selber schon 1663, in einer früheren Eingabe an den Reichstag um Ermäßigung des Steueranschlags eingestanden. Es heißt dazu wörtlich (S. 96):

„*Daß aber Ihre Fürstliche Gnaden zu Costanz sothanes Jus über die Einwohner dero in der Eydgenossenschaft belegen Gerichten nicht zu exerciren vermögen, solches haben sie vormals auf öffentlichen Reichs-Tag durch dero Abgesandten selbst gestanden; Allermassen derselbe Anno 1663. den 13. Octobris, als über die Rectification der Reichs-Matricul im Hochlöblichen Fürsten-Rath deliberirt wurde, pro causa moderandi Quanti Matricularis in seinem Voto unter andern angeführet, daß sein gnädigster Herr dero Unterthanen in der Schweiz nicht collectiren könne. Der Passus concernens jezt erwehnten Voti lautet wie folget: ,Neben dem, daß des Fürstl. Stifts Costniz meiste Unterthanen und mehr dann drey Viertheil in der Schweiz gelegen, von denselben aber man nicht den geringsten Beytrag, oder einigen derselben ad onera Imperii zu collectiren hätte, da doch in deren Consideration das Stift in einen respectu der wenigen Reichs-Unterthanen, so hohen Reichs-Anschlag angesetzt worden.‘ In welchem Voto des Herrn Bischoffs zu Costanz in der Schweiz befindliche Gerichts-Unterthanen gar deutlich und accurat unterschieden werden.*

Gleichwie nun bekannt, daß das *Jus collectandi Subditos* eines der vornehmsten Kennzeichen *Supremi Dominii & Superioritatis Territorialis* sey und weme jenes nicht competire, derselbe sich auch dises nicht arrogiren und zuschreiben könne: also erhellet auch hieraus unter anderen Sonnen-klar, wie Sr. Fürstlichen Gnaden Intention wegen praetendirender Landes-Oberkeit über dero Gerichts-Einwohner in der Schweiz im geringsten nicht fundirt, und sie daselbst nur als ein Landsaß zu consideriren seyen; hingegen aber denen Regierenden Eydgenössischen Orten, sowohl in der Grafschaft Baaden, als im Thurgeuw, über gedachte Eingessene die Souveraineté und das *Summum Dominium* alleine zustehe.“

Franz von Stauffenberg, der rührige Inhaber des Fürstbischofstuhls⁸, wandte sich daraufhin an Kaiser Karl VI. und bat um Unterstützung. Er schlug vor, die Klauseln des Westfälischen Friedens von 1648, mit dem das Reich den Eidgenossen die Unabhängigkeit zugestanden hatte, nachträglich so zu präzisieren und zu erweitern, daß die Rechte des Konstanzer Bischofs auf Schweizer Boden unbeeinträchtigt blieben und bestätigt würden.

⁸ Über Franz von Stauffenberg berichtete der Verfasser schon früher in dem Aufsatz: Fürstbischof Stauffenberg und sein Hof in Meersburg, Glaserhäusle, Meersburger Blätter für Politik und Kultur, Heft 3, 1982, S. 22–26.

Aber das Reich und der Habsburger Kaiser waren tief in den Spanischen Erbfolgekrieg verstrickt; man hatte gegen Spanier, Franzosen, Ungarn und Bayern zu kämpfen. So brachte man wenig Verständnis für die Klagen des Konstanzer Bischofs auf, dem die Schweiz einen Teil seines Hochstifts streitig machte. Die kaiserlichen Gesandten zu den Friedensverhandlungen im schweizerischen Baden, wo schließlich 1714 der Spanische Erbfolgekrieg beendet werden sollte, wiesen so auch das Ansinnen des Konstanzer Bischofs ab, weil „keine Connection“, d. h. keine rechtliche Verknüpfung zwischen beiden Friedensverträgen bestünde. Eine etwas fadenscheinige Begründung, war doch sogar die Schweiz in die Friedensverträge mit aufgenommen worden.⁹

Aber Stauffenberg blieb hartnäckig und suchte weiter im Reich um diplomatische Unterstützung nach. Wie schon sein Vorgänger 1663, argumentierte er erneut: Da sein Hochstift so stark geschwächt sei, immerhin seien 8000 Untertanen in der Schweiz seiner „Collection“ entzogen, sei er nicht mehr imstande die volle Reichssteuer, den sog. Matrikularanschlag zu bezahlen. Die Reichssteuer bestand vor allem in der Stellung und dem Unterhalt von Truppen, dem sog. Reichskontingent, war also besonders in Kriegszeiten belastend. Während des späteren Österreichischen Erbfolgekrieges (1740–1745), stellte das Hochstift z. B. allein fast 70 Reiter und Fußtruppen. Zum Beweis seiner aktuellen Finanzlage ließ er also die oben besprochene General-Tabell, die den „unvermögenden Zustand des Hoch-Stifts“ darlegen sollte, erstellen und verbreiten.

Aber der Bischof konnte die Ermäßigung der Reichssteuern nicht durchsetzen. Johann Jakob Moser schreibt wörtlich: „Es hat aber doch . . . das Hoch-Stift Costanz in diesem seinem Gesetz bey dem Reich bishero noch nicht reussieren können.“ Vielleicht auch deshalb, weil jedermann wußte, daß der Matrikularanschlag so genau gar nicht genommen und beileibe nicht eingetrieben werden konnte. Er war mehr oder weniger ein freiwilliger Beitrag der Herrschaften zur Friedenssicherung des Landes. Und die mit seiner Hilfe aufgestellten Truppen dienten schließlich ja auch der Reputation. Wer wollte schon als arm gelten? So war der Antrag auf Ermäßigung des Reichsmatrikularanschlages wohl eher ein Hilfsmittel, ein Vorwand, um auf die verlorenen Rechte und Einkünfte in der Schweiz aufmerksam zu machen und um auf Wiederherstellung oder Schadensersatz zu drängen.

Vier Jahre später, 1718, ließ sich Kaiser Karl auch zu einer Ermahnung an die Eidgenossen bewegen, die „Gerechtsame“ des Konstanzer Bischofs, wie sie vor 1712 bestanden hatten, wieder herzustellen. Die Schweizer antworteten aber kühl und knapp es sei doch alles Rechts. Und so blieb es, selbst wenn es der Fürstbischof nicht anerkennen wollte. Johann Jakob Moser berichtet dann auch noch für die folgenden Jahrzehnte: „Es mochte kein Mittel gefunden werden, die Ansprüche des Bischofs und der Eidgenossen auszugleichen.“¹⁰

Die dem Bischof verbliebene Landesherrschaft zeigt eine zeitgenössische Karte des Hochstifts Konstanz (Abb. 4). Sie wurde von dem Kartographen des Schwäbischen Kreises, Jacques de Michal, noch vor 1725 hergestellt. Das Original befindet sich im Generallandesarchiv Karlsruhe¹¹ und hat die Größe 43×64 cm (Maßstab 1:100 000). Die Karte war bislang unveröffentlicht geblieben. Ein Literaturvermerk zum historischen Atlas von

⁹ IM HOF, S. 73.

¹⁰ Siehe auch: Rudolf REINHARDT, Die Beziehungen von Hochstift und Diözese Konstanz zu Habsburg-Österreich in der Neuzeit, 1966, S. 111: „Stauffenberg hatte von Anfang seiner Regierung an versucht, die bischöflichen Finanzen in Ordnung zu bringen und die Hochstiftsverwaltung zu reformieren . . . Eine monographische Darstellung dieser Bemühungen steht noch immer aus.“

¹¹ (HfK/Hd 24) Für die freundliche Genehmigung zur Reproduktion sei dem General-Landesarchiv Karlsruhe recht herzlich gedankt.

Baden-Württemberg, Beiwort zu VI, 9 machte auf das Werk Jacques de Michals aufmerksam.¹²

Die stärker umrandeten Gebiete – der Rand ist im Original gestrichelt und farbig angelegt – sind die des Hochstifts: Eindeutig ist der Bereich um Meersburg und Markdorf zu erkennen, ebenso auch der Bereich um die Insel Reichenau mit einem Streifen auf dem südlichen Bodanrück, mit der Mettnau bei Radolfzell, der Burg Rosenegg bei Singen und der gesamten Höri. Dieses sind die dem Bischof verbliebenen Gebiete des Hochstifts auf reichsdeutschem Gebiet. Auf Schweizer Boden liegt das Gebiet um Güttingen, wie auch das um die Vogtei Gottlieben und Steckborn. Für dieses Schweizer Territorium hatte der Bischof, wie oben ausgeführt, spätestens seit 1712 die hohe Gerichtsbarkeit verloren. Für die Höri besaß er, wie der Kartentext besagt, auch nur die niedere Gerichtsbarkeit. Die übrigen entfernter liegenden Besitztümer auf reichsdeutschem Gebiet (z. B. Rötteln bei Kaiserstuhl) und auf Schweizer Gebiet (wie z. B. in Arbon, Bischofszell, Klingnau, Zuzach) sind in dieser Kartendarstellung nicht enthalten.

Die Kartenzeichnung und Beschriftung erfolgte von Hand; als Vorlage kam sie jedoch nie zum Druck, wie es wohl vorgesehen sein mochte. Sie gibt die Ortstypen (Stadt, Dorf, Weiler, Burg, Kloster) an, enthält die Namen und zeigt schematisch Wald- und Weinbaugebiete. Straßenangaben fehlen leider völlig.

Die Grenze zum Gebiet des Klosters Salmannsweiler verlief, wie auch die Karte angibt, u. a. zwischen Daisendorf und Gebhardsweiler (bei Meersburg). Noch heute findet der aufmerksame Spaziergänger im Waldgebiet Lichtenberg, hinter dem Schützenhaus in Daisendorf, viele alte Grenzsteine mit den eingemeißelten Insignien der ehemaligen Herrschaften, dem Kreuz des Hochstifts Konstanz und dem S des Klosters Salem.

Auf welches Gebiet des Hochstifts beziehen sich nun die Angaben der General-Tabell? Sie selbst gibt ja außer der Reichenau keine Namen an, sondern lediglich die Anzahl der Städte, Dörfer, Weiler und Höfe. Da die Reichssteuer nur vom Landesherrn eingezogen werden konnte, kann sie sich nur auf das Gebiet beziehen, für welches der Bischof die Landesrechte, sprich die Hohe Gerichtsbarkeit besaß, und das war das Gebiet um Meersburg und Markdorf, diese zwei angegebenen Städte, und das Gebiet der Obervogtei (des Gotteshauses) Reichenau mit den Dörfern Markelfingen, Allensbach, Hegne und Wollmatingen, so wie es die Karte zeigt. Eine Verifizierung anhand der Anzahl der Dörfer, Weiler und Höfe ist schwierig, weil die Zuordnung bei den verschiedenen Aufstellungen von General-Tabell, Karte und späteren Auflistungen¹³ nicht eindeutig ist.

Nicht enthalten sind in der Aufstellung der General-Tabell die Güter aus den Gebieten, die unter fremder Landesherrschaft standen, wie die auf der Höri und in der Schweiz. Ihre Einnahmen gingen, wen wundert's, ja auch direkt in die Cameralkasse, in die des Hofes.¹⁴ Und darüber sagt diese Tabelle nichts aus.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Eberhard Achtermann, D-7758 Meersburg, Rieslingweg 6

12 A. SCHÄFER, Ein unbekannter Atlas der Territorien des Schwäbischen Kreises von Jacques de Michal, *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* 26 (1967), S. 354–373.

13 Marlene FLEISCHHAUER, Das geistliche Fürstentum Konstanz beim Übergang an Baden, Heidelberg 1934, hier Anhang I, Ämter des Fürstentums Konstanz mit Stand des Jahres 1803.

14 dto. hier S. 19 ff.

Eine Freundschaft über den Bodensee. Briefe zwischen Joseph von Laßberg und Carl Johann Greith

Ein Beitrag zur schweizerisch-deutschen Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts

VON ARTHUR BRUNHART

Erster Teil

Joseph von Laßberg, der einen bedeutenden Beitrag für die Geschichtsschreibung des Bodenseegebietes geleistet hat¹ und den der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1877 anlässlich einer Gedenkfeier in Meersburg ehrte², ist in den vergangenen Jahren als „Mittler und Sammler“³ und als Helfer der führenden Germanisten und Historiker seiner Zeit erneut ins Interesse gerückt. Sein Leben und Werk erschließen uns die Korrespondenzen des Freiherrn, dessen Interessen und Briefpartner weit gestreut waren⁴ und der, mitteilksam und mit einem leichtfüßigen und auch eigentümlichen Stil begabt, ein außerordentlich fleißiger Briefschreiber war⁵. Teile seines in alle Welt verstreuten Briefnachlasses tauchen fast regelmäßig auf.

Einer seiner Partner war der gebürtige Rapperswiler Carl Johann Greith⁶, der im Rahmen der St. Galler Stiftsgeschichte ebenfalls zur Geschichtsschreibung des Bodenseegebietes beigetragen hat. Dieser Briefwechsel, der als verschollen galt und an den schon Eduard Vischer⁷ einige Hoffnung geknüpft hat, gibt, obwohl nicht vollständig erhalten, Einblick in das persönlich-vertraute Verhältnis zwischen dem Freiherrn und Greith und zeigt einiges der verwandten politischen Ansichten des Adligen Laßberg, eines nach Ritterart lebenden und ritterlich denkenden Mannes, und des rasch aufsteigenden Bürgers und Klerikers Greith. Er wirft ein Licht auf die ähnlich gelagerten wissenschaftlichen Interessen und fügt einen Stein zur Geschichte der Entstehung der berühmten Sammlungen Laßbergs bei, die, wie sich seine Schwägerin Annette von Droste-Hülshoff ausdrückte⁸, die „Nibelungen-Steckenreiter“ von nah und fern aufsuchten.

1 Max BINDER, Über Joseph Freiherrn von Laßberg und seinen Anteil an der Geschichtsschreibung des Bodenseegebietes. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 57 (1929), S. 83–116.

2 August NAEF, Worte des Angedenkens bei der Gedächtnisfeier des sel. Freiherrn Joseph v. Laßberg. In: EBDA. 9 (1878), S. 75–77.

3 Karl S. BADER (Hg.), Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Stuttgart 1955.

4 Vgl. Hildegund BECKMANN-RITZEL, Schrifttum von und über Joseph von Laßberg. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 395–413, bes. S. 397–400, das seither um manches angewachsen ist.

5 Vgl. dazu Martin HARRIS, Joseph Freiherr von Laßberg 1770–1855. Studien zu seinem Wirken und Werk. Lizentiatsarbeit (2 Bde., polykop.), Freiburg/Schweiz 1984.

6 Greiths Biographie ist z. Z. in Bearbeitung, sein Briefwechsel wird für eine Edition vorbereitet.

7 Eduard VISCHER (Hg.), Politik und Freundschaft. Der Briefwechsel des Freiherrn J. von Laßberg und K. R. Tanners. Aarau 1949. SA. aus Argovia 60 (1948), S. 89–149, S. 99.

8 Othmar SCHEIWILLER, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. Einsiedeln 1926, S. 83.

Joseph Freiherr von Laßberg, bekanntester Sproß des um 1665 aus dem Lande ob der Enns nach Süddeutschland ausgewanderten und in den Dienst der Öttingen, Hohenzollern, Württemberg, Thurn und Taxis sowie der Fürstenberg getretenen Zweiges der Laßberg⁹, wurde am 10. April 1770 in Donaueschingen geboren. Wie sein Vater, der strenge, redliche, nicht sehr bedeutende fürstenbergische Rat und Oberjägermeister Joseph Maria von Laßberg, trat er nach Schulbesuchen im Kloster Salem und im Josephinischen Gymnasium Donaueschingen, einem darauf folgenden Dienst im Husarenregiment des Herzogs von Orléans und juristisch-kameralistischen Studien in Straßburg und Freiburg im Breisgau gemäß der Familientradition in den Dienst der Fürsten von Fürstenberg. 1792 Oberforstmeister in Heiligenberg, verheiratete er sich 1795 mit Maria Anna Ebinger von der Burg, erwarb drei Jahre später für kurze Zeit das ritterschaftliche Gut Helmsdorf, mit dem die Mitgliedschaft zum Kanton Hegau der Freien Reichsritterschaft in Schwaben verbunden war und stieg 1804 zum Landesforst- und Jägermeister der fürstenbergischen Zentralverwaltung in Donaueschingen auf. Hier wie auch in Helmsdorf¹⁰ erwarb sich Laßberg die meisten seiner Kenntnisse in den historischen Grundwissenschaften, das Rüstzeug für seine spätere, verdienstvolle Tätigkeit auf den Gebieten der mittelalterlichen Geschichte und Germanistik und legte den Grundstock für die weitem berühmte Sammlung von Handschriften, Drucken und Kunstwerken¹¹. Seit 1809, als die Fürstin Elisabeth zu Fürstenberg, eine gebildete, freidenkerische und kunstsinnige Frau, für ihren unmündigen Sohn Karl Egon nach dem Wechsel der Regierung des Hauses Fürstenberg an die böhmische Linie (1805) die Vormundschaft übernommen hatte, war Laßberg, den ein inniges Verhältnis mit der Fürstin verband, faktisch Leiter der Verwaltung. Die vielfältigen Versuche Laßbergs und der Fürstinwitwe, für das 1806 mediatisierte und gebietmäßig an Baden, Württemberg und Hohenzollern-Sigmaringen verteilte Fürstentum die Souveränität wiederzuerlangen, scheiterten allesamt. Antinapoleonisch und proösterreichisch gesinnt, setzten sie und die übrigen Mediatisierten, darunter der mit Laßberg bekannte Freiherr vom Stein, ihre Hoffnungen auf Kaiser Franz II. von Österreich. Vor diesem verlas Elisabeth als Delegationsleiterin der mediatisierten Fürsten und des Reichsadels am 15. Oktober 1815 ein von Laßberg verfaßtes Dokument und trug Franz die deutsche Kaiserkrone an. Alle Bemühungen blieben umsonst. Erst 1818 erhielt das standesherrliche Haus Fürstenberg von der badischen Regierung einige Rechte zugestanden, die anderen Mediatisierten versagt blieben¹².

Randereignisse anlässlich des Wiener Kongresses, die für Laßbergs Leben einige Bedeutung besitzen, sind die Gründung des Adelsverein „die Kette“¹³ und die „Wollzeilergesellschaft“¹⁴. Der Adelsverein, von einer kleinen Gruppe ins Leben gerufen, sollte über ein moralisches und politisches Bildungsprogramm den Adel stärken und ihn „als Mittelpunkt und wahre Stütze der Freiheit zwischen regierenden Fürsten und Volk“ einer neuen Aufgabe zuführen und etablieren¹⁵. Als treibende Kraft der „Kette“, schon 1817 aufgelöst,

9 Hermann WIESER, Der Donaueschinger Zweig der Familie Laßberg. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 51–64; Rudolf ARELT, Beitrag zur Geschichte der Grafen und Freiherren von Laßberg. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 107 (1962), S. 290–321.

10 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 24 f.

11 Christian Altgraf zu SALM, Laßberg als Kunstsammler, und Eduard JOHNE, Laßberg und die F. F. Hofbibliothek. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 65–87 bzw. 379–393.

12 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 30 ff.

13 Johann Ludwig KLUEBER (Hg.), Akten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815, Bd. 6, Neudruck Osnabrück 1966, Nr. XXXV, S. 452–460.

14 Volker SCHUPP, „Wollzeilergesellschaft“ und „Kette“: Impulse der frühen Volkskunde und Germanistik. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 100 (1981), S. 4–31.

15 Protokoll über die Arbeitssitzung am 23. Februar 1980 im Konstanzer Ratsaal, Nr. 236: Vortrag von Volker SCHUPP, Mediävistik und Germanistik am Rande des Wiener Kongresses. Jacob Grimm und Joseph von Laßberg. Hg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte (polykop.), S. 3.

war Laßberg stark engagiert, und er gab seiner grenzenlosen Enttäuschung und Verbitterung über das Desinteresse des Adels 1817 gegenüber Karl Friedrich von und zu Brenken Ausdruck: „*Von der Kette mein Freund! mag ich nichts mehr hören, es war ein schöner Traum, einer der schönsten der mir am Abend meines Lebens erschien und mich wirklich vergessen machte, daß ich bereits über das Perihelium meines Daseins hinüber war. Ein Resultat hat mir die Sache doch zurückgelassen – die Überzeugung, daß die Mehrzahl des deutschen Adels sein Schicksal nicht ungeschuldet trägt.*“¹⁶ Der Adel sei ausgeartet wie das Zeitalter und kein Stand in Deutschland habe eine Reformation so notwendig¹⁷.

Die „Wollzeilergesellschaft“, vom kurhessischen Legationssekretär Jakob Grimm Ende 1814 anlässlich des Wiener Kongresses als Fortsetzung des von Friedrich Schlegel und Adam Müller gegründeten „Kränzchens“ ins Leben gerufen und heute als „Beginn der Volkskunde als Wissenschaft“ bezeichnet¹⁸, rief zur Aufsammlung der Volkspoesie auf. Auch dieser bürgerliche Verein, dem Laßberg als Mitglied angehörte, vermochte keine dauernde Wirksamkeit zu entfalten und kam zu keiner eigentlichen wissenschaftlichen Tätigkeit. Von Bedeutung nicht nur für Laßberg sind jedoch die Impulse politischer und gelehrter Art, die von diesen Vereinen ausgingen. In diesem Zusammenhang zu sehen ist der Erwerb der Nibelungenhandschrift C durch Laßberg, um die herum seine Sammlungen wuchsen.

1817 nahm der politisch etwas resignierende Laßberg in Eppishausen, nicht weit vom thurgauischen Ufer des Bodensees, seinen Wohnsitz, auf einem Gut, das er 1812 erworben und das ehemals den Herren von Helmsdorf und dem Kloster Muri gehört hatte¹⁹. Jedes Jahr verbrachte auch Fürstin Elisabeth hier einige Monate. Als Privatgelehrter erweiterte er seine Sammlungen und betrieb historische und germanistische Studien. Nach dem Tode der Fürstin Elisabeth am 21. Juli 1822 tief erschüttert über den Verlust der „Fürstin deutscher Frauen“, folgte ein Jahrzehnt rastloser Sammeltätigkeit, die seine Vereinsamung aber nicht zu überdecken vermochte. 1834 schließlich verheiratete sich Laßberg mit der westfälischen Freiin Maria Anna (Jenny) von Droste-Hülshoff, der älteren Schwester der Annette von Droste, die häufig Gast auf Eppishausen war und das dortige Leben in ihren Briefen beschrieb²⁰. Die veränderten politischen Verhältnisse in der Schweiz, finanzielle Gründe und schließlich auch der Einfluß der Schwestern Droste, denen Land und Leute eher fremd blieben²¹, führten 1837 zum Kauf der Meersburg am Bodensee und zur Veräußerung des Gutes Eppishausen²². Feststellen läßt sich zu dieser Zeit bei Laßberg eine zusehends konservativere Haltung, zunehmendes Befremden gegenüber politischen Veränderungen, verstärkter Antiliberalismus und eine tiefer werdende Abneigung gegen Revolution und Empörung. Unter dem Einfluß der westfälischen Verwandtschaft schließlich vollzog Laßberg die Hinwendung zu einem gläubigen Katholizismus.

Während der 17 Jahre, die Laßberg auf der Meersburg bis zu seinem Tod am 15. März 1855 verblieben, vergrößerte er weiterhin seine Sammlungen und stellte diese immer

16 Alfred COHAUSZ (Hg.), Der Schwager der Annette von Droste. 20 unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph von Laszberg aus den Jahren 1814–1849. In: Westfälische Zeitschrift 95 (1939), S. 45–87, S. 49; vgl. Protokoll (wie Anm. 15), S. 4.

17 COHAUSZ, Der Schwager der Droste (wie Anm. 16), S. 55 f.

18 Protokoll (wie Anm. 15), S. 2.

19 Darum nennt sich Laßberg in einem Teil seiner Briefe an Greith „Guardian“. – Vgl. Johann Adam PUPIKOFER, Geschichte der Burg und Herrschaft Eppishausen, mit bes. Hinsicht auf ihre einstigen Besitzer, die Herren von Helmsdorf und Baron Joseph von Laßberg. In: Thurgauer Beiträge 1 (1861), S. 61–85.

20 Vgl. SCHEIWILLER, Annette von Droste in der Schweiz (wie Anm. 8), passim.

21 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 40.

22 Adolf KASTNER, Joseph Freiherr von Laßberg rettet die alte Meersburg (1837/38). Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages am 15. März 1855. In: Badische Heimat 35 (1955), S. 1–10.

großzügig Interessenten zur Verfügung. Es gibt kaum einen führenden Germanisten seiner Zeit, mit dem Laßberg nicht persönlich oder wenigstens brieflich in Verbindung gestanden hätte. Es sind, um nur einige zu nennen, so illustre Namen wie Jakob und Wilhelm Grimm, Heinrich von der Hagen, Hans Ferdinand Massmann, Franz Josef Mone, Josef Görres, Karl Lachmann, Johann Andreas Schmeller, Gustav Schwab, Ludwig Uhland und Georg Friedrich Benecke. Von den Schweizern seien erwähnt Johann Adam Pupikofer, Johann Caspar Zellweger, Ferdinand Keller, Josef Albrecht von Ittner und Ildefons von Arx²³. Dieser, der bedeutende Historiker des Kantons St. Gallen, amtierte seit 1827 auch formell als Stiftsbibliothekar in St. Gallen, wo seit 1831 Carl Johann Greith als Adjunkt tätig war. Schon 1830 hatte dieser Laßberg kennengelernt²⁴.

Diese Bekanntschaft, ausgehend von einer Beziehung, in der Laßberg den eben eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagenden Greith mit Ratschlägen und Informationen begleitete, entwickelte sich im Verlaufe der letzten 25 Lebensjahre des Freiherrn zu einer intimen Freundschaft der zwei politisch und wissenschaftlich Gleichgesinnten.

Carl Johann Greith, am 25. Mai 1807 in Rapperswil geboren, studierte nach dem Besuch der Grund- und Lateinschule Rapperswil an der Höheren Lehranstalt Luzern. Nach zwei Jahren theologischer und philologisch-historischer Studien in München bildete er sich 1830/31 in Paris weiter, wo er in das Seminar von Saint Sulpice eintrat und in Notre Dame zum Priester geweiht wurde. Vom katholischen Administrationsrat des Kantons St. Gallen zum Nachfolger des Stiftsbibliothekars Ildefons von Arx berufen, wirkte er in St. Gallen als Bibliotheksadjunkt, Subregens des Priesterseminars und Professor. 1834 wurde er aus politischen Gründen vom radikal beherrschten Administrationsrat aller seiner Ämter entsetzt. In den folgenden zwei Jahren arbeitete Greith im Auftrag einer Archivkommission des englischen Parlamentes in Rom. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt auf Stift Neuburg bei Heidelberg erfolgte 1837 die Wahl zum Pfarrer von Mörschwil. Damit begann ein schneller Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie, die 1862 in der Wahl zum Bischof von St. Gallen gipfelte. Greith ist die bedeutendste Persönlichkeit des schweizerischen Episkopats des 19. Jahrhunderts gewesen²⁵.

Während seiner Tätigkeit in St. Gallen hat Greith seit etwa 1840 als eine der Hauptfiguren der konservativen Partei im Großen Rat eine bestimmende Rolle in kirchlichen und politischen Belangen gespielt. Selbst Intimfeinde wie der radikale Regierungsrat Johann Matthias Hungerbühler würdigten Greith als fairen Gegner, als „*Kämpfer mit einem Verstand von ungewöhnlicher Schärfe und Klarheit*“ und zollten ihm als einem der „*einflussreichsten und mächtigsten Männer*“ das Kantons Respekt²⁶. Nicht zuletzt Greith ist es zu verdanken, daß mit der kantonalen Friedensverfassung von 1861 nach jahrzehntelangen harten Auseinandersetzungen zwischen konservativ-restaurativer Richtung und liberal-radikaler Partei relative Ruhe im Kanton einziehen konnte. Als Bischof suchte Greith, seit spätestens 1861 ein Mann des Ausgleichs und des Kompromisses, diese Versöhnungspolitik fortzuführen.

Neben der Tätigkeit als Politiker und Bischof ist Greith, der in jungen Jahren eher eine Laufbahn als Wissenschaftler denn als Exponent des kirchlichen und politischen Lebens anvisierte, als Gelehrter hervorgetreten. Er ist der Schüler hervorragender Romantiker gewesen. Von seinen Luzerner Lehrern zu erwähnen sind etwa der Begründer der quellen-

23 Vgl. Anm. 4.

24 C. J. GREITH, Erinnerung an Joseph Freiherrn von Laßberg auf der alten Meersburg. In: Historisch-politische Blätter 53 (1864), S. 425–441, 505–522, S. 508.

25 Vgl. das Schreiben des Bischofs von Lausanne, Christophor Cosandey an Greith, 27. Dezember 1880, Bischöfliches Archiv St. Gallen, B. 3.3, 704.

26 Toggenburger Bote 41 (1882), Nachruf Hungerbühlers an Greith.

kritischen Geschichtsforschung in der Schweiz, Josef Eutyck Kopp sowie die Theologen Alois Gügler und Josef Widmer. In München war er Schüler des bedeutendsten deutschen Kirchenhistorikers des 19. Jahrhunderts, Ignaz Döllinger, des Historikers, Naturwissenschaftlers und Publizisten Josef Görres', Johann Andreas Schmellers und Franz von Baaders. Görres, ein universal Geist und weit über die Grenzen hinaus bekannt, verfolgte wie auch Döllinger Greiths Lebensweg nach den Münchener Studien weiter. Im Hause Görres kam Greith mit dessen Kreis, den bedeutendsten Persönlichkeiten Münchens und anderer Gegenden Deutschlands in Kontakt und schloß lebenslange Freundschaften, so mit Werner von Haxthausen und Werner Heeremann von Zuydtwyck, die im Briefwechsel Greiths mit Laßberg mehrmals erwähnt werden. Greiths Laufbahn als Wissenschaftler begann 1831, nachdem er die Stelle als Adjunkt der Stiftsbibliothek St. Gallen angetreten hatte. Als Vermittler von st. gallischen Manuskripten und als wissenschaftlicher Informant konnte er seinen Bekanntenkreis um namhafte Persönlichkeiten vermehren. Die erste wissenschaftliche Schrift Greiths, an deren Entstehung Laßberg maßgeblichen Anteil hat, erschien 1838 in Frauenfeld unter dem Titel „Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters“. 1861 gab er die „Deutsche Mystik im Prediger-Orden“ heraus, die bleibenden Wert behalten hat und noch 1965 eine neue Auflage erlebte. 1867 schließlich erschien die „Geschichte der altirischen Kirche“, ein Werk, mit dessen Thematik er sich seit 1830 beschäftigt hatte und das heute noch benutzt und beachtet wird. Daneben verfaßte Greith, Gutachter der römischen Kurie, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und an Wetzter und Weltes „Kirchen-Lexikon“, Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und der Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz sowie Ehrendoktor der Universität Tübingen, eine ganze Reihe kleinerer Schriften meist historischen oder theologischen Inhalts.

Verbindung mit St. Gallen und Zugang zu den reichen Schätzen der Stiftsbibliothek hatte Laßberg schon knapp vor seinem dauernden Aufenthalt in Eppishausen gesucht²⁷. Ende 1816 besuchte er zum erstenmal die Bibliothek und schon im Februar 1818 konnte Laßberg an Jakob Grimm schreiben, er habe durch seinen „Freund Ildefons von Arx freien Zutritt“ zu den St. Galler Handschriften²⁸. In der Tat begann mit diesem Besuch Laßbergs eine Freundschaft zwischen zwei grundverschiedenen Charakteren²⁹; hier der freigebige und betriebsame Freiherr, dort der zurückgezogene und wortkarge von Arx, der die stille Arbeitsatmosphäre der Mönchszelle liebte³⁰. Dieser, auch von den Brüdern Grimm, Karl Lachmann und anderen hochgeschätzte Historiker und eigentlicher Erschließer der St. Galler Handschriften³¹, empfahl Laßberg Kopisten³² und lieh ihm sogar Kodices aus, wie der Freiherr am 27. März 1831 an Emil Braun berichtete³³. Umgekehrt vermittelte Laßberg zahlreiche persönliche Kontakte nach St. Gallen oder unterstützte seine gelehrten Freunde

27 Stefan SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler: Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen als Quelle germanistischer Handschriftenerschließung vom Humanismus bis zur Gegenwart. St. Gallen und Sigmaringen 1982, S. 128 ff.

28 Albert LEITZMANN (Hg.), Briefe Laßbergs an J. Grimm. In: Sitzungsberichte d. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 1931, Nr. 1035.

29 Eduard STUDER, Laßberg und Ildefons von Arx. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 157–210.

30 Ebda., S. 162.

31 Johannes DUFT, Erschließer der St. Galler Handschriften. In: Eduard FISCHER (Hg.), Ildefons von Arx 1755–1833. Bibliothekar, Archivar, Historiker zu St. Gallen und Olten. Gedenkschrift aus Anlaß seines 200. Geburtstages. Olten 1957 (= Publikation aus dem Stadtarchiv Olten 4), S. 9–34.

32 STUDER, Laßberg und Arx (wie Anm. 29), S. 181.

33 R. EHWALD (Hg.), Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Gotha 1891, Nr. 5, S. 67; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Anm. 27), S. 128.

in Deutschland bei der Beschaffung von Materialien aus den Beständen der Stiftsbibliothek³⁴. Laßberg, der in dieser Freundschaft als der werbende Teil erscheint, ersuchte schon im ersten Brief vom 17. Dezember 1816 von Arx³⁵ um die Zusendung der St. Galler Nibelungenhandschrift, die 1768 mit dem Nachlaß Gilg Tschudis in die Stiftsbibliothek gekommen war und die Laßberg mit seiner eigenen Handschrift vergleichen wollte. Die Freundschaft zwischen Laßberg und von Arx, bei aller echten Wertschätzung nicht überschwänglich und eher auf gelehrten Interessen als dem Bedürfnis nach persönlichem Kontakt beruhend³⁶, dauerte bis zum Tode des Stiftsbibliothekars am 16. Oktober 1833.

Im April und Juli 1831 weilte der Freiherr – Besuche und Briefe waren in den vergangenen Jahren seltener geworden – bei von Arx, der im Dezember 1829 einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er sich nicht mehr erholte³⁷. Neun Monate zuvor hatte Greith aufgrund des positiven Gutachtens von Arx definitiv die Adjunktstelle an der Stiftsbibliothek zugesprochen erhalten³⁸. Von Arx instruierte Greith, welche Disziplinen er als Vorbereitung an der Universität München zu studieren habe. Darunter fielen altdeutsche Sprache und Literatur, Latein, Französisch, die historischen Grundwissenschaften sowie Geschichte, die „*nie genug studirt werden*“ könne³⁹. Griechisch sei für die Arbeit in der Stiftsbibliothek nicht von Bedeutung, „*aber für die Ehre eines Bibliothekars*“. Im Juli 1831 trat Greith definitiv seine Stelle in der Stiftsbibliothek an, deren Geschäfte er wegen der Krankheit von Arx bis zur Neuwahl eines Bibliothekars wahrzunehmen hatte⁴⁰. Diese Stelle wurde erst auf 1834 wieder ausgeschrieben⁴¹.

Kurz nach der Erkrankung Ildefons von Arx hatte Laßberg bei Ludwig Uhland darüber geklagt, daß die Stelle des Stiftsbibliothekars nicht wieder besetzt werden könne, da keine geeigneten Kandidaten vorhanden seien, „*und ein Herr Henne, / den Sie vielleicht als Dichter des „Divico“ kennen, ist wol nicht albae gallinae filius*“⁴². Kaum war Greith als Adjunkt angestellt, entspann sich zwischen ihm und dem Freiherrn ein Briefwechsel, der bis zum Tode Laßbergs dauerte, mit dessen Familie Greith bis 1882 verbunden blieb. In dieser Korrespondenz, die nicht vollständig erhalten ist, befassen sich die Freunde mit wissenschaftlichen, politischen und persönlichen Fragen. Die ersten bekannten Korrespondenzen betreffen die Arbeit Greiths in der Stiftsbibliothek und eigene literarische Vorhaben, bei denen der Adjunkt, weil ihn der kranke von Arx nicht mehr zu unterstützen vermochte, auf die Erfahrung und die Kenntnisse Laßbergs zählte, der ihm seine Hilfe nicht versagte. Laßberg wiederum suchte über Greith den Nachlaß von Ildefons von Arx zu erwerben, dessen Tod der Freiherr in einem trauererfüllten und dennoch tröstlich humorvollen Schreiben an Greith beklagte⁴³. Der Nachlaß gelangte für 10 Taler in Laßbergs Eigentum, obwohl dieser sich über den geringen Umfang erstaunt zeigte, „*ein so langes leben, eine so grosse musse, und so wenig papier!!!*“⁴⁴.

34 SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Anm. 27), S. 88, 105 ff., 128 ff.

35 STUDER, Laßberg und von Arx (wie Anm. 29), S. 167.

36 Ebda., S. 166.

37 Vgl. Franz PFEIFFER (Hg.), Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Mit einer Biographie Franz Pfeiffers von Karl BARTSCH. Wien 1870, S. 175.

38 Arthur BRUNHART, Carl Johann Greith (1807–1882). Studien zu seinem Leben, seinem wissenschaftlichen Werk und zu seinen Beziehungen nach Deutschland. Lizentiatsarbeit (polykop.), Freiburg/Schweiz 1981, S. 105 ff.

39 I. v. Arx an Greith, St. Gallen 12. März 1829, BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 106.

40 Ebda., S. 106.

41 Vgl. Briefe 8 und 10.

42 PFEIFFER, Laßberg und Uhland (wie Anm. 37), Nr. 62, S. 156. Der Brief vom 27. Februar 1830.

43 Brief 5.

44 Brief 8.

45 Brief 9.

Greith, für den Laßbergs Freundschaft und Unterstützung in den gehässigen Parteikämpfen in St. Gallen während der frühen 30er Jahre, vor denen er sich in die Bibliothek flüchtete⁴⁶, Ermunterung und Trost sein mußte, wurde schließlich ein Opfer der politischen Entwicklung. Schon seit langem hatte er befürchtet, daß ihm das 1829 fest zugesagte Amt des Stiftsbibliothekars nach dem Tode seines Förderers von Arx verweigert, und Alois Fuchs, der für eine solche Aufgabe ungenügend qualifizierte Rapperswiler Spitalpfarrer, vom seit den Maiwahlen 1833 radikal beherrschten Administrationsrat gewählt werde⁴⁷. Fuchs hatte sich in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen als Vertreter des liberalen Klerus einen Namen gemacht und in einer Predigt vom 13. März 1832 den Forderungen der liberalen Geistlichkeit Form gegeben⁴⁸. Diese Predigt hatte Greith im Auftrag des Fürstbischofs von Chur und St. Gallen, Karl Rudolph von Buol-Schauenstein, zu begutachten, womit er ins Licht der Öffentlichkeit gerückt und das erste Ziel der radikalen, fuchsfreundlichen Presse wurde, die dermaßen über Greith herzog, als ob sich in ihm „*die asiatische Cholera oder die ägyptische Finsternis*“ verkörpert hätte⁴⁹. Aufgrund der politischen Konstellation im Administrationsrat wurde Greith ebenso wenig bei der Wahl des Stiftsbibliothekars berücksichtigt wie der seit Jahren in der Bibliothek tätige Franz Weidmann, sondern im Gegenteil am 3. Februar 1834 als Adjunkt, Subregens des Priesterseminars und Professor fristlos entlassen⁵⁰. Laßberg, der in Greith wohl schon den kommenden Stiftsbibliothekar gesehen hatte, glaubte auf diese Nachricht hin erst an einen Scherz oder an eine „*mystification, die man an Inen und herren Weidmann versucht*“ habe⁵¹. Als Greith im Auftrag der Archivkommission des englischen Parlamentes, für die er schon während seiner Zeit in der Stiftsbibliothek gearbeitet hatte, für mehr als zwei Jahre nach Italien reiste, um irische und englische Quellen mit Bezug auf die mittelalterliche Geschichte Großbritanniens zu bearbeiten, gelangte er auch an Laßberg mit der Bitte um Beantwortung wissenschaftlicher Fragen⁵². Der Freiherr, der noch kurz vor der Entlassung Greiths diesem Jean-Alexandre Buchon empfohlen hatte⁵³, beantwortete diese Anfragen⁵⁴, wie er auch schon früher ähnlich gelagerte Bitten Greiths zu erfüllen gesucht hatte, obwohl er doch „*in der Literatur der alten Schotten und Iren ein ganzer Peregrinus*“ sei⁵⁵. Direkt oder über Bernhard von Zeerleder, einem im thurgauischen Steinegg ansässigen Gutsbesitzer mit historischen Interessen, hielten Greith und Laßberg, für den der St. Galler in Italien nach einem Briefgedicht Karls des Großen suchte⁵⁶, den Kontakt aufrecht.

Nach den Maiwahlen 1836, die für die Konservativen einen günstigen Ausgang genommen hatten, riefen die politischen Freunde Greiths diesen aus Italien zurück, um ihn nach der Abwahl Alois Fuchs' zum Stiftsbibliothekar zu ernennen. Die Wahl Greiths durch den

46 Brief 3.

47 Briefe 5, 7, 9, 10.

48 Othmar PFYL, Alois Fuchs 1794–1855. Ein Schwyzer Geistlicher auf dem Weg vom Liberalismus zum Radikalismus. Bd. 2, Teil A: Rapperswiler Jahre (1828–1834). In: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 71 (1979), S. 1–219; BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 132ff.

49 C. J. GREITH, Allgemeine Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche, zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse im Bisthum St. Gallen und in eigener Angelegenheit. Luzern 1834, S. 87.

50 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 144 f.

51 Brief 9.

52 Brief 10.

53 Brief 12.

54 Brief 11.

55 Brief 9.

56 Brief 10, 11, 13, 15, 16; C. J. GREITH, Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur nähern Kenntniss der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Frauenfeld 1838, S. 78.

neun Mitglieder zählenden Katholischen Administrationsrat kam aber völlig überraschend und aus geradezu grotesken Gründen nicht zustande; Franz Weidmann erhielt die Stimmen der vier radikalen und eines konservativen Rates⁵⁷. Greith, darüber verzweifelt, entschloß sich, einer Einladung des Frankfurter Rates Johann Friedrich Schlosser, dessen Freundschaft er neben anderen in Rom gewonnen hatte und der auch mit Laßberg bekannt war, Folge zu leisten und auf Schlossers Gut Stift Neuburg bei Heidelberg den Herbst und Winter zu verbringen⁵⁸. Hier stand ihm neben Schlossers ausgesuchter Privatbibliothek auch die Bibliothek der Heidelberger Universität zur Verfügung. Auf Stift Neuburg erweiterte Greith seinen Bekanntenkreis in Deutschland um zahlreiche und namhafte Persönlichkeiten⁵⁹. Der junge Wissenschaftler, dessen Entscheid Laßberg begrüßte⁶⁰, arbeitete hier seine Erstlingsschrift „Spicilegium Vaticanum“ aus, wobei an dieser Stelle insbesondere die darin begriffene Edition von Hartmann von Aues „Gregorius“ von Interesse ist. Diese Schrift trug Greith die dankbare Anerkennung des Germanisten Jakob Grimm und des Mediävisten Johann Friedrich Böhmer ein und verschaffte ihm hohe Geltung als fundiertem Kenner der römischen Archive und Bibliotheken⁶¹.

Auf die Handschrift des „Gregorius“ war Greith, dessen Edition im „Spicilegium Vaticanum“ ungeachtet des unbestreitbaren historischen Verdienstes, dadurch die Gregoriuslose Zeit überwunden und damit eine dritte Phase der Beschäftigung der aufblühenden Germanistik mit diesem Text eingeleitet zu haben, heftige und teilweise ungerechtfertigte Ablehnung, ja Schmähung insbesondere von Seiten Karl Lachmanns erfahren hat⁶², der kurz danach mit einer neuen Edition hervortrat⁶³, während seiner Studien in der Bibliotheca Christina der Vatikanen gestoßen⁶⁴. Greiths Lehrer Josef Görres hatte sich schon rund zwanzig Jahre früher mit dem „Gregorius“ beschäftigt und eine Ausgabe versprochen. Er überließ dann aber Karl Lachmann auf Grimms Ersuchen die Abschrift⁶⁵, die sich schließlich als Kopie der vatikanischen Handschrift entpuppte⁶⁶. Schon vor der Herausgabe durch Greith schrieb der darüber informierte Görres am 2. Februar 1837 an seinen Schüler⁶⁷, daß er das Gedicht in einer Abschrift Ferdinand Gloeckles kenne und es herausgegeben hätte, wenn Verlaß auf eine korrekte Abschrift gewesen wäre. Görres empfahl Greith, kritisch zu arbeiten und den Text genau drucken zu lassen, da er sonst in „*Teufels Krallen*“ fallen werde⁶⁸.

Am 19. Oktober 1836 teilte Jakob Grimm Laßberg mit⁶⁹, daß in Rom eine bisher ungebrauchte⁷⁰ Handschrift von Hartmanns „Gregorius“ entdeckt worden sei. Grimm hatte dies wohl aus der Staatszeitung bzw. von Karl Lachmann erfahren, der nach Erschei-

57 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 185 f.

58 Brief 14.

59 Briefe 14, 15; BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 190–197.

60 Brief 60.

61 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 239.

62 Volker SCHUPP (Hg.), Fünf Briefe des Freiherrn Joseph von Laßberg an Jakob und Wilhelm Grimm. In: Euphorion 72 (1978), S. 277–301, S. 283.

63 Karl LACHMANN (Hg.), Gregorius. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Berlin 1838.

64 GREITH, Spicilegium Vaticanum (wie Anm. 56), S. 46 ff., 163.

65 Dazu SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 283 f.

66 Ebda. S. 284.

67 Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. 1887, Nr. 167.

68 Vgl. SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 283, Anm. 32.

69 Franz PFEIFFER (Hg.), Zur Geschichte der deutschen Philologie. Briefe an Joseph Freiherrn von Laßberg. In: Germania 13 (Neue Reihe 1), 1868, Briefe von Jakob Grimm, S. 244–249, 365–384; Briefe von Wilhelm Grimm, S. 487 f.; Briefe von Karl Lachmann, S. 489–496, hier S. 378.

70 Görres Abschrift stammt von dieser Handschrift. – SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 284.

nen der Ausgabe Greiths an Laßberg schrieb⁷¹, daß im Juli 1836 von Rom aus eine Notiz an die Staatszeitung geschickt worden sei, „mit dem Zusatz, Hr. Greith wisse nicht wie das Gedicht heiße und ob es bekannt sei; daß ich dem Redactor das Nöthigste angeben mußte, damit die Notiz nur vollständig erscheinen konnte, 19. August 1836“. Diese Notiz hatte Felix Papencordt, der seinen Freund Greith bei der Suche nach einem Verleger unterstützte, nach Berlin geschickt. Schon im Juli verlangte Papencordt vom gerade in Bologna weilenden Greith Auskunft über das geplante Werk⁷² und empfahl, einem allfälligen Verleger keine zu hohen Forderungen zu stellen, „da der wissenschaftliche Geist in Deutschland immer mehr durch Taschenausgaben und Pfenniglitteratur zu Grunde geht. Gelehrte Werke (. . .) werden eher mit Schrecken aufgenommen anstatt mit der freudigen Begeisterung früherer Zeiten“. Papencordt schickte eine vorläufige Ankündigung der Studie Greiths nach Berlin⁷³. Jakob Grimms Mitteilung über die „Gregorius“-Handschrift in Rom war für Laßberg keine Neuigkeit. Greith hatte, wie bemerkt, auch über Bernhard von Zeerleder den Kontakt mit seinem Eppishausener Freund aufrecht erhalten. Am 22. Juni 1834, also kaum in Rom angekommen, schrieb Greith über Hartmanns „Gregorius“ an Zeerleder mit der Bitte, Laßberg darüber in Kenntnis zu setzen. Beigefügt war die Frage, ob das Gedicht schon editiert sei oder nicht, da Greith dies anhand der ihm in Rom zur Verfügung stehenden Literatur wohl nicht überprüfen konnte⁷⁴. Davon, daß Greith, wie der tief verärgerte Lachmann im April 1838 an Laßberg schrieb, nicht gewußt hätte, wie das Gedicht heiße, kann keine Rede sein. Anfangs 1835 antwortete Laßberg auf das Schreiben des St. Gallers an Zeerleder mit der Empfehlung, den „Gregorius“ drucken zu lassen⁷⁵. Der Freiherr und Zeerleder haben dann auch – Constantin von Höfler und Johann Friedrich Schlosser bemühten sich um den Verlag bei Cotta, Felix Papencordt bei Duncker und Humblot sowie Friedrich Perthes⁷⁶ – einen geeigneten Verleger für das „Spicilegium Vaticanum“ gefunden⁷⁷. Am 31. Oktober 1837 schließlich konnte Greith Laßberg ein Exemplar des Druckes senden⁷⁸. Der Freiherr, der sich schon lange darauf gefreut hatte⁷⁹, war sich bewußt, daß die Edition „nichts vorzügliches“ sein würde⁸⁰, betonte aber gegenüber Franz Josef Mone⁸¹, daß er es gar nicht bereue, „die veranlassung zur herausgabe des heil. Gregor uf dem Steine durch einen hiezu vielleicht wenig geeigneten Mann |: H. Greith :/ geworden zu sein“, zumal dieser, auch wenn er die Sprache nicht genügend verstehe, „doch auch nicht, wie andere, die sich ser gelert dünken, vieles am Texte verdorben, und Kenner werden es wol wie es ist, gebrauchen können“⁸². Ludwig Uhland, an den

71 Josef Maria WAGNER (Hg.), Briefe von G.F. Benecke, Jacob und Wilhelm Grimm, Carl Lachmann, Johann A. Schmeller und K. H. G. von Meusebach an Joseph Freiherrn von Laßberg 1818–1849 (nach Anordnung von Franz PFEIFFER). Wien 1868, Nr. 8, S. 44.

72 Papencordt an Greith, Rom 28. Juli 1836, Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. 1887, Nr. 119; BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 225, 233.

73 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 225.

74 Der Briefauszug Laßbergs aus dem Brief Greiths an Zeerleder abgedruckt bei SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 284 f.

75 Der Auszug aus Laßbergs Brief an Zeerleder, der die Nachricht an Greith weiterleitete, in der Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. 1887, Nr. 67; vgl. hier Brief 13.

76 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 225 ff.

77 Briefe 15 bis 17.

78 Brief 18.

79 Brief 15.

80 Laßberg an Mone, 16. Juni 1838. In: Max Frhr. v. WALDBERG (Hg.), Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und J. v. Laßberg an F. J. Mone. In: Neue Heidelberger Jahrbücher 7 (1897), S. 68–94, 225–260; Nr. 3, S. 241.

81 Ebda., Nr. 5, S. 244.

82 Laßberg an Uhland, 9. November 1837. In: PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), Nr. 94, S. 235 f.

Laßberg dies geschrieben hatte, nahm Greiths Edition positiv auf⁸³. Gleichzeitig mit der Übersendung seines Buches bat dieser den Freiherrn, eine Rezension für ein norddeutsches Blatt zu schreiben, was dieser jedoch ablehnen mußte⁸⁴. Laßberg beauftragte Jakob Grimm mit dieser Aufgabe⁸⁵. Er werde sehen, schrieb der Freiherr an den Germanisten, was es ist, „aber was es sein sollte sehen Sie noch besser als ich; indessen hat der gute mann (Greith) getan, was er vermochte: das ist nun freilich !: wie d. Schwaben sagen !: nicht ser viel; weil er die aldeutschen codd. nicht lesen kann“. Laßberg bat Grimm um eine wohlwollende Besprechung; die Hauptsache sei, „daß wir nun einmal einen Gregor vf dem Steine haben, und wie mir scheint aus einer guten Recension“⁸⁶. Jakob Grimm schrieb die überwiegend positiv gehaltene Besprechung für die „Göttingischen gelehrten Anzeigen“⁸⁷. Gegenüber Laßberg ließ er verlauten, daß „mit der ausgabe des Gregor (. . .) uns allen ein wahrer dienst geschehen (ist), wenn gleich der herausg. einige blössen gegeben hat“⁸⁸. Grimm, der sich in der Rezension hauptsächlich mit dem „Gregorius“ befaßte, war der Ansicht, daß man diesen „nun endlich in einem guten alten texte lesen“ könne, und „einige blössen, die der herausgeber, in die sprache des dreizehnten jahrhunderts nicht genug eingeübt, gibt, werden wenig irren, und dem danke nichts benehmen, den man ihm für eine solche mittheilung schuldig ist“. Weitere Anerkennung erhielt Greith, um nur einige zu nennen, vom Einsiedler Historiker und Germanisten⁸⁹ Gall Morel⁹⁰, von Josef Eutyck Kopp⁹¹, Josef Görres⁹², Johann Friedrich Böhmer⁹³ und Johann Andreas Schmeller⁹⁴. Der Philologe und Historiker Heinrich Leo machte im Gefolge von Greiths „Spicilegium Vaticanum“ ein lateinisches Fragment des „Gregorius“ bekannt⁹⁵, auf das Laßberg, von Jakob Grimm informiert, den St. Galler aufmerksam machte⁹⁶.

Nicht einverstanden zeigte sich Grimm mit Laßbergs Meinung über die Herkunft Hartmann von Aues als eines alemannischen Dienstmannes des Klosters Reichenau – die betreffenden Ausführungen Greiths im „Spicilegium Vaticanum“ beruhen auf Informationen des Freiherrn⁹⁷ – eine Streitfrage, die heute noch nicht entschieden ist⁹⁸. Ebensovienig einverstanden mit Laßbergs Ansicht war Karl Lachmann, der an Greiths Buch nur den Laßberg zuzuschreibenden Abschnitt über Hartmanns Herkunft und Leben gut fand, obwohl die darin vertretenen Thesen nicht überzeugend seien⁹⁹. Als Lachmanns „Gregorius“-Ausgabe erschien, von der Laßberg Greith in Kenntnis setzte¹⁰⁰, bezeichnete sie der

83 Brief 19.

84 Ebda.

85 Der Brief vom 4. November 1837 bei SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 288–291.

86 Ebda., S. 288.

87 Göttingische gelehrte Anzeigen vom 25. Januar 1838, 14./15. St., S. 134–141; auch in: Jacob GRIMM, Kleinere Schriften. Bd. 5, Teil 2: Recensionen und vermischte Aufsätze. Berlin 1871, S. 273–277.

88 Grimm an Laßberg, 4. Dezember 1837. In: WAGNER, Briefe an Laßberg (wie Anm. 71), Nr. 22, S. 21.

89 Herausgeber der „Offenbarungen der Mechthild von Magdeburg“, Regensburg 1869, Neudruck Darmstadt 1976.

90 Morel an Greith, 8. November 1837, Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. 1887, Nr. 207.

91 Schweizerische Kirchenzeitung 6 (1837), S. 759–762, 774–777, 796–798.

92 Joseph GOERRES, Gesammelte Briefe, Bd. 3: Freundesbriefe, hg. v. Franz BINDER, München 1874, Nr. 419, S. 508 f.

93 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 234.

94 Münchener Gelehrte Anzeigen 63 (1838), S. 505–510; 64 (1838), S. 513–520.

95 Blätter für literarische Unterhaltung 1837, Sp. 1431 f.

96 Brief 19 und J. Grimm an Laßberg, 27. Januar 1838. In: WAGNER, Briefe an Laßberg (wie Anm. 71), Nr. 23, S. 23.

97 GREITH, Spicilegium Vaticanum (wie Anm. 56), S. 161 ff.; vgl. die Briefe 14, 15, 19.

98 Vgl. dazu SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 286 f., 294 f.

99 Lachmann an Laßberg, 4. April 1838. In: WAGNER, Briefe an Laßberg (wie Anm. 71), Nr. 8, S. 44.

100 Brief 21.

Freiherr gegenüber Jakob Grimm freilich doch als „*ein ander ding, als der Gregor des Pfarrers Greith*“¹⁰¹ und gestand sich ein, daß, wenn er vom Editionsvorhaben Lachmanns gewußt, Greith nicht angetrieben hätte, das Gedicht drucken zu lassen¹⁰². Andererseits nahm Laßberg seinen Freund in Schutz gegenüber Lachmann, der „*seinen text so nude et crude, one alle bevorwortung*“ herausgab, „*daß er gar keine Rechenschaft ablegt über die von ihm vorgenommnen verbesserungen, und nicht einmal anzeigt, wo er die von der Christina*“¹⁰³ *abweichenden lesarten hergenommen*“¹⁰⁴. Lachmann allerdings, der Greiths Ausgabe, für die Laßbergs Gemahlin Maria Anna eine Abzeichnung des Hartmannbildes aus der Weingartner Handschrift angefertigt hatte¹⁰⁵, als „*schlecht gerathene Sangaller Mast*“ bezeichnete¹⁰⁶ und der sich über Grimms wohlwollende Rezension des Werkes Greiths ärgerte¹⁰⁷, begründete das Fehlen eines Vorwortes gegenüber Laßberg mit dem wenig verständlichen Argument, daß er wegen dessen „*Schützling Greith*“¹⁰⁸ darauf verzichtet habe, oder wie dieselbe Begründung gegenüber Wackernagel lautete, weil er „*nicht Laßberg zu Leide die Anmassung des unwissenden Pfaffen rügen wollte*“¹⁰⁹. Daß Karl Lachmann so ausfällig gegen Greiths Edition reagierte, mag auch darauf zurückzuführen sein, daß Greith seiner Ausgabe zuvorgekommen war. Laßberg wiederum, der doch einigen Anteil an der Entstehung und am Inhalt des „*Spicilegium Vaticanum*“ hat, verteidigte Greith auch deswegen, weil er sich in bestimmter Weise verantwortlich fühlte, ganz abgesehen davon, daß seine Sympathie unverkennbar Greith galt¹¹⁰.

Ein weiteres Thema der Korrespondenz zwischen Laßberg und Greith betrifft das „*Kölner Ereignis*“¹¹¹, das auch im übrigen Briefwechsel des Freiherrn breiten Raum einnimmt. Im Rahmen der Auseinandersetzungen zwischen Staat und Kirche hatte – um sich hier den historischen Kontext in Erinnerung zu rufen, ohne den komplexen Sachverhalt und die Vorgeschichte erläutern zu wollen – die preußische Regierung im Steit um die Behandlung der gemischten Ehen den Kölner Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering am 20. November 1837 verhaftet und unter militärischem Aufgebot nach der Festung Minden abführen lassen¹¹². Die Regierung begründete dieses unerhörte Vorgehen mit Wortbruch, Untergrabung der staatlichen Gesetze und Verbindung mit revolutionären Elementen. Im Gegensatz zu Preußen, wo öffentlicher Protest gegen die Inhaftierung unterdrückt wurde, nahm sich im übrigen Deutschland die Öffentlichkeit des Konfliktes an und „*es war das erste Mal in Deutschland, daß die Presse in einer innenpolitischen Sache ihre Macht offenbarte*“¹¹³.

101 SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 295.

102 Ebda. S. 296.

103 Die „Gregorius“-Handschrift aus der Bibliothek der Königin Christine von Schweden in der Vatikan.

104 SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 296.

105 GREITH, *Spicilegium Vaticanum* (wie Anm. 56), S. VII; Brief 17.

106 Albert LEITZMANN (Hg.), Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann (2 Bde.), Jena 1927, Bd. 2, S. 889.

107 Laßberg an W. Grimm, 6. Mai 1838. In: SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 295.

108 Lachmann an Laßberg, 4. April 1838. In: WAGNER, Briefe an Laßberg (wie Anm. 71), Nr. 8, S. 44.

109 Albert LEITZMANN (Hg.), Briefe aus dem Nachlaß Wilhelm Wackernagels. In: Sitzungsberichte d. Königl. Sächsischen Gesellschaft d. Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse 34, Leipzig 1916, Nr. 1, S. 73.

110 Vgl. dazu SCHUPP, Fünf Briefe Laßbergs (wie Anm. 62), S. 285.

111 Briefe 19 bis 23.

112 Literatur zum Kölner Ereignis im Anmerkungsteil der Briefe 19 bis 21.

113 Ernst Rudolf HUBER, Joseph Görres und die Anfänge des katholischen Integralismus in Deutschland. In: DERS., Nationalstaat und Verfassungsstaat. Stuttgart 1965, S. 107–126, S. 110; Zit. bei

Die Freunde Laßberg und Greith nahmen lebhaften Anteil an diesem Geschehen und waren sich einig in der Opposition gegen das preußische Vorgehen. In München schrieb Greiths Lehrer Josef Görres den „Athanasius“, die wichtigste und bedeutendste der über 300 zum Kölner Ereignis veröffentlichten Schriften. Mit dem „Athanasius“ begann die „Erhebung der Publizistik zu einer politischen Macht“¹¹⁴. Laßberg war insofern von den Kölner Ereignissen betroffen, als einige Mitglieder der weitverzweigten westfälischen Familien der Drostes und Haxthausen, mit denen der Freiherr durch die Vermählung mit Maria Anna von Droste-Hülshoff in engste Beziehung getreten war¹¹⁵, persönlich in diesem Konflikt engagiert waren¹¹⁶.

Joseph von Laßberg war es, der seinem St. Galler Freund die Bekanntschaft mit dem Historiker, Germanisten und Direktor des General-Landesarchivs in Karlsruhe, Franz Josef Mone vermittelte¹¹⁷, dem Greith Material aus der Stadtbibliothek Vadiana und der Stiftsbibliothek für die Herausgabe der Badischen Geschichtsquellen verschaffte. Greith und Mone sind bis mindestens 1853 in Verbindung gestanden¹¹⁸.

Eine gelehrte Freundschaft, die Laßberg Greith erschloß, war diejenige mit dem Solothurner Germanisten und späteren Wiener Professor Franz Pfeiffer. Der Freiherr hat sich ebenfalls wie Ludwig Uhland¹¹⁹ für Pfeiffers Wahl zum Stiftsbibliothekar in St. Gallen eingesetzt, wo Franz Weidmann am 15. Oktober 1843 verstorben war. Greith sicherte Laßberg zu¹²⁰, die Kandidatur auf dessen Empfehlung hin zu fördern, „die bei mir natürlich größeres Gewicht hat als alle seine Bücher“. Pfeiffer selbst trat 1844 an Greith heran, der damals schon zum Dekan und Pfarrer an der Stiftskirche aufgestiegen war und politisch eine einflußreiche Rolle spielte. Der Bewerber schickte diesem seine verschiedenen Veröffentlichungen¹²¹ und betonte, daß er keine andere Stelle „mit grösserer liebe und begeisterung übernehmen möchte, als gerade die eines bibliothekars, zumal an einer so berühmten bibliothek, wie die st. gallische ist“¹²². Greith konnte allerdings keine verbindlichen Zusagen machen, da der Entscheid über eine Wiederbesetzung der Stelle eines Stiftsbibliothekars nicht von ihm abhängig war und die Politiker sich zu jener Zeit mit der Errichtung des Bistums St. Gallen beschäftigten, das seitens der Radikalen „ein Gegenstand mächtiger Befeindung“ geworden sei¹²³. Aus eben diesem Grunde kam es erst im April bzw. Mai 1847 zur Gründung des Bistums St. Gallen, wodurch sich Pfeiffers Hoffnungen zerschlugen. 1846 hatte dieser eine Stelle als zweiter Bibliothekar an der königlichen

Heribert RAAB, Joseph Görres, ein Leben für Freiheit und Recht. Auswahl aus seinem Werk, Urteile von Zeitgenossen, Einführung und Bibliographie. Paderborn 1978, S. 190.

114 HUBER, Görres, S. 125.

115 Vgl. SCHWEIWILLER, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz (wie Anm. 8); Karl SCHULTE-KEMMINGHAUSEN (Hg.), Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe (2 Bde.). Jena 1944; Volker SCHUPP (Hg.), Unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn von und zu Brenken. In: Westfälische Zeitschrift 128 (1978), S. 119–159; Paul MALTHAN, Gestalten aus Süd und Nord um Joseph von Laßberg. In: Badische Heimat 54 (1974), S. 345–362.

116 Vgl. Brief 19 und SCHUPP, Laßberg und Brenken (wie Anm. 115), S. 125 ff., 139.

117 Briefe 28 und 29; WALDBERG, Briefe an Mone (wie Anm. 80), S. 254 f.

118 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 126 f.

119 Uhland an (Greith?), Tübingen 29. Juni 1844. In: Julius HARTMANN (Hg.), Uhlands Briefwechsel. Hg. i. A. des schwäbischen Schillervereins (4 Bde.), Leipzig 1911 ff., Bd. 3, Nr. 2024, S. 262 f.; Pfeiffer an Uhland, Stuttgart 6. Juli 1844, ebda., Nr. 2025, S. 263.

120 Brief 27 und WALDBERG, Briefe an Mone (wie Anm. 80), S. 254.

121 Vgl. PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), S. XCIV–CVII.

122 Pfeiffer an Greith, Stuttgart 22. August 1844, BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 124.

123 Greith an Pfeiffer, St. Gallen 13. November 1844, Landesbibliothek Stuttgart, Nachlaß Pfeiffer Cod. hist. 4° 407.

öffentlichen Bibliothek in Stuttgart angetreten¹²⁴. Ein noch vorher von Greith vorgeschlagener Plan, daß Pfeiffer sich um die mit jährlich 800 Gulden dotierte Professur der deutschen Sprache und Literatur an der katholischen Kantonsschule St. Gallen bewerben solle, kam nicht zur Verwirklichung¹²⁵. Schließlich wurde Greith, der laut Laßberg nach dem Ableben Franz Weidmanns der einzige war, der sich in der Stiftsbibliothek auskannte und „*die bücher herausfinden*“ konnte¹²⁶, 1847 zum Direktor der Stiftsbibliothek ernannt. Dies zur Befriedigung Laßbergs, der sich getröstet fand, ihn „*wieder an der stelle zu wissen, wohin Sie eigentlich geboren*“¹²⁷. Nachdem Greith das Amt im Todesjahr Laßbergs abgegeben hatte, wurde mit Leonhard Gmür ein gemeinsamer Freund zum Stiftsbibliothekar ernannt, der 1861 von Josef Anton Henne, den der Freiherr zu Lebzeiten nicht sehr geschätzt hatte¹²⁸, abgelöst wurde.

Ein weiteres Thema des Briefwechsels betrifft – neben der Übersiedlung des 1841 von der Aargauer Regierung aufgehobenen Zisterzienser-Klosters Wettingen nach der Mehreuer am Bodensee, an der Laßberg mitwirkte¹²⁹ und die insbesondere durch Greith ermöglicht wurde¹³⁰ – den Sonderbundskrieg in der Schweiz¹³¹ und in zwei Briefen die kurz danach ausbrechende 1848er Revolution in Süddeutschland¹³².

Die Julirevolution 1830 in Paris hatte wie ein Dammbruch gewirkt und das liberal-nationale Denken in Europa gefördert. Die damals aufgebrochene Entwicklung steuerte zusehends auf die große Krise, die Revolution von 1848 zu. Die Opposition des liberalen Bürgertums gegen das reaktionäre System in der Schweiz verlangte mit gestärktem Selbstbewußtsein die Realisierung der politischen und persönlichen Freiheitsrechte der Französischen Revolution, forderte eine Repräsentativdemokratie nach amerikanischem Vorbild, die Trennung der Gewalten, die Umwandlung des extrem föderalistischen Bundes der Kantone in einen Bundesstaat sowie eine Revision des Bundesvertrages von 1814/15. Nachdem sich 1832/33 von der liberalen Partei die extreme Richtung der Radikalen abgespalten und sich Ende der 1830er Jahre neue Oppositionsgruppen aus kirchlich-gläubigen Kreisen sowohl der katholischen als auch protestantischen Seite gebildet hatten, führte dies zu einer deutlichen Verschärfung der politischen Situation. Manifest wurde dies in Ereignissen wie dem Zürichputsch (1839), dem klerikalen Umschwung und der darauffolgenden Berufung der Jesuiten in Luzern (1841/44) sowie dem Klosterstreit im Aargau (1841). In zwei Freischarenzügen suchten die Radikalen die katholisch-konservative Hochburg Luzern zu stürmen, was der Bildung des Sonderbundes der Urkantone sowie der Orte Luzern, Zug, Freiburg und Wallis Vorschub leistete. Dies führte an der Tagsatzung zu einem Protest der Liberalen, die 1847 in den Kantonen Genf und St. Gallen die Mehrheit erlangten. Die Tagsatzung, nach den Genfer und St. Galler Wahlen mit der erforderlichen liberal-radikalen Mehrheit, beschloß die Auflösung des Sonderbundes, die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz sowie die Revision des Bundesvertrages. Den darauffolgenden

124 PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), S. XLV.

125 Die betreffenden Briefe Greiths an Pfeiffer in der Landesbibliothek Stuttgart, Nachlaß Pfeiffer; die Schreiben Pfeiffers im Bischöflichen Archiv St. Gallen, Nachlaß Greith. Vgl. BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 124 ff.

126 WALDBERG, Briefe an Mone (wie Anm. 80), S. 254.

127 Brief 34.

128 PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), S. 156; Carl RITTER (Hg.), Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn v. Laßberg und Johann Caspar Zellweger. St. Gallen 1889, S. 92 f.

129 Brief 45.

130 Vgl. die Briefe 46, 56, 57 und die Literatur im Anmerkungssteil der betreffenden Briefe.

131 Briefe 29, 32 bis 40.

132 Briefe 30 und 41.

Bürgerkrieg entschieden die eidgenössischen Truppen der Tagsatzung innert Monatsfrist für sich. Der moderne schweizerische Bundesstaat entstand.

Laßbergs Standpunkt in dieser Sache ist eindeutig. 1820 war ihm die „glückliche Schweiz“ noch als das Land erschienen, „in dem man noch am längsten seiner persönlichen Freiheit und seines Eigentums wird froh werden können“¹³³. Elf Jahre später war er der Ansicht, daß im Thurgau „die politische Cholera (. . .) noch schnellere Reisen (macht) als die physische“¹³⁴. Die Leute hier, schrieb er an Uhland¹³⁵, „schreien alle nach Freiheit und Republik; das ließe ich mir gerne gefallen; aber wo sind die republikanischen Männer und die republikanischen Tugenden“. Rechtsbrüche und Feindseligkeiten verleiteten dem Freiherrn den Aufenthalt in Eppishausen¹³⁶. Es stieß ihn, wie er später seinem Schweizer Freund Gerolf Meyer von Knonau schrieb¹³⁷, „die Thurgauische Freiheit welche edelleute und Juden von der Constitution ausschloß, wieder in mein Schwäbisches Vaterland, aus dem ich, die uns Schwaben aufgedrungene französische Freiheit fliehend, im Jahr 1812 nach der Schweiz ausgewandert war“. Laßberg vertauschte das früher gelobte Schweizer Asyl mit der „trügerischen gesetzlichen Ruhe des Deutschen Bundes“¹³⁸. Dies und besonders die unterschiedliche politische Auffassung ließ den freundschaftlichen Kontakt über den Bodensee mit einigen Schweizern erkalten oder es kam gar zum endgültigen und bewußt herbeigeführten Bruch, wie etwa mit dem Aargauer Politiker Karl Rudolf Tanner¹³⁹. Von starkem antiliberalen Willen¹⁴⁰ erfüllt, lehnte der späte Laßberg alle Neuerungen und fast jede Änderung des Bestehenden ab¹⁴¹, die Rederei von „deutscher Republik“ war ihm fremd¹⁴² und die Revolutionsereignisse 1848/49 bedeuteten ihm nichts anderes als Rebellion, Nivellierung, Verwilderung und Vermassung¹⁴³. Folgerichtig nahm er, wie die Briefe an seinen Sohn Hermann von Liebenau zeigen, der in den Reihen des Sonderbundes kämpfte, glühend für diesen Partei¹⁴⁴. Die Meersburg wurde nach der militärischen und politischen Niederlage Zufluchtstätte der flüchtigen und in der Schweiz verfolgten Sonderbündler, darunter auch der Schwager Liebenaus, Franz von Elgger und Bernhard von Zeerleder¹⁴⁵.

Auch Greith hat im Spätherbst 1847 als Flüchtling auf der Meersburg die Gastfreundschaft Laßbergs in Anspruch genommen¹⁴⁶, obwohl er nicht aktiv am Krieg teilgenommen, sondern sich ruhig verhalten hatte, aber als einer der Exponenten der konservativen Partei des Kantons St. Gallen mußte er Konsequenzen befürchten¹⁴⁷. Greith, dessen politischer Standpunkt in mancher Hinsicht recht schwierig in das Spektrum von rechts nach links einzuordnen ist, hatte in seiner Jugend liberalisierende Ansichten gezeigt, galt den Radika-

133 COHAUSZ, Der Schwager der Droste (wie Anm. 16), S. 56.

134 PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg-Uhland (wie Anm. 37), S. 178.

135 Ebda., S. 188.

136 MALTHAN, Gestalten um Laßberg (wie Anm. 115), S. 358.

137 Laßberg an Meyer von Knonau, Meersburg 25. Februar 1847. In: Anton LARGIADER, Gerold Meyer von Knonau und Laßberg. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 233–258, S. 247.

138 MALTHAN, Gestalten um Laßberg (wie Anm. 115), S. 358.

139 VISCHER, Laßberg und Tanner (wie Anm. 7), S. 139 f., auch S. 94, 96.

140 COHAUSZ, Der Schwager der Droste (wie Anm. 16), S. 15.

141 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 43.

142 Karl S. BADER, Zur Charakteristik des Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 5 (1941), S. 124–140, S. 130.

143 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 45.

144 Karl S. BADER (Hg.), Der Sonderbundskrieg im Urteil eines Schwaben. Briefe des Joseph von Laßberg an Hermann von Liebenau 1847–1848. In: Geschichtsfreund 104 (1951), S. 5–70.

145 Vgl. BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 364 ff.

146 Briefe 32 und 37.

147 Brief 37.

len aber von vorneherein als „Jesuit“, „Römling“ und als der personifizierte Ultramontanismus finsterster Art. Vom rechten Flügel der Konservativen als „Liberaler“ verdächtigt, hat er in der politischen Praxis des Großen Rates und in dessen Kommissionen eine meist recht flexible und pragmatische Haltung eingenommen, die aber stets den Grundsätzen treu und auf der Linie des katholischen Konservatismus blieb¹⁴⁸. Seine Parteinahme für den Sonderbund war ebenso folgerichtig wie diejenige Laßbergs. Sie hat für Greith, der nicht aus innerer Berufung oder aus Ehrgeiz, sondern aus Pflichtgefühl und aufgrund des Drängens der Mitglieder der konservativen Partei, die lange unter einem Mangel an qualifizierten Köpfen litt, eine politische Laufbahn einschlug, keine weiterreichenden Folgen gehabt.

Die letzten Briefe der Korrespondenz zwischen Laßberg und Greith betreffen den Tausch zweier Altärchen¹⁴⁹ aus Laßbergs Sammlungen gegen Handschriften aus dem Besitze Greiths. Diese Briefe vermögen einen Mosaikstein einzufügen in die Geschichte der Entstehung der berühmten Sammlungen des Freiherrn, die heute in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen liegen. Laßberg sammelte alles, was für ihn historisch-antiquarisches Interesse hatte. Die Art des Sammelns war keine systematische, die erworbenen Objekte mußten auch nicht Originale sein¹⁵⁰. Als Sammler hat Laßberg in einer Zeit, in der durch die Säkularisation vieler traditionsreicher Stifte und Klöster wertvolles Kulturgut verloren ging oder durch Versteigerungen in Privathände und Trödlerräden geriet¹⁵¹, jede Gelegenheit genutzt, um Stück für Stück aufzukaufen. Er hat dadurch vieles gerettet und dazu beigetragen, daß der Wert des Überlieferten erkannt wurde¹⁵². Im Hause Laßbergs, berichtete seine Schwägerin Annette von Droste-Hülshoff nach Münster¹⁵³, gebe es „ganze Wagenladungen von Minneliedern“. Der Freiherr sei der beste Mann der Welt, „angenehm, geistreich, sehr gelehrt“, er habe nur etwas zuviel, „nämlich zuviel Manuskripte und Inkunabeln, und zuviel Lust, sie vorzulesen“. Als Laßberg seine Sammlungen 1853 um den Preis von 27 000 fl an den Fürsten von Fürstenberg verkaufte¹⁵⁴, bestanden sie aus 263 bzw. 209 Handschriften, 11 000 Druckbänden, Urkunden und Gemälden.

Zum Sammler Joseph von Laßberg kam der Mittler, der gastfreundlich seine Schätze den Interessierten zur Verfügung stellte. Eppishausen und die Meersburg wurden zum Wallfahrtsort der schweizerischen, deutschen und von weiterher kommenden Gelehrten¹⁵⁵, deren Schriften zum Teil ohne Laßbergs Hilfeleistungen nicht hätten entstehen können¹⁵⁶.

Greith wiederum hatte, im Vorgehen zielgerichteter als Laßberg, seit etwa Ende der 1840er Jahre eine Sammlung altdeutscher Gebets-, Betrachtungs- und Liederbücher sowie

148 Vgl. dazu BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 66–70.

149 Vgl. GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 507; SALM, Laßberg als Kunstsammler. (wie Anm. 11), S. 81.

150 SALM, Laßberg als Kunstsammler (wie Anm. 11), S. 68.

151 GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 505; BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 37.

152 BADER, Laßberg (wie Anm. 3), 49.

153 Zit. bei OTTO ROMBACH, Der letzte Ritter auf der Meersburg. „Meister Sepp“, der abenteuerliche Sammler. In: Bodensee-Hefte 5 (1977), S. 14–15; Vgl. ERNA HUBER, Joseph von Laßberg, Ritter und Romantiker. In: Librarium 16 (1973), S. 39–48 und SCHEIWILLER, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz (wie Anm. 8), S. 77.

154 Vgl. die Briefe 51 und 55.

155 KARL GLUNK, Laßberg als Helfer der führenden Germanisten seiner Zeit. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 89–117; GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 514 f.; BINDER, Laßberg und die Geschichte (wie Anm. 1), S. 97; MAX BINDER, Joseph von Laßberg und seine schwäbischen Freunde. Konstanz 1934, S. 12 ff.

156 Vgl. GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 515.

deutscher theologischer Handschriften des Mittelalters angelegt¹⁵⁷, die er ebenfalls interessierten Germanisten zur Verfügung stellte. Im August 1852, um ein Beispiel zu nennen, erfuhr Franz Pfeiffer, der Gebete, Litaneien und Denksprüche an Greith übersandte, von Ludwig Uhland¹⁵⁸, daß der St. Galler Domdekan drei Handschriften erworben habe, die für Pfeiffers eigene Sammlung, die damals dreißig Manuskripte umfaßte, und für seine Arbeit an den „Deutschen Mystikern des XIV. Jahrhunderts“¹⁵⁹ Bedeutung besaßen. Greith schickte die Handschriften mit weiteren Informationen nach Stuttgart¹⁶⁰. Gleichzeitig setzte er – seine Sammlung bestand 1853 aus rund hundert Handschriften und Inkunabeln¹⁶¹ – den Stuttgarter Freund von der bedeutsamen Entdeckung des „*Lehrsystems des unbekannten deutschen Mystikers*“ in Kenntnis. Dieses Lehrsystem, in philologisch-theologischen Fachkreisen als „Greith's Traktat“ oder „*compilatio mystica*“ bekannt¹⁶², edierte Greith 1861 in seiner „Geschichte der Deutschen Mystik im Prediger-Orden“¹⁶³. Der Text beschäftigte Germanisten und Theologen bis in die jüngste Zeit¹⁶⁴. Die eine der zwei von Greith entdeckten Handschriften liegt heute in der Stiftsbibliothek St. Gallen¹⁶⁵, die andere befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek in München¹⁶⁶, wohin sie aus dem Nachlaß Franz Pfeiffers gelangt war¹⁶⁷.

Schließlich hat Greith, einer der Intimfreunde Laßbergs, der 1852 zum letzten Mal bei ihm in St. Gallen weilte¹⁶⁸, knapp zehn Jahre nach dem Ableben des Freiherrn¹⁶⁹ diesem in den Münchener „Historisch-politischen Blättern“ das erste literarische Denkmal gesetzt¹⁷⁰. Der St. Galler Bischof, der als Verfasser dieser ersten Biographie Laßbergs nun endgültig gesichert ist¹⁷¹, schöpfte meist aus mündlichen Erzählungen Laßbergs¹⁷². Greith versucht, den Genius Laßbergs zu schildern, seine öffentlichen Tätigkeiten und die wissenschaftlichen Verdienste dieses Dilettanten im besten Sinne des Wortes darzustellen. Von apologetischen Zügen, Einseitigkeiten und Fehlern nicht frei¹⁷³, wurde diese Kurzbiographie immer wieder abgeschrieben¹⁷⁴, zumal die von Bernhard von Zeerleder verfaßten Notizen über Laßberg verschollen sind, Franz Pfeiffer später über der Arbeit an einer

157 Vgl. BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 260 ff.

158 Ebda., S. 261 f.

159 2 Bände, Leipzig 1845–1857.

160 Greith an Pfeiffer, St. Gallen 9. August 1852, Landesbibliothek Stuttgart, Nachlaß Pfeiffer, Cod. hist. 4° 407, darauf die Notiz Pfeiffers über die Rücksendung der Handschriften am 21. November 1852.

161 BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 261; Vgl. DUFT, Erschließer (wie Anm. 31), S. 22, Anm. 1.

162 Vgl. nur Philipp STRAUCH, Zu Greiths *Compilatio mystica*. In: Hundert Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag. Hg. v. Albert AHN. Bonn 1919, S. 132–135; Rosemary CADIGAN (Hg.), *The compilatio mystica (Greith's Traktat) in the original: An edition of Ms. C 108 b Zürich with reference to four other parallel manuscripts*. Chapel Hill (North Carolina/USA) 1973.

163 Freiburg i. Breisgau 1867, S. 96–202.

164 Vgl. BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 271–274.

165 Cod. Sang. 1917.

166 Cod. germ. 5233.

167 Josy SEITZ, Der Traktat des „Unbekannten deutschen Mystikers“ bei Greith. Ein Beitrag zur Eckhart-Forschung. Leipzig 1936, S. 9; BRUNHART, Greith (wie Anm. 38), S. 270.

168 GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 520.

169 Vgl. Brief 58.

170 Anm. 24.

171 Brief 59.

172 GREITH, Laßberg (wie Anm. 24), S. 425.

173 Vgl. PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), S. X f.

174 Vgl. BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 7 und DERS., Laßbergs „literarischer Schildknappe“. Eine Nachlese zum Briefwechsel zwischen J. v. Laßberg und J. A. Pupikofer. In: BADER, Laßberg (wie Anm. 3), S. 211–231, S. 211 f.; BINDER, Laßberg und die Geschichte (wie Anm. 1), S. 85.

Biographie Laßbergs verstarb¹⁷⁵ und Hildegard von Laßberg ihre Lebensskizze, gehalten anlässlich der Tagung des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Meersburg, nicht zum Druck freigab¹⁷⁶. Bei der Kritik der Biographie Greiths in den „Historisch-politischen Blättern“ kann nicht genug betont werden, daß der St. Galler Bischof vornehmlich den Meersburger Laßberg im Auge hatte, dessen Lebensart zunehmend von Konservatismus, Religiosität, einer gewissen politischen Resignation und geistigem Rückzug in die historischen Zeiten der geliebten Ritter und Minnesänger gekennzeichnet ist, und daß Rückschlüsse, daß Greith den jungen, aufgeklärten Laßberg im gleichen Licht gesehen hätte, nicht erlaubt oder nur bedingt gestattet sind. Auch wenn Greiths Biographie des Freundes am anderen Ufer des Bodensees teilweise poetisch gefärbt und lückenhaft ist, bildete sie lange die einzige wirkliche Lebensbeschreibung Laßbergs, auf die heute noch mit geziemender Kritik und Vorsicht zurückgegriffen wird. Greith ist damit der Freundespflicht nachgekommen, dem „Meister Sepp von Eppishausen“, dem „edelen Lazzbargaere“ auf der Meersburg ein öffentliches Andenken zu setzen und ihn so vor der drohenden Vergessenheit zu schützen.

Die folgenden Briefe sind in vollem Wortlaut und in unangetasteter Orthographie wiedergegeben und werden im Anmerkungs-Teil so weit nötig erläutert. Die Interpunktion wurde beibehalten, die durch Nasalstriche angezeigte Verdoppelung von m und n durchgeführt und der Gebrauch von ß nach heutigem Gebrauch normalisiert. Abkürzungen werden in der Regel in eckiger Klammer aufgelöst; runde Klammern stammen vom Briefschreiber. Offensichtliche Fehler und Verschreiber in den Originalen werden belassen und in der Regel nicht durch ! gekennzeichnet. Fragliche oder unleserliche Stellen – die Tinte besonders der ersten Briefe ist sehr verblaßt – werden mit Fragezeichen in eckige Klammern gesetzt. Größere Auszüge oder Zitate aus den Briefen 4, 6, 11, 19, 21, 34 finden sich bei Alexander Baumgartner, Erinnerungen an Dr. Karl Johann Greith, Bischof von St. Gallen. In: Stimmen aus Maria-Laach 24 (1883), S. 486–510; 26 (1884), S. 364–387, 479–501 (selbständig Freiburg i. B. 1884), Nr. 26 (1884), S. 366 ff. Die Auszüge sind unkritisch wiedergegeben und enthalten Veränderungen, auch sachlicher Art, gegenüber den Originalen.

Für die Editionserlaubnis danke ich Frau und Herrn Luzzi-Wirth, Büni-straße 3, CH-8134 Adliswil, Herrn Hermann Petzoldt, Konradin-Kreuzer-Str. 5, D-7570 Baden-Baden, der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, der Stiftsbibliothek St. Gallen und dem Bischöflichen Archiv St. Gallen. Für personengeschichtliche und andere Auskünfte bin ich den Herren Dr. E. Ehrenzeller (Kantonsbibliothek Vaduz St. Gallen), G. Goerlipp (Fürstl. Fürstenberg. Hofarchiv Donaueschingen), Dr. H. Grünwald (Archiv der Oberdeutschen Provinz SJ, München), Dr. F. Hundsnurscher (Erzbischöfl. Archiv, Freiburg i. Br.), Dr. G. Knoll (Universitätsbibliothek Bremen), Dr. H. Maurer (Stadtarchiv Konstanz), Dr. P. Ochsenbein (Stiftsbibliothek St. Gallen) und Prof. Dr. H. Raab (Universität Freiburg/Schweiz) zu Dank verpflichtet.

175 PFEIFFER, Briefwechsel Laßberg–Uhland (wie Anm. 37), S. X.

176 BINDER, Laßberg und seine schwäbischen Freunde (wie Anm. 155), S. 7.

Abkürzungen

| | |
|---------------|---|
| ADB | Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. v. d. Historischen Kommission bei d. königlichen Akademie d. Wissenschaften. Bd. 1 ff., Leipzig/München 1875 ff. |
| BADER | Karl S. BADER (Hg.), Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Stuttgart 1955 |
| BRUNHART | Arthur BRUNHART, Carl Johann Greith (1807–1882). Studien zu seinem Leben, seinem wissenschaftlichen Werk und zu seinen Beziehungen nach Deutschland. Lizentiatsarbeit (polykop.). Freiburg/Schweiz 1981 |
| FISCHER | Eduard FISCHER (Hg.), Idelfons von Arx 1755–1833. Bibliothekar, Archivar, Historiker zu St. Gallen und Olten. Gedenkschrift aus Anlaß seines 200. Geburtstages. Olten 1957 |
| HBLS | Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. Hg. mit d. Empfehlung der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz unter d. Leitung von Heinrich TUERLER u. a. Bd. 1 ff., Neuenburg 1921 ff. |
| LThK | Lexikon für Theologie und Kirche. Hg. v. Michael BUCHBERGER, Bd. 1 ff., Freiburg i. B. 1930 ff.; Zweite, völlig neu bearb. Auflage hg. v. Josef HOEFER und Karl RAHNER. Bd. 1 ff., Freiburg i. B. 1957 ff. |
| NDB | Neue Deutsche Biographie. Hg. v. d. Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 1 ff., Berlin 1953 ff. |
| THIEME-BECKER | Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bearb. v. Ulrich THIEME und Felix BECKER, hg. v. Hans VOLLMER. Bd. 1 ff., Leipzig 1907 ff. |
| VL | Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begründet v. Wolfgang STAMMLER, fortgeführt v. Karl LANGOSCH, Bd. 1 ff., Berlin 1933 ff.; Zweite, völlig neu bearb. Auflage hg. v. Kurt RUH. Bd. 1 ff., Berlin/New York 1978 ff. |

Anschrift des Verfassers:

Arthur Brunhart, Fürstenstraße 373, FL-9496 Balzers

1. Greith an Laßberg, St. Gallen 13. Januar 1833
Luzzi Nr. 1

*Plurimum reverende Guardiane!
Dilectissime pater!*

plures jam transierunt menses ex quo Vestram reverentiam in Sua cellula in Visitare cohonestatus fui et spiritualibus Ejusdem frui colloquiis. Vidi tum ingentem fervorem et Zelum Vix credibilem quo Vestra Reverentia mundo qui in maligno positus est, prorsus alienata theologiae mysticae et saeris meditationibus sine intermissione ad communem fidelium aedificationem Vacat et ex patris Sui praeclars exemplo frater conversus infra Scriptus ita aedificatus fuit ut folia ista adjacentia un exiguam quidem sed eo sinceriores tesseras Suae in patrem filialis caritatis Eidem transmittere [anfus?]¹ sit. Continent ea, folia quaerimonias justas quibus justitia divina errores et perditionem miserabilis mundi deflere [nunquam?] desinit et admodum propria Videntur Vestram reverentiam in Suis pietatis exercitiis et meditationibus Sustentare et adjuvare. –

Allegoriam istam nuperrime quasi fortuito in nostro armario² reperi eamque in nostro pro tuenda ab hostium obtrectationibus religione edito folio publico „Schweizerische Kirchenzeitung Lucern“³ in recentiore idiomate Siquidem pater Guardianus id congruum putaret, publici juris [faciam?].

Vix habeo quo exprimam quam gratum mihi foret Si Vestra Sapientia quam citissime mihi insinuare Velit quid ibidem corrigendum quidse mutandum sit. –

Sed et aliud opus litterarium ad elaborandum illustrissimus dominus Zeerleder de Steinegg⁴ prope Schafhausen Vir in omni Scientiarum genere instructus qui folium historicum „Schweizerische Geschichtsforscher“⁵ typis vulgat, mihi imposuit et quidem dissertationem aliquam de carminibus bellicis helvetorum Saeculi 14. et 15. praeter ea, quae in cronicis Justinger⁶,

1 Der Brief, dessen Tinte schon sehr verblaßt ist, ist auch durch Übersreibungen des Verfassers teilweise schwer leserlich. Fragliche Stellen sind in Klammer gesetzt.

2 Zur Geschichte der Stiftsbibliothek St. Gallen, wo Greith 1833 als Adjunkt tätig war, und ihren Schätzen: Franz WEIDMANN, Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841. St. Gallen 1841 und 1846; Johannes DUFT, Die Stiftsbibliothek St. Gallen. Der Barocksaal und seine Putten. St. Gallen/Sigmaringen 1974 (= Bibliotheca Sangallensis 5); DERS., Stiftsbibliothek St. Gallen. Uznach 1979; Gustav SCHERER, Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Halle 1875, Nachdr. Hildesheim 1975.

3 Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern 1 (1832) ff. – Johann Baptist VILLIGER, Wie es zur Gründung der Schweiz. Kirchenzeitung kam. In: Schweiz. Kirchenzeitung 25 (24. 6. 1982), S. 409–417.

4 Bernhard von Zeerleder (1788–1862), Enkel Albrecht von Hallers und Vetter Karl Ludwig v. Hallers. Offizier und Gutsbesitzer auf Schloß Steinegg/Thurgau. 1845 Konversion zur katholischen Kirche. Major des Sonderbund, nach der Niederlage als Flüchtling auf der Meersburg, 1849 Rehabilitierung. Historiker. – HBLS 7 (1934), S. 629; ADB 44 (1898), S. 762; Karl S. BADER (Hg.), Joseph von Laßberg. Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Todestag. Stuttgart 1955, S. 249, 276, 351, 364 f.; Karl S. BADER (Hg.): Der Sonderbundskrieg im Urteil eines Schwaben. Briefe des Joseph von Laßberg an Hermann von Liebenau 1847–1849. In: Der Geschichtsfreud. Mitteilungen d. Hist. Vereins d. fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug 104 (1951) S. 5–70.

5 Schweizerische Geschichtsforscher, Bern 1–14 (1812–1852).

6 Konrad Justinger, Schreiber und Chronist der Stadt Bern, wo er 1390–1431 lebte, ab 1431 in Zürich als Amtsmann des Fraumünsters. Verf. einer anonymen Chronik und i. A. der Stadt Bern einer Stadtgeschichte. – HBLS 4 (1927), S. 429 f.; VL 2 (1934), Sp. 724–726.

Anselmi⁷, Schilling⁸, Tschudi⁹ extant ejusden generis Carmina et alia usquedum inedita ex bello Suerico leguntur in codice nostro n^o 645 quae eidem dissertationi adjungere haud incongruum puto¹⁰. – Si Vestra Reverentia clementissime pater Guardiane de modo ordineque quo tractanda sit ea materia de fontibus quibus haurire jubeor nonnulla disserere Voluerit, quam maxime me obstringeret. –

Per transeunam hic adverto, quod Johannes Muller¹¹ notam Suam de carmine quod Johannes Comes de Habsburg¹² in carcere Wellenberg composuisse fertur recepit [en?] Chronica Peterman Etterlin¹³ ubi auctor p. 85 edit. Basil. [ita?] habet:

„der hauptman Graf hans v[on] Habsburg der viel über die Muren uss in der stat graben, darinnen ward er ergriffen u[nd] gefangen und leit man yn in den Wellenberg, da lag er in dry jar gefangen u[nd] macht das liedly, ich weiss ein blouwes Blumelin u.s.f.“

(a)

Gratam recipiat Vestra Reverentia contestationem Summae considerationis ac obedientiae perfectae qua persisto in aevum
reverendissimi Guardiani
obedientissimus ac devotissimus frater Conversus
Carolus Greith novitiatus praepositus indignus
ad Cellam S. Galli Idibus Januarii

7 Anselm Valerius, Chronist aus Rottweil, 1529 als Chronist nach Bern berufen, 1510 Verf. eines latein. Kompendiums der Weltgeschichte, als Hauptwerk die Geschichte der Stadt Bern. – HBLS 1 (1921), S. 382.

8 Zu den beiden Diebold Schilling in Bern bzw. Luzern vgl. HBLS 6 (1931), S. 182; VL 4 (1953), Sp. 65–69; Carl PFAFF, Staat und Gesellschaft im Spiegel der Chronikillustration des Berner und des Luzerner Schilling. In: Der Geschichtsfreund 135 (1982), S. 89–116.

9 Aegidius Tschudi (1505–1572), Gelehrter und Politiker, trieb antiquarische Studien und legte eine umfangreiche MA-Dokumentensammlung an, Verfasser einer Schweizerchronik. – HBLS 7 (1934), S. 79 f.; LThK 10 (1965), Sp. 386 f.; Eduard FISCHER (Hg.), Ildefons von Arx 1755–1833. Bibliothekar, Archivar, Historiker zu Gt. Gallen und Olten. Gedenkschrift aus Anlaß seines 200. Geburtstages. Olten 1957 (= Publikation aus den Stadtarchiv Olten 4) Reg.; Richard FELLER / Edgar BONJOUR: Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit (2 Bde.). Basel 1962, 1979; S. 312–325; Bernhard STETTLER, Studien zur Geschichtsauffassung des Aegid. Tschudi. Basel 1973; Johannes DUFT, Aegid. Tschudis Handschriften in der Stiftsbibliothek St. Gallen. In: Zeitschrift f. Schweizerische Kirchengeschichte 53 (1959), S. 125–137.

10 Über entsprechende Arbeiten Greiths ist nichts bekannt. Zum Cod. Sang. 645 vgl. SCHERER (wie Anm. 2), S. 211 f. sowie Ludwig TOBLER, Über die historischen Volkslieder der Schweiz. In: Archiv d. Hist. Vereins des Kantons Bern VII (Heft 2, 1869), 1871, S. 305–362, S. 353 betr. den Schwabenkrieg; Stefan SONDEREGGER: Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler. Die Stiftsbibliothek Sankt Gallen als Quelle germanistischer Handschriftenerforschung vom Humanismus bis zur Gegenwart. St. Gallen/Sigmaringen 1982, S. 134, 157.

11 Johannes von Müller (1752–1809), Historiker aus Schaffhausen, als Bibliothekar, Publizist und Diplomat in Kassel, Mainz, Wien und Berlin tätig, 1808 Generaldirektor d. öffentl. Unterrichtswesens im Königreich Westfalen. Seine „Geschichten der schweizer. Eidgenossenschaft“ (5 Bde. 1786–1808, Neudruck 1942) bestimmte das Bild der Schweiz bis weit ins 19. Jht. hinein. – LThK 7 (1962), Sp. 673; Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte. 2. Aufl. bearb. v. K. BOSL (u. a.), Bd. 2 (München 1974), Sp. 1956 ff.; Edgar BONJOUR, Studien zu Johannes v. Müller. Basel 1957.

12 Johannes Graf von Rapperswil unternahm am 23. 2. 1350 die sog. Zürcher Mordnacht, wurde gefangen und im Wellenberg bis 1352 eingekerkert. 1354 verkaufte er Rapperswil an Österreich, behielt es aber als Manneslehen. – HBLS 4 (1927), S. 39. Zum erwähnten Lied vgl. VL 2 (1934), Sp. 597 f. und hier Brief Nr. 53.

13 Petermann Etterlin (gest. 1509), 1495 Gerichtsschreiber in Luzern, 1476 Richter, 1507 veröffentlichte er eine „Kronica von der loblichen Eydtennossenschaft, ir herkommen und sonst seltzam strittenn und geschichte“. (Basel: Michael Furter 1507). – FELLER/BONJOUR, Geschichtsschreibung (wie Anm. 9), S. 86–89, 2. Aufl. S. 56; VL 2 (1980), Sp. 636.

a. J. 1833

P.Sc. Scripta adposita quam primum ad me glossis Suis adaucta mihi per ordinarium Cursorem remittere quaeso! dignetur V.R.

(a) Peterman Etterlin setzt das Lied nicht fort, vermuthlich lag es ganz im Urtext, denn Petermann übergab s[eine] Kronik dem husenegk¹⁴ Bürger u[nd] Gerichtsschreiber zu Basel u[nd] trug ihm auf, nach Gutdünken zu verkürzen u[nd] zu korrigieren. Ob die Handschrift Peterm[ann] Etterlin sich in Basel befinde um nachzusehen ob die Fortsetzung der Lieder sich darin befinde?

2. Greith an Laßberg, St. Gallen 3. April 1833

Luzzi Nr. 2

Hochwohlgeborner Herr Baron!

Ich hatte mir die Freiheit genommen schon im letzten Januar Euer Hochwohlgebornen eine Abschrift von einem Prosadenkmahl aus n^o 645 unserer M[anu]sc[ripte] zu übersenden mit der Bitte mir diesselbe gefälligst wieder zuzusenden u[nd] mir einige historische, diplomatische u[nd] grammatikalische Schwierigkeit bey dieser Gelegenheit lösen zu wollen.¹⁵ –

Ich harpte bis diesen Augenblick vergebens auf eine Antwort u[nd] muß von der Bereitwilligkeit u[nd] Wohlgewogenheit überzeugt womit Euer Hochwohlgeborn gewiß meinen Bitten entsprochen haben würden, nun glauben, die Abschrift „Die Gerechtigkeit u[nd] die Welt“ die ich Hochselben zu übersenden die Ehre hatte, sey gar nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt. –

Wie sehr würden mich E. H. verpflichten, wenn Sie die Güte hätten durch ein paar Zeilen mich aus dieser Ungewissenheit zu ziehen! –

Genehmigen E. H. die Versicherung vollkommenster Verehrung u[nd] Hochschätzung worin ich zu verharren die Ehre habe.

Euer Hochwohlgeborn
ergebenster Diener

Carl Greith

Subregens u[nd] Professor¹⁶

St: Gallen am 3. April 1833

14 Rudolf Husenek, Fürsprech am Stadtgericht Basel, nach seiner Ausweisung Bürger von Straßburg. Besitzer einer ausgesuchten Bibliothek; als „doctus ac ingeniosus interpres legem“ bezeichnet, galt er auch als Autorität in bezug auf die deutsche Sprache, weshalb ihn Etterlin als Berater heranzog. Husenek übernahm die Korrektur der Chronik und gab sie heraus. – Rudolf WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel (3 Bde.), Basel 1924, Bd. 3, S. 259 f.

15 Vgl. Brief 1.

16 1831–1834 war Greith als Subregens des Priesterseminars in St. Gallen und als Professor für „theoretische Theologie“ und „Klerikal-Ascese“ tätig, dies neben seiner Hauptarbeit als Adjunkt der Stiftsbibliothek St. Gallen. – Vgl. Arthur BRUNHART, Carl Johann Greith (1807–1882). Studien zu seinem Leben, seinem wissenschaftlichen Werk und zu seinen Beziehungen nach Deutschland (Phil. Lic.-arbeit, masch.schr.) Fribourg 1981, S. 20, 117 ff.

3. Greith an Laßberg, St. Gallen 24. Mai 1833
Luzzi Nr. 3

en S. Gallo 24. Mai 1833

Illustrissime Domine!

Permolestum mihi accidit quod ad repetitam Epistolam quam ad Vestram Dominationem dirigere praesumsi, ne Verbum quidem aliquod reponsorium usquedum recipere potui. –

Nuntium ipsummet ad me Venire jussi eique mandavi ut quam primum Vestram Dominationem adire Velit interrogando

1. an dissertationem Januario jam elapso missam acceperit V.D. an non.

2. utrum et Secunda epistola recte deportata fuerit an non.

Et in casu affirmativo instantissime precor, ut Vestra Dominatio Scripta uná cum petitu notis ad me remittere quam primum Velit.¹⁷

Hac occasione et utor profundam meam reverentiam V. D. offerendi qua persisto humil[is] servus

Car[olus] Greith V. S.

Scripsi ex bibliotheca orbi mihi defuit cerea et otium. –

4. Laßberg an Greith, Eppishausen 24. Mai 1833
Bischöfliches Archiv St. Gallen B 3.5, 60

Hochwürdiger Vorsteher ἐπὶ τῶν ψυχῶν ἰατρῶν!

Alten leuten muß man nichts úbel nemen: Ire Lettres patentes¹⁸ habe ich erhalten; und würde das geschriebene heft lángst zurückgeschickt haben, wenn ich nicht seit anfang des frúlinges die angenehme hofnung gehegt hätte, es Inen in der zelle des heiligen Gallus persónlich zu überreichen; allein, l'homme propose, dieu dispose und ich seze hinzu: Et le diable y fait aussi quelque chose! lezterer ist in gestalt eines hartnákigen Katers !:χατάρπος:/ mir auf oder in den hals gekommen; so daß ich noch nicht ganz davon frei geworden bin. was ist zu machen? dum subeunt morbi, tristisque senectus! man muß geduld haben. Haben Sie also auch geduld mit dem alten Guardian! oder viel mer verzeihen Sie im die ungeduld, die er Inen verursacht hat; besonders da er Inen die wolgemeinte predigt des frommen Pater K. Schaneldt,¹⁹ denn anders ist es doch nichts, one weiteren comentar zurücksendet. Es hat mir leid getan, daß ich nicht all das gute und schöne darin habe finden kónnen, was Inen erschien; aber ich muß es für ein opus levioris notae halten, das wol keine edition verdienet. Von

¹⁷ Vgl. Briefe Nr. 1 und 2.

¹⁸ Vgl. Briefe 1–3. Laßberg verwendet die griechische Inschrift (= Heilmittel der Seele) über dem Portal der Stiftsbibliothek St. Gallen.

¹⁹ Cod. Sang. 645, p. 519–553 enthält einen Brief des „Brüder Rüdolf Schaneldt Conwentiner ze Rúti an Cünraten Schwenden Ritter“, datiert p. 653; Geben zu Rúty uff Gregory Anno etc. LXXXVij (1488). Schaneldt war demnach Mönch der 1525 aufgehobenen Prämonstratenser-Abtei Rüti (Kanton Zürich). Laßberg bezeichnet ihn als Zisterzienser. Frdl. Mitteilung von Dr. P. Ochsenbein (Stiftsbibliothek St. Gallen). Näheres über Schaneldt konnte nicht ermittelt werden. – Zu den Prämonstratensern vgl. Norbert BACKMUND, O. Praem., Monasticon praemonstratense, id est Historia circariarum atque canonicarum candidi et canonici Ordinis Praemonstratensis. (3 Teile), Straßburg 1949–1956.

solchen allegorischen Kanzelreden wimmelt die krankhafte literatur des XV iarhunderts, man wollte ia damäl gar nichts anderes mer hóren; aber wenn solche sachen nicht ausgezeichnet scharfsinnig sind; so werden sie heut zutage nicht einmal in die reihe der reden meines landsmannes des P. Abraham a S. Clara²⁰ gestellt, und also auch nicht gelesen. Selbst die umarbeitung; oder besser so sagen Spracherneuerung des textes, dürfte demselben zu keiner empfelung dienen; weil gerade die etwas altertümliche Sprache dergleichen produkte anziehend macht. Dieses sind nun meine ansichten. Alles was der gute cisterzienser mónch über die verderbniß seiner zeiten und vernachlässigung der religion saget, ist vor und nach im viel kräftiger und besser, mit gleichschlechtem erfolge gesagt und geschrieben worden. Etwas ausgezeichnetes ist seine Arbeit nicht, und nur etwas ausgezeichnetes konnte effort machen.

Mein freund Werner Haxthausen,²¹ trägt mir einen sehr freundlichen gruß an Sie auf mit dem beisaze: wir sollen in doch in diesem Sommer besuchen. was sagen Sie dazu Hochwürdi-ger Herr? und was soll ich im darauf antworten?

Sie hatten einst die gúte sich der unterhandlung um den v(on) Arxischen²² literar(ischen) handschriftlichen nachlaß unterziehen zu wollen, und mir die summe bekannt zu machen, für welche man mir denselben überlassen will? Sie würden mich verbinden, wenn Sie die gúte haben wollen, mir hierüber auskunft zu verschaffen; besonders würde ich recht gerne das m[anu]ss[kri]pt der geschichte von Eberingen,²³ ietzt recht gerne lesen.

Ich sage noch einmal meine venia vor dem versammelten capitel, neme mir ernstlich vor mich zu bessern, und geharre hochachtungsvoll

Dero

gehorsamster Diener

Guardianus indignus

Fr. Josephus

a Corde Mariae

Eppishaus[en] am 24. May

MDCCCXXXIII

20 Abraham a Santa Clara (Johann Ulrich Megerle), 1644–1709, Augustiner, Prediger in Graz und Wien, 1689 Leiter der deutsch-böhmischen Ordensprovinz, 1694 Subprior von Mariabrunn. – NDB 1 (1953), S. 21 f.; LThK 1 (1957), Sp. 64 f.; Robert A. KANN, Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik. Freiburg i. B. 1962.

21 Werner von Haxthausen (1780–1842), Politiker und Volkskundler, flüchtete nach einem mißlungenen Staatsstreich im Königreich Westfalen vor den Franzosen nach England, 1815 Regierungsrat in Köln, ab 1826 Verwalter der Familiengüter in Bökendorf, aktive Teilnahme an der westfälischen Politik. – NDB 8 (1969), S. 141 f.; Eduard AHRENS, Werner v. Haxthausen und sein Verwandtenkreis als Romantiker. Aichach 1927; A. KLEIN, Werner v. Haxthausen (1780–1842) und sein Freundeskreis am Rhein. In: Annalen d. Hist. Vereins für den Niederrhein 155/56 (1954), S. 179–182; Volker SCHUPP (Hg.), Unbekannte Briefe des Reichsfreiherrn J. v. Laßberg an Friedrich Carl Freiherrn von und zu Brenken. In: Westfälische Zeitschrift. Zeitschrift f. Vaterländische Geschichte und Altertumskunde 128 (1978), S. 119–159, S. 120, 124 f.

22 Ildefons von Arx (1755–1833), Konventuale des Klosters St. Gallen, 1789–1796 Pfarrer von Ebingen, 1827–1833 Stiftsbibliothekar in St. Gallen. Arx war der bedeutendste Historiker, den das Stift des Kantons St. Gallen hervorgebracht hatte und verfaßte die „Geschichten des Kantons St. Gallen“ in drei Bänden (St. Gallen 1810–1813) sowie 1830 die „Berichtigungen und Zusätze“. – NDB 1 (1953), S. 405 f.; LThK 1 (1957), Sp. 917; FISCHER, Arx; von Greith vmtl. der Nachruf auf Arx in der Schweizerischen Kirchenzeitung 45 (9. 11. 1833), Sp. 717–723.

23 Arx war 1789–1796 als Pfarrer von Ebingen tätig gewesen. 1792 schrieb er die „Geschichte der Herrschaft Ebingen“, 1860 hg. von Joseph Booz in Freiburg i. B. Ein Manuskript davon liegt in der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen (Ms. 640) sowie in der Stiftsbibliothek St. Gallen (Cod. Sang 1300). Vgl. FISCHER, Arx, S. 27, 151–165, 254, 407; BADER, Laßberg, S. 157 ff.; Zu den von Laßberg erworbenen Nachlaß-Teilen von Arx vgl. K. A. BARACK, Die Handschriften der F. F. Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865, Nrn. 543a–b, 640, 921.

5. Greith an Laßberg, St. Gallen 30. Juni 1833
Luzzi Nr. 4

Illustrissime ac doctissime Domine!
Reverendissime Pater!

Litteras pergratas quibus me cohonestare Voluit Vestra Reverentia ad finem mensis elapsi bene accepi et unâ cum Scriptis quae de Vestra benignitate pluries antea expostulare praesumsi. Sis Quae de indole et pretio commemoratae allegoriae juste egregieque disseruit V. R., nolo [?]²⁴ contradicere aperte, quin istud monumentum litteraturae Saeculi 15. tam exigui pretii estimarem prout id Verum est V. R.²⁵

Sequi non possum invitationem illustrissimi Viri de Haxthausen²⁶ quam vis pergratum mihi accideret, praestantissimum amicum invisere post diuturnam absentiam. Siquidem negotia huic fini non obstant, magis impediior sumptibus qui hunc in finem essent erogandi cum impietas Seculi monasteria cuncta destruxerit, ubi tot monachi viatores victum tectumque olim hospitaliter reperierunt. – Non enim oblivisci oportet Vestram Reverentiam quod ex mendicantium ordine frater ego exsto, ideo quae ad pauperiem adstrictus sum obligatus quae omnem pecuniam ad patrem Guardianum deferre qui conventus ac Singulorum gerit curam membrorum. –

Caeterum et hac in impietatis procella quâ obrutam deflemus ecclesiam et universam nostram provinciam, a Superioribus meis ad missiones impellor contra haereticos infandamque eorum doctrinam instituendas, quo fieri necesse est ut ne momentum quidem mihi Supersit, quo recollectioni et gaudiis Vacare licitum Sit. Tristissime Sunt tempora; ubique principibus imminet populorum perduellio, ecclesiae nocentissimi hostes. Sed quo majora ingruunt mala, eo Solortiores nos esse oportet ad repulsandum communem hostem.

Quod de libris manuscriptis et posthumis reverendiss. Ildephonsi ab Arx mihi commendavit V. R. cordi mihi erit ut perficiam. Sed Serva Francisca²⁷ aliqua caliditate distincta usque modo per appretiare noluit libros laudatos, cuncta relinquens ut ait. Vestrae Largitati – quid amplius Sit faciendum in ista causa ut finem attingam, enixe curabo.

Piis precibus et in omnia Sacra me commendam Vestrae Reverentiae ad [?] usque persisto humilimus frater

Ex cellula S. Galli die 30 Juni de Fsto SS.

Apostol. Petri et Pauli 1833

Carolus Capucinus.

²⁴ Der Brief mit unleserlichen Stellen wegen Überschreibungen.

²⁵ Vgl. Briefe 1–4.

²⁶ Werner von Haxthausen vgl. Brief 4, Anm. 21.

²⁷ Konnte nicht ermittelt werden.

6. Laßberg an Greith, Eppishausen 22. Oktober 1833
 Bischöfliches Archiv St. Gallen B 3.5, 69

Multis ille flebilis occidit, nulli flebilior quam mihi!

Quamquam mihi tristis ille morbus et nimium diuturnus clarissimi et charissimi illius viri Ildefonsi ab Arce,²⁸ et familiare et literarium commercium, iam ultra triennium eripuerit; tamen alta mente reposita habui, et post fata semper habebō, ipsius eruditionem profundissimam et animi candidissimi amabilitatem, erga omnes paratissimum semper officium, in me autem nunquam denegatam amicitiam.

De meritis viri doctissimi in rem literariam doctorum virorum respublica iudicabit; sepulcralem titulum eruditores, eloquentioresque erigant; mihi solum liceat absentiam eius, cum quo mihi et studii et animi necessitas fuit, ex intimo cordis plangere et dolere.

Mirabilis paene casus, quod beatus noster eadem die, qua primus antiquissimi istius coenobii fundator, quasi ultimus eiusdem socius et inhabitator, agmen et ianuam claudens, vitam exiit. Sit illi terra levis, sitque aeterna requies, imperterriti Christi militi, quem dominus tam longinquis probavit perpersionibus! maneat autem in cordibus nostris memoria viri, cuius studia nobis florentissima Sangallensium tempora: Kleronis,²⁹ Notkeri,³⁰ Ysonis,³¹ Ratperti,³² Ekehardorum³³ et aliorum, qui epocham in literis fecere, illustrium virorum tempora revocarunt.

Tu vero, reverende in Christo frater! quem charus noster defunctus singulariter amabat, cui provinciam peculiariter amatam post se regendam reliquit, pone modum lachrimis, nam vasto quidquid in orbe nascitur, invita mors rapit atra manu! nunc demum omnem amorem, quo eum prosecutus es, Bibliothecae, tamquam heredi et filiae suae impende, ut huius !:uti ibi inscriptum legitur:/ huius ψυχῆς ιατρειῶν, verus κειμήλιαρχος sis.

Nonomittam Tibi, vir reverende: pro nuntio quamquam luctuoso gratias agere affectuosas,

- 28 Ildefons von Arx, den Laßberg hier würdigt, verstarb am 16. Oktober 1833 in St. Gallen. Über das persönliche Verhältnis zwischen Laßberg und von Arx sowie über ihren wissenschaftlichen Verkehr vgl. Eduard STUDER, Laßberg und Ildefons von Arx. In: BADER (Hg.), Laßberg, S. 157–211; FISCHER: Arx Reg.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 128 ff.
- 29 Kero, St. Galler Mönch. – HBLS 4 (1927), S. 478; VL 2 (1934), Sp. 795 f.; Otto BASLER, Kero-Notker. In: Alemannisches Jahrbuch 1970 (Festschrift Wolfgang Müller, Bülh/Baden 1971), S. 1–8.
- 30 Die St. Galler Mönche Notker I. (Balbulus, der Stammer, auch der Dichter, ca. 840–912); Notker II. (Medicus oder Piperisgranum, gest. 975); Notker III. (Labeo oder Teutonicus, der Deutsche, ca. 950–1022). – HBLS 5 (1929), S. 310 ff.; VL 5 (1955), Sp. 735 ff.; LThK 7 (1962), Sp. 1051 ff.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), Reg.
- 31 Yso (Iso), St. Galler Mönch, Vorsteher der äußeren Schule, Historiograph und Heilkünstler. – HBLS 4 (1927), S. 368; LThK 5 (1960), Sp. 802; Johannes DUFT, Irische Handschriftenüberlieferung in St. Gallen. In: Heinz LOEWE (Hg.), Die Iren und Europa im früheren Mittelalter (2 Teile). Stuttgart 1982 (= Veröffentlichungen des Europa Zentrums Tübingen: Kulturwiss. Reihe), S. 916–937, S. 918 f.
- 32 Ratpert, Dichter und Geschichtsschreiber des Klosters St. Gallen. – VL 5 (1955), Sp. 932 f.; LThK 8 (1963), Sp. 1008; DUFT, In: LOEWE (wie Anm. 31), S. 933; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), Reg.
- 33 Die St. Galler Konventualen Ekkehart I (der Dekan, gest. 973), Ekkehart II (gest. 990 als Dompropst in Mainz), Ekkehart III (Dekan und Lehrer) und Ekkehart IV (1000–ca. 1060). – HBLS 3 (1926), S. 19; LThK 3 (1959), Sp. 780 f.; VL 2 (1980), Sp. 447–465; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), Reg.

tamen scias literas tuas modo die depositionis domini Ildephonsi me accepisse, alioquin ad beati viri exsequias certe venissem celebrandas.

Vale et guardiano consenescenti fave! dabam in villa et coenobio Scti: Epponis XXII. Octobris 1833

frater Josephus Laszbergius pro tempore Guardianus.

7. Greith an Laßberg, St. Gallen 9. November 1833

Luzzi Nr. 5

Mit Notizen und Zeichnungen Laßbergs.

Reverendissime pater Guardiane!

Domine colendissime!

Quo me Litterae R.Vrae. die 18. 8bris ad me datae gaudio affecere Vix merito Verbis complecti possum. Unicum tamen, fateor, vehementer dolebam quod Cursor publicus litteras meas funebres citius ad coenobium Vestrum non attulit quatenus Vra Reverentia una cum nonnullis Sui conventus fratribus depositioni clarissimi defuncti uti mos et regula nostrae Congregationis Franciscanae alias praescribunt interesse divinae quae pro requie ipsius offerre potuisset. Certiores quae nos unanimiter fuisse de adventu Vrae R.iae vel en eo concipiendum est, quod Casula et reliqua paramenta ad hoc jam fuerint parata. –

Ultimus diebus et praestantissimus amicus noster ab Haxthausen³⁴ ex Westphalia litteris me peramanter refecit. Wernerum Zudtwick,³⁵ inibi adnotat, Sancti matrimonii Vinculo Virgini alicui perpam amandae Sese adcopulasse nil quae jam Superesse optandum nisi longam procerum Seriem. Clamitat diu multis frustatam fuisse ipsius familiae Vestram Reverentiam in campis Westphaliae revisendi spem, quae durante integra estate ultima ea quasi Suspensa fuerit, mihi quae imponit Summa ope inniti ut conscientiae stimulis Venatus P. Guardianus promissis Suis fideliter staret unà quae cum devotissimo fratre Novicio Carolo ad campos Boekerhof quanto citius Sese conferret. Quibus igitur officium quod mihi imposuerat, expletum Sive velim.

Quis amarius quam egomet conditionem deploret infelicis patriae meae de cujus Salute omnino desperare videtur amicus noster? Damnosus en? quid non imminuit dies! aetas parentum pejor avis tulit nos nequiores mox daturos progeniem vitiosorem. Quid circa nostram bibliothecam [mox?] eveniet nescio. – Manus quo jam pristem fungebar ad novam electionem publicis foliis indicabitur, et cum partium studia Senatum neoelectum prorsus moveant in Suis decissionibus, nil mihi jam Superest nisi divinae benevolentiae causam meam commendare. – Sunt enim qui ut cladem meipsius adimpleant dominum Aloysium Fuchs³⁶

³⁴ Werner von Haxthausen, vgl. Brief 4, Anm. 21.

³⁵ Werner Heeremann von Zuydtwyck (1808–1886), 1828/29 Studienfreund Greiths in München, Neffe Werners von Haxthausen, vermählte sich 1833 mit Ferdinandine von Wrede-Melschede. – Karl SCHULTE-KEMMINGHAUSEN (Hg.), Die Briefe der Annette von Droste-Hülshoff. Gesamtausgabe (2 Bd.). Jena 1944, Bd. 2, S. 555; SCHUPP, Briefe Laßbergs (wie Brief 4, Anm. 21), S. 139, Anm. 95; BRUNHART, Greith, S. 100.

³⁶ Alois Fuchs (1794–1855), von Schwyz, 1828–1834 Spitalpfarrer und Lehrer in Rapperswil, wurde nach dem Wahlsieg der Liberal-Radikalen im Kanton St. Gallen 1834 zum Stiftsbibliothekar gewählt, da er sich als Vertreter des liberalen Klerus profiliert hatte und auch um Greith zu verdrängen, der sich Hoffnungen auf das Amt des Stiftsbibliothekars gemacht hatte, im Gegenteil aber sowohl als Adjunkt der Bibliothek als auch als Subregens des Seminars entlassen wurde. Fuchs, dem Greith im Brief die für die Leitung der Stiftsbibliothek nötigen Fähigkeiten abspricht,

*hominum in linguis et antiquitatum [?] notitia prorsus inscium et nequaquam ad tale officium vel a longe idoneum Bibliothecae adscribere student. – [Sed?] Reviae Vestrae certe innotescunt tum motus quos per triennium quidam clerici novatores et inScii in nostra dioecesi sustentabant, tum damnatio praedicti Aloysii Fuchs ejusque Sermonis quorum voluisssem noluissem magna pars ipse fui. hinc illae irae, hinc illae Tribulationes.*³⁷

*Interea labor me tenet litterarius de Scottigenis analectisque Scotticis, Singula que recolligere et explanare insisto, quae desuper in nostris Manuscriptis reperienda sunt.*³⁸ – *Si quid ad hoc utile et curiosum [?] libris assignandis qua extractus quosdam communicando mihi committere possit V.R. pergratum id habeo.*

Matrona Francisca, ut omnia tradam, me monet ut scribere velim, V.Riae de libris posthumis Ildephonsii cum enim quamprimum Monasterium hoc relinquere cogatur propriis que sumptibus vivere libros praedictos aut V.rae R. aut alicui alii pro justa remuneratione cedere desiderat.

Sum interea

Vestrae Rev.tia

Domine illustrissime

omni qua par est Consideratione et obedientia exiguus Servus

Carolus Greith

ex S. Gallo die 9. 9bris 1833

wurde 1836 (nach dem konservativen Wahlsieg) unter Hinweis auf seine mangelhafte Amtsführung entlassen. – Othmar PFYL, Alois Fuchs (1794–1855). Ein Schwyzer Geistlicher auf dem Weg vom Liberalismus zum Radikalismus (4 Teile). In: Mitteilungen des Hist. Vereins des Kantons Schwyz 64 (1971), 71 (1979), 73 (1981), 74 (1982); BRUNHART, Greith, S. 132–147 über die Rolle Greiths im sog. „Fuchsenhandel“ 1832/34.

37 Zu den kirchenpolitischen Kämpfen der 30er Jahre im Kanton St. Gallen vgl. Thomas HOLENSTEIN, Die kirchenpolitischen Kämpfe im Kt. St. Gallen. St. Gallen 1925; Josefus MEILE (Red.), 100 Jahre Diözese St. Gallen. Uznach 1947; Ernst EHRENZELLER, Der konservativ-liberale Gegensatz im Kt. St. Gallen bis zur Verfassungsrevision von 1861. St. Gallen 1947; Georg HANSELMANN, Die Kirchenpolitik Gallus Jakob Baumgartners von St. Gallen in den Jahren 1830–1840. Badener Konferenz, liberale Bistums- und Klosterpolitik. Bern 1975 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 43); PFYL (wie Anm. 36), Teile 2/3.

38 Im Auftrag einer 1830 konstituierten Kommission (Board of Records) des englischen Parlaments bearbeitete Greith 1832–34 in der St. Galler Stiftsbibliothek und 1834–36 in Italien alle Quellen mit Bezug auf die ältere englisch-irische Geschichte. – Vgl. dazu Carl Johann GREITH, Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur näheren Kenntnis der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Frauenfeld 1838; BRUNHART, Greith, S. 148 f., 153–159. Für die Beziehungen zwischen Irland und St. Gallen im Rahmen der St. Galler Stiftsgeschichte grundlegend und die ältere Literatur zusammenfassend Johannes DUFT / Peter MEYER, Die irischen Miniaturen der Stiftsbibliothek St. Gallen. Olten 1953; DERS., Irische Handschriftenüberlieferung in St. Gallen. In: LOEWE (wie Brief 6, Anm. 31), S. 916–937 mit Lit.; Daneben die älteren Werke von James M. CLARK, The Abbey of St. Gall as a Centre of Literature and Art. Cambridge 1926; James F. KENNEY, The Sources for the Early History of Ireland. Bd. 1: Ecclesiastical. New York 1929, Reprint 1966.

8. Greith an Laßberg, St. Gallen 6. Dezember 1833
Luzzi Nr. 6

Hochwohlgeborner Herr u[nd] theurer Freund!

Schon seit geraumer Zeit mit unsern altirischen Alterthümern mich beschäftigend,³⁹ stieß ich auf eine Homilie von dem Schotten Marcellus (Moengal),⁴⁰ der sie s[ei]nen Schülern in der innern Schule vorgetragen haben soll; sie ist aber nicht mehr bei uns vorhanden, nur Goldast.⁴¹ rer. al. Script. pr. ed. tom. II. par I, pg. 9 deutet auf sie: Er sagt: extat penes nos ejusdem (Marcelli) homilia Scolastica in lectionem evangelicam quam videtur discipulis suis in scola recitasse. Da nun viele Manuscripte die von der Zeit der Reformation an (1528) bei uns vermißt werden, theils nach Bern u[nd] Zürich, theils in die Hände von Goldast später kommen⁴²; da er selbst tom. 3, p. I, p. 3 sagt, daß er das liber Benedictionum⁴³ Eccehardi 4. unserer Bibliothek wieder zurückstellte wie er sagt, quem paucos ante annos monasterio S. Galli dedicavimus, so scheint jenes extat penes nos müsse von ihm selber verstanden werden u[nd] es finde sich somit jene homilie unter seinen Handschriften vor. – Ich wünschte nun cf. von Euer Hochw. so bald als möglich zu erfahren

1. ob Sie von jener homilie, die mir zu m[einer] Arbeit höchst wichtig wäre, keine nähern Spuren haben

2. ob Sie mir nicht sagen können, wohin die Handschriften Goldast durch Kauf oder Erbe hingekommen sind? –

3. Welches nach Ihrer Ansicht die Sprache, seien des irischen Fragmentes in tom. II colect. fragm. ob irisch oder arsch. (altschottisch)

Zu jedem Gegendienste bereit zeichnet sich mit dem Ausdruck der vollkommensten Hochachtung

Euer Hochwohlgeborn
ganz ergebenster Diener

C[arl] Greith

St. Gallen am 6 10bris 1833

Franziska ist vollkommen mit den zehn Thalern zufrieden u[nd] Dank mit ehrembietigem Handkuß.

³⁹ Vgl. Brief 7, Anm. 38

⁴⁰ Der bedeutende Ire Moengal ließ sich um 850 zusammen mit seinem Onkel, dem irischen Wanderbischof Marcus (nach dem sich Moengal Marcellus nannte), in St. Gallen nieder. – HBLS 5 (1929), S. 123; VL 5 (1955), Sp. 737; DUFT, Irische Handschriftenüberlieferung in St. Gallen. In: LOEWE (wie Brief 6, Anm. 31), S. 916 ff. – Zu der erwähnten Homilie vgl. die Hinweise bei GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 14; Charles Purton COOPER, Appendix A to a Report on Rymer's Foedera, intended to have been made to the late Commissioners on Public Records. London 1869, S. 7; KENNEY (wie Brief 7, Anm. 38), S. 597, Anm. 278.

⁴¹ Melchior Goldast genannt von Haiminsfeld (1578–1635), Humanist und Polyhistor, später Universitätskanzler in Gießen. – HBLS 3 (1926), S. 590 f.; FELLER-BONJOUR (wie Brief 1, Anm. 9), Bd. 2, S. 448 f.; SONDEREGGER (wie Brief 1, Anm. 10), Reg.-Goldast schrieb u. a. das dreiteilige Werk Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetusti. Frankfurt a. M. 1606; die 3. Auflage 1730 mit der seit 1606 erschienenen Fachliteratur ergänzt (hg. v. Heinrich Christian v. Senckenberg), St. Galler Sprachdenkmäler im 2. und 3. Band.

⁴² Vgl. dazu Eduard STUDER, Ildefons von Arx, Leben und Forschung. In: FISCHER, Arx, S. 101–373, S. 237; SONDEREGGER (wie Brief 1, Anm. 10), S. 35.

⁴³ Dazu vgl. Ekkehardus IV. Sangallensis. Der Liber benedictionum Ekkeharts IV. nebst d. kleinern Dichtungen aus d. Cod. Sangallensis 393 z. 1. mal vollst. hg. u. erl. von Johannes Egli. St. Gallen 1909 (= Mitteilungen z. vaterländ. Geschichte. Hg. v. Hist. Verein in St. Gallen 31), S. I–LI, 1–439.

9. Laßberg an Greith, Eppishausen 10. Dezember 1833
Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. 1887, Nr. 16

Eppishusae X Decbrs 1833.

Plurimum Reverende!

In der Literatur der alten Schotten und Iren bin ich ein ganzer Peregrinus; ich habe die in Irem briefe vom 6.ⁿ dieses angeführten stellen aus des Goldast Script: rer: alam: nachgelesen und bin vollkommen mit Inen überzeugt, daß in beziehung auf das mir wolbekannte liber benedictionum Notkeri, von im gebrauchte wort: dedicavimus, nichts anders heißet, als restituimus. Goldast war ein berühmter und gefürchteter Bücherdieb.⁴⁴ die kühnheit mit welcher er von Ekehard IV. teutscher für die gemalin des Kais(ers) Conrad II. gemachter übersezung der psalmen⁴⁵ sagt: quod opus nunc in nostra manu est, beweiset seine unverschämtheit in diesem fache. die citation, Tom II. pag: 9 versus finem: Scripsit CH. 63. a. d. 847. exstat penes nos. verstehe ich eben so wie Sie verertester Herre! daß er sie damals in seinem besize gehabt habe: wo die handschrift aber seitdem hingekommen? das ist die frage.

Ire drei fragen kann ich leider nur zu einem theile beantworten, die erste: ob ich von Moengals homilie keine spuren habe? muß ich zu meinem bedauern mit einem Nein beantworten. Dagegen kann ich Inen auf die zweite: ob ich nicht sagen kann: wohin die handschriften Goldasts durch kauf oder erbschaft, gekommen sind? dahin beantworten, daß, meines wissens, der handschriftliche nachlaß Goldasts auf die Ratsbibliothek zu Bremen⁴⁶ von dem dortigen Magistrate erkauft worden ist, und vor etwa 24 iaren prof. Beneke⁴⁷ zu Göttingen, aus demselben einen band Suplemente zu den von Bodmer,⁴⁸ in seiner sammlung der Minnesinger, herausgegebenen gedichten, nach geliefert hat.

ad 3tium aber: in welcher sprache die schottischen fragmente im II. Tome der Hauntinger Arxischen collectaneen⁴⁹ geschrieben sind? muß ich bekennen, daß ich dieselben weder

44 Vgl. Brief 8, Anm. 42; GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. VIII, 14.

45 Kaiser Konrad II. (990–1039) vermählte sich 1015/17 mit Gisela von Schwaben (gest. 1043), die sich in das Verbrüderungsbuch des Klosters St. Gallen aufnehmen und sich von Notkers Psalmenübersetzung eine Abschrift anfertigen ließ. – NDB 6 (1964), S. 413 f. und 12 (1980), S. 492 ff.; Das Leben Kaiser Konrads II. Nebst Auszügen aus den Jahrbüchern v. Sanct Gallen (. . .) von Wilhelm WATTENBACH. Leipzig 1925 (=Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe 41).

46 Goldasts Bibliothek in Bremen wird z. Z. neu katalogisiert; einige Handschriften wurden im Krieg verlagert oder liegen in Ostberlin. Eine Zusammenfassung der Manuskripte aus Goldasts Besitz ist in Form eines Katalogs geplant.

47 Georg Friedrich Benecke (1762–1844), 1814 Professor der Philosophie in Göttingen, 1829 Oberbibliothekar, Herausgeber verschiedener altdeutscher Texte. – ADB 2 (1875), S. 322 ff.; Briefe aus der Frühzeit der deutschen Philologie an G. F. Benecke. Mit Anm. begl. u. hg. von Rudolf BAIER. Leipzig 1901; Josef Maria WAGNER (Hg.), Briefe von G. F. Benecke, Jacob und Wilhelm Grimm, Carl Lachmann, Johann A. Schmeller an Joseph Freiherrn v. Laßberg 1818–1848. Wien 1868. – Vgl. auch Beneckes Minnelieder. Göttingen 1810 und Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litteratur. Göttingen 1832.

48 Johann Jakob Bodmer (1698–1783), Literaturkritiker und Schriftsteller, 1731 Professor der Geschichte in Zürich, 1727 Gründer der Helvetischen Gesellschaft. Bodmer arbeitete eng mit J. J. Breitinger zusammen. – ADB 3 (1876), S. 19–23; HBLS 2 (1924), S. 287; FELLER-BONJOUR, Geschichtsschreibung (wie Brief 1, Anm. 9), Bd. 2, S. 515 ff.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 57–63.

49 Ildefons von Arx (vgl. Brief 4, Anm. 22) und Johann Nepomuk Hauntinger (1756–1823), St. Galler Konventuale, 1811–1823 Stiftsbibliothekar. – HBLS 4 (1927), S. 89; WEIDMANN, Stiftsbibliothek St. Gallen (wie Brief 1, Anm. 2), S. 171–230; Rudolf HENGGELE, Monasticon Benedictinum Helvetiae, Bd. 1 (Zug 1929), S. 417 ff; FISCHER, Arx Reg.; SONDEREGGER, Schatzkammer

aufmerksam betrachtet, noch denselben nach gedacht habe. wenn ich ein gutes facsimile derselb[en] hätte; so würde ich es nach Engelland senden und durch einen dortigen freund bald erfahren was daran ist? ich bedaure herzlich, daß ich nicht mer davon zu sagen weiß; aber, ich mag nicht für geleter gelten als ich bin, das heißt: ich mag gar nicht für gelert gelten.

ich bin doch recht frohe, daß die gute Francisca Arxiana mit dem preise des nachlasses ihres vorigen herren zufrieden war: ich aber kann nicht verhehlen, daß ich über die wenigkeit desselben höchlich erstaunt war. ein so langes leben, eine so große muße, und so wenig papier!!!

Ich hoffe doch, Ihre lezthinige nachricht von der bestimmung des Fuchsmendig.⁵⁰ aus Rapertswil zum Bibliothecar in St. Gallen sei ein bloßer scherz gewesen; oder viel mer eine Satyre auf den gesunden oder ungesunden menschenverstand der regierung von St. Gallen, iuxta illud beati Rabneri: wem gott ein amt giebt; dem giebt er auch den verstand dazu; am liebsten würde ich noch zur ere der ieizigen gewalthaber glauben, das ganze sei eine mystification gewesen, die man an Inen und herren Weidmann⁵¹ versucht hat. Si non, so hätte ich wol lust gehabt in irgend einem blatte, etwas lauge über das haupt des erfinders des schönen proiectes auszugießen; rare temporum felicitate, ubi sentire quae velis, et quae sentias dicere licebat.

Leben Sie wol, gott befohlen von Ihrem ergebensten

J[oseph] v[on] Laszberg

10. Greith an Laßberg, St. Gallen 9. Februar 1834

Luzzi Nr. 7

Hochwohlgeborner Herr!
Theurer Freund!

Ich habe mich nicht betrogen, wenn ich Ihnen vor vielen Wochen schrieb, die Revolution werde den unseeligen Priester A[lois] Fuchs⁵² auf die Bibliothecarstelle befördern, obwohl er nicht im Stande ist, das einfachste M[anu]S[cript] zu lesen geschweige zu beurtheilen oder zu behandeln. Ich habe den Mandarin in einer „Vorstellung“⁵³ die Versprechungen auseinander-

deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 72 f. – Zu den acht Kollektaneenbänden „Veterum fragmentorum manuscriptis codicibus detractorum collectio“ vgl. Johannes DUFT, Erschließer der St. Galler Handschriften. In: FISCHER, Arx, S. 9–34, bes. 13 ff.; DERS., Handschriftenüberlieferung in St. Gallen. In: LOEWE, Iren (wie Brief 6, Anm. 31), S. 928 ff.; Der von Laßberg genannte Kollektaneenband 2 (Cod. Sang. 1395) enthält die ältesten Vulgata-Evangelien sowie irische Blätter mit Miniaturen. Beschreibung bei DUFT / MEYER, Miniaturen (wie Brief 7, Anm. 38), S. 76 ff., 102 f., 153 f. und Tafeln XV und XXVI.

⁵⁰ Alois Fuchs, vgl. Brief 7, Anm. 36.

⁵¹ Franz Weidmann (1774–1843), Konventuale des Stifts St. Gallen, 1819 Adjunkt der Stiftsbibliothek, 1836–1843 Stiftsbibliothekar, Verfasser einer Geschichte des Stiftes (vgl. Brief 1, Anm. 2). – HENGGELE, Monasticon (wie Anm. 49), S. 432 f.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 74.

⁵² Vgl. Brief 7, Anm. 36.

⁵³ Greith hatte sich aufgrund der ihm vom katholischen Administrationsrat 1830/1 zugesagten Bibliothecarstelle (als Nachfolger I. von Arx) formell um die auf Neujahr 1834 neu ausgeschriebene Stelle beworben, wurde aber nicht berücksichtigt, sondern im Gegenteil am 3. Februar 1834 als Adjunkt der Stiftsbibliothek sowie als Subregens und Professor des Priesterseminars entlassen. – Vgl. HANSELMANN, Baumgartner (wie Brief 7, Anm. 37), S. 144 f.; BRUNHART, Greith, S. 144–148.

dergesetzt, welche die alte Administration⁵⁴ mir gemacht u[nd] ihnen viele Wahrheiten bei dieser Gelegenheit von Wehrmuth eingegossen, aber point de justice c'est ainsi mon bon plaisir heißt es jetzt in unserm unglücklichen Land. Ich habe neben andern Gelehrten in der „Vorstellung“ mich auch auf Sie berufen,⁵⁵ was Sie mir wohl erlaubt haben würden, wäre es mir möglich gewesen, noch vorher um die Erlaubniß einzukommen. – Somit hat für einige Zeit mein Reich hier ein Ende u[nd] die Revolution ist mit mir fertig geworden. – Während die Freiheitshelden aber mich vernichtet zu haben glauben hat es die gütige Vorsehung so gewendet, daß ich nächstens in einen weit glücklicheren u[nd] schönern Kreis als der bisherige es gewesen übertreten kann.

Ich habe seit anderthalb Jahren dem bureau der englischen Archive u[nd] Alterthümer „Board of Records“⁵⁶ zu London alles dasjenige aus unseren Archiven bearbeitet u[nd] in einigen Lieferungen durch die Vermittlung des brittischen Konsuls zu Frankfurt a/M H[errn] Christian Koch⁵⁷ zugesendet was die alten Schotten betrifft, was alles mit vieler Satisfaktion aufgenommen wurde.⁵⁸ – Beim Einsturz unseres Bisthums der nach dem Ableben des Fürstbischofen⁵⁹ erfolgte, wandte ich mich an diese brittische Gesellschaft durch H[errn] Koch mit dem Antrage, nach Rom zu reißen u[nd] dort in der Vatikanischen Bibliothek das brittische, angelsächsische Schottische oder andere historische Denkmäler zu sammeln u[nd] zu bearbeiten. Der Antrag wurde mit Freuden angenommen u[nd] mir ausser der verlangten Summe für das Jahr noch vollkommene Dekung aller Reißkosten von St. Gallen bis nach Rom zugesagt.⁶⁰ – Nun werde ich in drei Wochen von hier nach Rom abreißen. –

Es wäre mir nun sehr lieb, wenn Euer Hochwohlgeborn mir drei Fragen so bald als möglich beantworten wollten

1. Sind Ihnen historische Denkmäler des Mittelalters bekannt u[nd] besonders teutonica aus der Heidelberger Bibliothek, die in der Vatikanischen sich vorfinden u[nd] mit Nutzen zu bearbeiten wären u[nd] welche sind sie?

2. Sie haben früher eine Entdeckung gemacht von einem opus poeticum von Karl dem Großen das sich wie mir Haxthausen⁶¹ sagte, zu Rom in einem Kloster vorfinden müsse; was ist an der Sache, wie ist Titel u[nd] Inhalt des fraglichen Werkes, wo u[nd] wie kann es gefunden werden.

54 Zur Institution des katholischen Administrationsrates des Kantons St. Gallen vgl. Hermann CAVELTI, Die Autonomie des kath. Konfessionsteils des Kantons St. Gallen (Diss. jur.) Rorschach 1926, S. 154–171; Jakob MEYER, Der Administrationsrat In: MEILE, Diözese (wie Brief 7, Anm. 37), S. 141–161.

55 C. J. GREITH, Allgemeine Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche, zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse und in eigener Angelegenheit. Luzern 1834, S. 100; die „Vorstellung“, S. 94–104.

56 Vgl. Brief 7, Anm. 38.

57 Christian Koch amtierte seit Dezember 1827 als Konsul in Frankfurt (bis 1858). – BRUNHART, Greith, S. 148.

58 Vgl. etwa die Briefe C. P. Coopers an Greith, Lincoln's Inn 26. März 1833 und Ch. Kochs an Greith, Frankfurt a. M. 19. September 1833, Cod. Sang. 1887, Nr. 7 bzw. 14.

59 Karl Rudolf von Buol-Schauenstein (1760–1833), letzter Fürstbischof von Chur, Gründer des Seminars St. Luzi, seit 1824 auch Bischof von St. Gallen. Buol-Schauenstein starb am 23. Oktober 1833, was auch das Ende des Doppelbistums Chur-St. Gallen bedeutete. – NDB 3 (1957), S. 25; Helvetia sacra I/1, S. 501 f.; Johann Georg MEYER, Geschichte des Bistums Chur (2 Bde.). Stans 1907–1914, S. 534–629; Fridolin GSCHWEND, Die Errichtung des Bistums St. Gallen. Stans 1909.

60 Vgl. BRUNHART, Greith S. 149.

61 Werner von Haxthausen, vgl. Brief 4, Anm. 21.

3. Haben Sie vielleicht Bekanntschaften in Rom, die mir nützlich sein könnten u[nd] wären Sie so gütig, mir eine Adresse an sie mitzugeben; bin ich im Stande Ihnen in Rom etwas angenehmes erweisen zu können zum Behufe ihrer litterarischen Arbeiten. –

So gerne wäre ich selbst hinunter ins Klösterlein gekommen, aber ich habe jetzt vollauf zu thun, um einiges zu durchgehen u[nd] meine Sachen zu richten, Stiffel zu wichsen, Schulden zu zahlen, u[nd] den Tornister aufzuschnallen. –

Eurer baldigen Antwort entgegensehend, ergreife ich diesen Anlaß, Ihnen hochwohlgeborener Herr u[nd] Freund! für die vielen Beweise freundschaftlicher Gesinnungen, welche Sie mir seit meinem Hiersein zu erweisen so gütig waren meinen herzlichen Dank abzustatten u[nd] mich für alle Zukunft Ihrer Wohlgelegenheit u[nd] Freundschaft angelegentlichst zu empfehlen. –

Von H[errn] Rump⁶² Bibliothekar zu Bremen erhielt ich Antwort: „Omnino Goldasti thesauri literarii Bremum migravere, sed dubito, an omnes et qui libri advecti, an hi omnes fuerint integri. Pars eorum apud nos in cistis asservata diu stetit incognita, postea cum casu quodam reserarentur cistae illae et intelligeretur, inesse Goldastianos libros altera pars hujus bibliothecae quae Francofurti remanserat, acersita et Bremensi conjuncta est. At hi nunc iterum conjuncti libri denuo subiere casus adversos. Haud pauci libri MSS. iique pretiosissimi exenti sunt, cum Christina Sueciae regina⁶³ cui tunc temporis ducatus Bremensis etiam subjectus erat, a Vossio⁶⁴ instigata maioris pretii mSS. sibi expeteret, Senatusque Bremensis eam voti haud cunctanter compite faceret. Doleo quod oppella mea in deprehendenda homilia⁶⁵ a Te desiderata frustra fuit etc.

Und nun Gott befohlen?

Mit vollkommenster Hochschätzung

Euer Hochwohlgeborenen

ergebenster Diener

Carl Greith

Professor der Theologie

St.Gallen am 9. Februar 1834

62 Heinrich Rump (1768–1837), 1793 Hofmeister in Hannover, 1794 Lehrer der Philologie in Bremen, 1796 Professor am dortigen Gymnasium und Stadtbibliothekar, verschiedene Veröffentlichungen auf den Gebieten der Pädagogik und Volkskunde. – Heinrich Wilhelm ROTERMUND, Lexikon aller Gelehrten, die seit d. Reformation in Bremen gelebt haben . . . Bremen 1818, Teil 2, S. 141 f.; Preußische Biographie des 19. Jht., hg. v. d. Hist. Gesellschaft des Künstlervereins. Bremen 1912, S. 423–425. – Der Brief Rumps an Greith, Bremen 7. Januar 1834 in Cod. Sang. 1887, Nr. 27; die Anfrage Greiths an Rump, St. Gallen 15. 12. 1833 in der Univ.-Bibl. Bremen, Sign.: in brem b 624.

63 Christine von Schweden (1626–1689), Tochter Gustav Adolfs, 1632 Königin von Schweden, 1654 Konversion zum Katholizismus und Niederlegung der Krone. Christine stand mit bedeutenden Gelehrten in Verbindung und zog u. a. Grotius und Descartes an ihren Hof. – LThK 2 (1958), Sp. 1130.

64 Isaak Vossius (1618–1689), Bibliothekar in Amsterdam, seit 1673 Kanonikus in Windsor. – LThK 10 (1965), Sp. 895. – Zu Christine und Vossius, der für die Königin Handschriften aufkaufte vgl. GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 13.

65 Betrifft Moengals Homilie, vgl. Brief 8, Anm. 40.

11. Laßberg an Greith, Note⁶⁶
Bischöfliches Archiv St. Gallen B 3.5, 61–62

Note für H: Prof. Greith. ad quaestionem: I.

Aus der Palatina⁶⁷ sind zwar die teutschen handschriften nach Heidelberg zurückgekommen; aber nicht alle: noch sind einige in der Vaticana, teils teutsche, teils solche welche auf die teutsche literatur beziehung haben. Höchst wichtig sind dort in einer beinahe gleichzeitigen Handschrift, die beschlüsse /:canones:/ der ersten teutschen unter dem heil. Bonifaz⁶⁸ gehaltenen Kirchenversammlungen, von 742–48 man könnte sie die ältesten teutschen sprach urkunden nennen, indem sie ein langes verzeichniß der verdammten und abgestellten alteut- schen abergläubischen religionsgebräuche in teutschen benennungen enthalten. Holstenius⁶⁹ hat seine ausgabe durch äußerste incorrectheit unbrauchbar gemacht;⁷⁰ eine treue kritische ausgabe wäre daher zu wünschen.

Noch ist da eine vielleicht gleichzeitige handschrift von Willeram⁷¹ /†1085:/ in derselben genauen schreibart wie die Notkerischen sachen zu St. Gallen, mit bezeichnung des Tones, und der scharfen und langen selbstlaute und doppellaute. Das Hofmanns ausgabe der Willeramischen paraphrase⁷² nicht genügend ist; so müßte diese vaticanische Handschrift, behufs einer vollständigen kritischen ausgabe, besonders in dialectyologischer hinsicht, genau und sorgfältig verglichen werden.

Inen kann vielleicht da bemerkenswert sein, eine handschrift des X–XI iahr: enthaltend die reisen und wunder des schottischen heiligen Brandanus;⁷³ eines schülers und gefärten des heiligen Columba.⁷⁴

66 Vgl. Brief 10.

67 Zur Palatina (auch Pfälzische oder Heidelberger Bibliothek) der Vaticana vgl. GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 11 f. zu den altdeutschen Handschriften der Palatina EBDA, S. 30 ff.

68 Winfried-Bonifatius (672/3–754), 719 von Papst Gregor II. mit der Germanenmission beauftragt („Apostel der Deutschen“), 722 Bischofsweihe. – Theodor SCHIEFFER, Winfried-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas. Freiburg i. B. 1954 (Neudruck 1972); Hubert JEDIN (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. 3: Die mittelalterliche Kirche. Freiburg i. B. 1973, S. 13–19; LThK 2 (1958), Sp. 591 ff.; Lexikon des Mittelalters, Bd. 2, Lieferung 2 (Zürich 1981), Sp. 417–421 (Lit.); LOEWE, Iren (wie Brief 6, Anm. 31), Reg.

69 Holstenius (Lukas Holste), 1596–1661, Philologe, Geograph und Historiker, 1627 Sekretär und Bibliothekar des Kardinals Barberini, Leiter der vatikanischen Bibliothek. – VL 4 (1953), Sp. 985–996; LThK 5 (1960), Sp. 456; NDB 9 (1972), S. 548–550; Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch, begr. v. Wilhelm KOSCH, Bd. 8 (1981), Sp. 56 (Lit. u. Werkverzeichnis).

70 Zu dieser Ausgabe vgl. GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 30; Conciliorum a Cl. Schannato collect. not. et digressionibus crit. a J. Harzheim, H. Scholl et Aeg. Neisse . . . (11 Bde.), Köln 1759–1790.

71 Williram von Ebersberg (gest. 1085), 1048 Abt zu Ebersberg in Bayern, Verfasser einer Paraphrase vom Hohen Lied (um 1060). – GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 72 f.; VL 4 (1953), Sp. 985–996; – Zu „Notkers Sachen“ vgl. Wolfram VON DEN STEINEN (Hg.) Notkers des Dichters Hymnenbuch. Lateinisch und deutsch. Bern 1960; DERS., Menschen im Mittelalter. Gesammelte Forschungen, Betrachtungen, Bilder. Hg. v. Peter v. MOOS. Bern 1967, S. 78–120; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), Reg.

72 Hg. v. H. HOFFMANN nach der Breslauer und Leidener Handschrift. Breslau 1827.

73 Brendan (Brandan), 483–577/83. – Die im Mittelalter verbreitete und viel übersetzte „Navigatio Brendani“ ist ein „Reiseroman“ irischen Stils, reich an mystischen und visionären Elementen. Die „Navigatio“ entstand um 1050 aus der „Vita Brendani“. – W. MEYER, Die Überlieferungen der deutschen Brendanslegende. Diss. phil. Göttingen 1918; VL 1 (1977/78), Sp. 985–991; Kenney, Sources (wie Brief 7, Anm. 38), S. 406 ff.; LOEWE, Iren (wie Brief 6, Anm. 31), Reg.

74 Columba (521–597). – LThK 6 (1961), Sp. 403 (Lit.); Kenney, Sources (wie Brief 7, Anm. 38), Reg.; LOEWE, Iren (wie Brief 6, Anm. 31), Reg.

Ferner finden Sie da, die geschichte des irländischen ritters Tundal⁷⁵ [:1144:] welche der abt Bero von Reichenberg⁷⁶ aus mündlicher erzählung in latein aufgeschrieben hat.

Eine latein[ische] übersezung, der schon so frühe als teutsches Volksbuch vorkommenden 7 weisen meister.⁷⁷

Eine latein[ische] prosaische übersezung von des Bühlers⁷⁸ teutschem gedichte von der Königstochter von Frankreich [:1300:].

Eine in Teutschland gemachte, welt chronik fortgesetzt von 1200 bis 1223. geschrieben im Kloster S. Trinitatis zu Verona. ein codex picturatus mit merkwürdigen bildern.⁷⁹

Die latein[ische] Chronik des Helimandus,⁸⁰ worin zuerst die geschichte von dem Schwannritter vorkömmt.

Endlich auch noch eine französische übersezung unseres thurgauischen mystikes Heinrich Suso von Berg.⁸¹

Sonst möchte in der vaticana mancher noch manches finden, wenn man in suchen ließ; aber daran ist nicht zu denken. anfangs machen einem die Monsignori die besten hofnungen, aber wenn man einmal glaubt die türe schon in der hand zu haben, so heißt es immer wieder: Expectata Seges Fatius delusit avenis!⁸²

J[oseph] v[on] Laszberg

75 Tundali (Tungdali) Visio, eine 1149 entstandene und in Regensburg aufgezeichnete, im Mittelalter weit verbreitete Prosaerzählung des Frater Marcus und die Vision des irischen Ritters Tundal, der die Qualen des Fegefeuers und der Hölle erblickt und die Freuden des Himmels erlebt. – VL 4 (1953), Sp. 515 ff.; LThK 10 (1965), Sp. 404; Kenney, Sources (wie Brief 7, Anm. 38), 741 f.

76 Meint Gerhoch von Reichersberg (1092/93–1169), 1132 Propst des regulierten Augustiner-Chorherrenstifts Reichersberg, das durch ihn ein Zentrum der Theologie wurde. Fälschlicherweise als Verfasser der „Vita Tundali“ bezeichnet. – ADB 8 (1878), S. 783 ff.; VL 2 (21980), Sp. 1245–1259.

77 Eine in verschiedenen abendländischen und orientalischen Fassungen vorhandene Erzählung vom Kaisersohn und den 7 weisen Meistern, die für diesen sprechen. Hans von Bühel (vgl. Anm. 78) schrieb 1412 seine Versbearbeitung unter dem Titel „Diocletianus Leben“. – VL 3 (1943), Sp. 338–344.

78 Hans von Bühel (der Böheler), Verfasser der beiden spätmittelalterlichen Versnovellen „Die Königstochter von Frankreich“ (1400/1) und „Diocletianus Leben“. – VL 3 (21981), Sp. 443–449; Herbert WALZ, Die deutsche Literatur im Mittelalter. Geschichte und Dokumentation. München 1976, S. 177.

79 Zu den Weltchroniken vgl. Herbert GRUNDMANN, Geschichtsschreibung im Mittelalter. Gattungen-Epochen-Eigenart. Göttingen 21965 u.ö., S. 18–24; R. C. VAN CAENEGEM / F. L. GANSHOFF, Kurze Quellenkunde des westeuropäischen Mittelalters. Eine typologische, historische und bibliographische Einführung. Göttingen 1964, S. 14 ff.

80 Helinand SOCIST (um 1160–1229), Troubadour am Hofe Philipps II. August, Verfasser einer Weltchronik in 49 Büchern. – LThK 5 (1960), Sp. 211.

81 Heinrich Seuse (1295–1366), Dominikaner, 1324 Studien bei Meister Eckehart in Köln, seit 1335 Prediger in oberrheinischen und schweizerischen Frauenklöstern, neben Meister Eckehart und Johannes Tauler der bedeutendste Vertreter der deutschen Mystik. – VL 4 (1953), Sp. 164–180; LThK 5 (1960), Sp. 200 ff.; Kurt RUH (Hg.), Altdutsche und niederländische Mystik. Darmstadt 1964 (= Wege der Forschung XXIII), S. 309–324 u. ö.

82 Vgl. dazu GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 2.

*Von Karl des großen lateinischen gedichten
ad quaestionem II.*

Es ist doch sonderbar, daß der Kaiser, von dem die geschichtschreiber sagen, er habe nicht einmal schreiben können, doch lateinische Briefe in versen gedichtet hat,⁸³ und doch ist es so war als es richtig ist daß alle geschichtsquellen davon schweigen. eine vielleicht gleichzeitige pergamenthandschrift, des Klosters Monte Casino⁸⁴ im Neapolitanischen bewaret diese köstlichen überreste der kaiserlichen muse, und der Codex welcher sie enthält hat die Bibliotheks Numer CCLVII.⁸⁵ Diese *Literae metricae Scriptae* fangen an:

Christe pater mundi, Secli radiantis origo etc. der abt Angelus de Nuce⁸⁶ in seiner Chronica Monasterii Casionensis, Lutetiae paris: 1668. in folio, page 137. füret ungefähr ein duzend verse daraus an. Karl schrieb diese briefe an den Langobardischen Diaconus Paul,⁸⁷ den Son des Warnefried⁸⁸; den er wegen des verdachtes einer verschwörung ins elend auf d[ie] insel Tremiti⁸⁹ verwis; der sich aber von da an den hof des herzogs nach Benevent,⁹⁰ und zuletzt in das kloster M[onte] Casino flüchtete wo er auch im iar 787 starb und iuxta capitulum honorifice sepultus est, sagt Angelus der abt. Eine erwänung, vielleicht nähere, dieser poëtischen correspondenz, dürfte vielleicht in dem M[onte] Casinensischen Codex N^o. CCCLIII.⁹¹ zu entdeken sein, welcher die gedichte seines schülers Hilderich⁹² enthaltet, der de origine praeceptoris sui, vita, institutione doctrina, religione, habitu, lucidissimo et versus composuit. So sagt nochmals Angelus der abt von M[onte] Casino, loc. cit. pag. initi: 139 J[oseph] v[on] Laszberg.⁹³

83 Zu diesen von Laßberg genannten angeblichen Briefgedichten des praktisch schreibunkundigen Karl des Großen vgl. GREITH, *Spicilegium* (wie Brief 7, Anm. 38), S. 78; Ludwig Konrad BETHMANN, *Paulus Diaconus Leben und Schriften*. In: *Archiv der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde* 10 (1851), S. 247–334, S. 248 f., 296; BARACK, *Handschriften* (wie Brief 4, Anm. 23), S. 458 ff.; Hartmut HOFFMANN (Hg.), *Die Chronik von Montecassino*. Hannover 1980 (= MGH SS XXXIV), S. XIII.

84 Zum ca. 529 von Benedikt von Nursia gegründeten Kloster Monte Cassino vgl. LThK 7 (1962), Sp. 582–584.

85 Cod. MCass. 257: „Petri Diaconi Casin. opera; Alberici visio; S. Benedicti regula; Alphani et Marci Casin. monachorum versus“. – Codicem Casinensium manuscriptorum catalogus. Cura et studio monachorum S. Benedicti archicoenobii Montis Casini (3 Bde.). Monte Casini 1923–1940, Bd. 2, S. 68–71; vgl. GREITH *Spicilegium* (wie Brief 7, Anm. 38), S. 78.

86 Angelus de NUCE (Hg.), *Chronica sacri monasterii Casinensis, auctore Leoni cardinali episcopo Ostiensi, continuatore Petro Diacono eiusdem coenobii monachis*. Paris 1668.

87 Paulus Diaconus (um 720/4–799), Geschichtsschreiber, Dichter, Grammatiker und theologischer Schriftsteller, schrieb eine *Historia Romana* (770) und die berühmte *Historia Langobardorum* (787). Zeitweilig befand er sich am Hofe Karls des Großen. – Lit. wie Anm. 83; Karl NEFF, *Die Gedichte des Paulus Diaconus*. München 1908; VL 5 (1955), Sp. 871–878; LThK 8 (1963), Sp. 230 f.; Pierre RICHE, *Die Welt der Karolinger*. Dt. Übersetzung Stuttgart 1981 (Reg.); Jörg JARNUT, *Geschichte der Langobarden*. Stuttgart 1982, S. 130–132 (Lit.).

88 Zu Warnefried, dem Vater des Paulus Diaconus vgl. HOFFMANN, *Chronik* (wie Anm. 83), S. 52; JARNUT, *Langobarden* (wie Anm. 87), S. 131.

89 BETHMANN, *Paulus Diaconus* (wie Anm. 83), S. 267.

90 Arichis II. von Benevent (Herzog 758–787), Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius. – HOFFMANN, *Chronik* (wie Anm. 83), Reg.; JARNUT, *Langobarden* (wie Anm. 87), S. 117, 131.

91 Cod. MCass. 353: „Gessellini de Cassanhis Auctoritates veteris et novi testamenti in libro Decretorum“. Codicem Casinensium (wie Anm. 85), Bd. 2, S. 197 f.

92 Ein gleichnamiger Schüler des Paulus Diaconus hat diesem die Grabinschrift gewidmet und auch ein Grammatiker Hilderich ist aus dem 9. Jht. bekannt. – Vgl. HOFFMANN, *Chronik* (wie Anm. 83), S. 254; BETHMANN, *Paulus Diaconus* (wie Anm. 83), S. 250.

93 Diese Note hat Laßberg vermutlich dem in Brief 12 in Aussicht gestellten Schreiben beigelegt, wäre also frühestens am 20. Dezember 1834. Da sie auf Brief 10 antwortet, wird sie hier eingefügt.

12. Laßberg an Greith, Eppishausen 20. Februar 1834
Bischöfliches Archiv St. Gallen B 3.5, 601

am 20 Hornungs 1834.

P. S.:

In eile, und ehe ich zeit gewinne Iren mir so werten brief zu beantworten, muß ich meinen gast Herren Búchon⁹⁴ membre de l'Institut de France et ancien directeur des Archives de France mit einen par zeilen begleiten und Irer güte empfehlen. Derselbe gab und giebt noch eine große sammlung von alten Chroniken heraus und wünschte die St. Gallischen cimelia der bibliothek zu sehen. wenn Sie verertester Herre: gleich aufgehört haben Bibliothecar dort zu sein; es wird jeder besuchende noch so lange sie da sind gerne ire unterstützung und anweisung benutzen; die leztere werden Sie wenigstens meinem gastfreunde nicht versagen.

Kaptim so viel und nicht mer von Irem ergebensten Diener und freunde J[oseph] v[on] Laszberg der herzlichen anteil an allem guten nimmt was Inen wiederfahren kann. in einigen tagen meres.

13. Greith an Laßberg, Rom 2. Februar 1835
Luzzi Nr. 8

*Roma/Via del banco nuovo di S. Spirito n. 12,2. pian[o]
2. Febr. 1835*

Hochwohlgeborner Herr u[nd] theurer Freund!

Herr v[on] Zeerleder⁹⁵ hat mir Ihre Antwort auf mein letztes zukommen lassen; wenn ich etwas weiter mit meinen Britannica hier vorgerückt bin, dann denk ich mich auch hinter das schöne Gedicht von Hartmann von der Owe⁹⁶ zu machen. Seit einem Jahre hat sich die Nebeldecke, die um mich hergebreitet lag, gelichtet u[nd] es sieht wieder fröhlicher neben mir u[nd] in mir aus. – Meine Forschungen auf der Vaticana u[nd] in den übrigen Büchereien Roms haben ein von mir nie erwartetes Interesse gewonnen, denn ich bin der erste der die Litteratur Brittaniens im Mittelalter zur Gegenstand seiner Untersuchungen hier gemacht hat. – Ich bin unter anderm auch auf eine historia Britonum inedita gestoßen, die ein gewisser

⁹⁴ Jean-Alexandre Buchon (1791–1846), machte 1822 eine Archivreise durch Europa und wurde 1828 Inspektor der Archive und Bibliotheken Frankreichs. – Nouvelle biographie universelle 7 (Paris 1853), Sp. 704 f.; vgl. J.-A. BUCHON, Quelques souvenirs de courses en Suisse et dans le pays de Baden. Avec des notices sur plusieurs anciens ms. des bibliothèques publ. ou particulières relatifs à l'histoire littéraire ou polit. de la France. Paris 1836; Franz PFEIFFER (Hg.), Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Mit einer Biographie Franz Pfeiffers von Karl Bartsch und Briefen an Franz Pfeiffer. Wien 1870, S. 221; BADER, Laßberg, S. 47, Anm. 97.

⁹⁵ Bernhard von Zeerleder, vgl. Brief 1, Anm. 4.

⁹⁶ Hartmann von Aue (um 1160 – nach 1210), Ministeriale alemannischer Herkunft. Mit Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide erreichte die deutsche Dichtung des Mittelalters ihren Höhepunkt. – NDB 7 (1966), S. 728–731; Hugo KUHN / Christoph CORMEAU (Hg.), Hartmann von Aue. Darmstadt 1973 (= Wege der Forschung CCLIX), Auswahlbibliographie S. 561–568. – Mit dem „Gedicht“ meint Greith den „Gregorius“, den er 1838 im „Spicilegium Vaticanum“, S. 180–303 erstmals aus der vatikanischen Handschrift edierte.

Bischof Marcus⁹⁷ ex genere Britonum anno 949 schrieb, die zwar nicht voluminoses aber doch sehr wichtig ist, einen Traktat von Beda⁹⁸ de temporum divisione ineditus, ein Werk Scoti Erigene⁹⁹ etc. – Aus England habe ich die erfreulichsten Nachrichten, man schreibt mir von la plus grand satisfaction possible, von augmenter les appointements, u[nd] dergleichen mehr. – Eine Schrift die ich letzten Sommer ausarbeitete „Scotigene in S. Gallo“ wird wirklich in London gedruckt,¹⁰⁰ ich werde sorgen, daß das Ding seinen Weg auch nach Eppishausen ins Ritterkämmerlein finde. – Nächsten Sommer werde ich nach Monte Cassino abgehen¹⁰¹ u[nd] somit Ihrem Wunsch entgegenkommen; auser den gestas metricus C[aroli] M[agni] sind dort noch tractate von Beda ab editis prorsus diversi; zwei Exemplare der Geschichte Bedas¹⁰² u[nd] anderes mehr; Ich denke meinen Weg bis nach Palermo wenn immer Zeit mir bliebe, zu verfolgen, die dortigen Denkmähler altnormanischer Helden, u[nd] ein Gedicht Draco Normanicus¹⁰³ das dort einst bestanden haben soll, würden mich sehr anziehen. Sie sind Herr Freiherr, so voll von Particular Kenntnissen des Mittelalters, wissen Sie mir nichts zu sagen von diesem Draco Normanicus. ob dieser Draco vielleicht der Drago Normanicus filius Tancredi ist, von dem Wilhelmus [guilelmus] Apuliensis¹⁰⁴ in s[einem] Poema de Normannis in Sicilien [vid. Murat. rer. Italic. Scriptor. tom V]¹⁰⁵ gesungen? Ein Leben ebenfalls vom Bischof Wolstan¹⁰⁶ angelsächsisch geschrieben ist längst verlohren. –

Der Geruch des sauren St: Gallerzigers dringt nicht bis hier in den Süden hinab; einzelne Wellenschläge des unsinigen wilden Sturmes kommend aus jenem Freiheitslande bricht sich

97 Dazu GREITH, Spicilegium (wie Anm. 7, Anm. 38), S. 111; KENNEY, Sources (wie Brief 7, Anm. 38), S. 154.

98 Beda Venerabilis (672/3–735), englischer Benediktiner, Kirchenlehrer. Er legte die Grundlage für die mittelalterliche Historiographie Großbritanniens und übte entscheidenden Einfluß auf das Geistesleben des Mittelalters aus. Berühmt wurde seine „Historia ecclesiastica gentis Anglorum“. – LThK 2 (1958), Sp. 93 f.; VL 1 (1977/78), Sp. 660–663; GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 106 f.

99 Johannes Skotos Eriugena (um 810–877), Vorsteher der Hofschule Karls des Kahlen, gewann als Übersetzer (des Dionysios Areopagita), Kommentator und spekulativer Denker überragende Bedeutung bes. für die Mystik. – LThK 5 (1960), Sp. 1082 f.; Die Beiträge von Werner BEIERWALTES und Gangolf SCHRIMPF in: LOEWE, Iren (wie Brief 6, Anm. 31), S. 799–818 bzw. 819–865. – Das von Greith genannte Werk betrifft einen Kommentar des Skoten (vgl. GREITH, Spicilegium, S. 80 ff.), den Greith vergeblich der Aschendorffschen Buchhandlung zum Druck anbot und den 1853 Joseph Heinrich Floß in Paris herausgab. – Vgl. Historisch-politische Blätter 33 (München 1854), S. 1014–1022; BRUNHART, Greith, S. 256.

100 Die in St. Gallen begonnene und in Rom und Castelgandolfo abgefaßte Schrift „Scotigenae apud S. Gallum sive Scotorum qui in coenobio S. Galli quondam floruerunt Annales et Anecdota“ wurde trotz der Versprechungen C. P. Coopers, des Sekretärs des Board of Records nicht gedruckt. Auch spätere Bemühungen, das Manuskript aus Lincoln's Inn (London) zurückzuerhalten, fruchteten nichts. – Vgl. BRUNHART, Greith, S. 156 ff.

101 Am 4. Juli 1835 reiste Greith nach Monte Cassino ab, von wo er nach Neapel weiterfuhr. – BRUNHART, Greith, S. 155.

102 Die „Historia ecclesiastica gentis Anglorum“. Hg. v. C. PLUMMER, Venerabilis Bedae Opera Historica, Bd. 1, Oxford 1896, S. 5–363.

103 Drogo von Apulien, Sohn des Tankred von Hauteville (erwähnt für 1040–1047), Bruder Robert Guiscard's. – HOFFMANN, Chronik (wie Brief 11, Anm. 83), S. 298, 300 f., 512, 516.

104 Wilhelm von Apulien, Sohn Rogers II. von Sizilien. – HOFFMANN, Chronik (wie Brief 11, Anm. 83), Reg.

105 Ludovico Antonio MURATORI, Rerum Italicarum scriptores (25 Bde.), Mailand 1723–1751.

106 Wolstan OSB, gest. 990 zu Winchester, schrieb eine Vita Ethelwoldi. – LThK 10 (1965), Sp. 1220.

am hohen Sorakte u[nd] dringt so gebrochen zu uns nach Rom hinab. Wie dank ich Gott daß ich von der Tantalischen Arbeit Nichtswissende eitle Ketzer zu bekriegen erlöst worden bin u[nd] unter die Schnitter Ruths bin aufgenommen worden. – Wenn Sie Zeerleder oder Haxthausen¹⁰⁷ schreiben, geben Sie beiden nebst vielen Grüßen Kunde von meinem Wohlergehen. – Zu den neuen Hymen in den vorgerückten Tagen herzliche Wünsche; eine so edle deutsche Frau lehrt nur zu oft den Mann aus dem Lebenssturme nach u[nd] nach sich wieder zu sammeln in sich selber u[nd] Gott, den Vatter im Himmel, wieder aufzusuchen, ohne den das Herz des Menschen den wahren Frieden nie u[nd] nirgends hienieden u[nd] jenseits findet.¹⁰⁸

*Mit vollkomenster Hochachtung und wahrer Freundschaft
Hochwohlgeborn
ergebenster Freund
Carl Greith*

14. Greith an Laßberg, Stift Neuburg 14. Januar 1837
Luzzi Nr. 9

*Stift Neuburg bei Heidelberg am 14. Januar 1837
Hochwohlgeborn Herr Baron!*

Schon früher (u[nd] wie lange nicht schon!) wollte ich mir die Ehre nehmen an Sie mein theuerster Freund! einige Zeilen zu richten, um alte Erinnerungen wieder zu erneuern u[nd] auch über die glückliche Verbindung, die Sie während meines Aufenthaltes in Italien mit einer ausgezeichneten Dame eingegangen meine herzlichen Wünsche Ihnen auszudrücken.¹⁰⁹ –

Mein Plan war sodann, von St. Gallen aus Sie zu besuchen, aber wie meine Freunde (so unverständlich als gutmüthig) zum zweitenmale mich geopfert haben, ist Ihnen seither zuverlässig bekannt geworden¹¹⁰. – Eine schöne Lebenslage opferte ich aus Liebe zur Kirche u[nd] zum Volke auf, verließ Rom, um in die St. Gallische Salverra einzutreten – Nicht zweimal überschwimmt der Mensch denselben Strom des Lebens, sonst würde er wie der heil. Brendan vor Meerfrauen, Ungethümen u[nd] Klippen sich besser hütten u[nd] sicher mitten durch sie zur „glückseligen Insel“ gelangen¹¹¹. – Ich würde umsonst versuchen den Gram, die Reue u[nd] den Kummer Ihnen zu beschreiben, in die mich dieser Schlag versetzt hatte. – Hätte ich die Nebelkappe irgendwo gefunden, ich hätte mich bei Freund u[nd] Feind eingeschlichen, um tüchtige Ohrfeigen aufzuschneiden; so aber ließ ich den Unfall über mich dahinrollen, verlor

¹⁰⁷ Vgl. Brief 4, Anm. 21.

¹⁰⁸ Laßbergs erste Gattin Freiin Maria Anna Ebringer von der Burg war am 11. Februar 1814 gestorben. Am 18. Oktober 1834 vermählte sich Laßberg mit Maria Anna von Droste-Hülshoff (1795–1859), der älteren Schwester der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. – BADER, Laßberg (Reg.); Wilhelm SCHOOF, Maria Anna (Jenny) von Laßberg. In: Badische Heimat 41 (1961), S. 159–166.

¹⁰⁹ Vgl. Brief 13, Anm. 108.

¹¹⁰ Der Versuch der politischen Freunde Greiths, diesen nach der Entlassung Alois Fuchs' durch den kath. Administrationsrat in St. Gallen zum Stiftsbibliothekar zu wählen, war Mitte September 1836 überraschend mißlungen. Statt seiner wurde Franz Weidmann (vgl. Brief 9, Anm. 51) zum Leiter der Stiftsbibliothek ernannt. – Vgl. dazu BRUNHART, Greith, S. 179 f., 185–189.

¹¹¹ Vgl. Brief 11, Anm. 73.

allen Muth des Lebens u[nd] verließ (immer unstät u[nd] flüchtig) zum andernmal die Heimath – diese Mutter von spärlicher Liebe.¹¹²

Wohl werden Sie nach Ihrer getreuen Liebe mich vielleicht auf meiner Durchreise nach Konstanz erwartet haben; ich sah links hinüber wehmüthigen Blikes auf Herrn Sepp von Epishausen zum heitern Liedersaal¹¹³ besserer u[nd] glücklicherer Zeiten; Aber auch auf den alten Zunfthäusern der Meistersänger haben sich nur fröhliche Gemüther mit erheiternden Mähren eingefunden u[nd] zur Tafelrunde begeben sich glücklichere Gesellen, als ich einer damals war. – Ich wäre Ihnen auch ganz gewiß in meiner damaligen Stimmung zum Überdruß geworden u[nd] so hab ich das frohe Wiedersehen auf bessere Tage verspaart, die nicht so lange ausbleiben können. –

Ich bin nun hier in einem sehr behaglichen Nest eingenistet, u[nd] Tag u[nd] Nacht beschäftigt durch meine Schrift über die Vatikanischen Schätze. Ihr Titel wird sein: *Spicilegia Vaticana* – Beiträge zur näheren Kenntniss der Vatikanischen Bibliothek für deutsche Litteratur u[nd] Geschichte des Mittelalters; der erste Theil enthält: Gregorius uf dem Steine in tüsche getihtet von Hern Hartman von öwe mit Verzeichnis u[nd] Beschreibung von 104 Vatikanischen Handschriften für deutsche Poesie des Mittelalters. Dieser Theil enthält:

A.1. Geschichte u[nd] Beschreibung der Handschriftenkataloge der Vatikana u[nd] anderer römischen Bibliotheken die von mir benutzt worden sind. –

2. Verzeichniß u[nd] Beschreibung von 104 altdeutschen, lateinischen u[nd] französ[ischen] H[an]d[sch]r[if]t[en] der Vatikana, die sich auf die deutsche Poesie des Mittelalters beziehen.

B. Darauf folgt Gregorius

1. Mit einer Einleitung über die Epik, Grundidee u[nd] Quellen etc. des Gedichtes;

2. Das Gedicht selber mit Kommentar, Parallelen u[nd] historischen Erläuterungen;

3. Wörterbuch der schwierigen Worte nach dem Benektschen Wörterb[uch] zu Iwein¹¹⁴.

Die erste Abtheilung A ist nun schon fertig, das Wörterb[uch]¹¹⁵ liegt auch schon in 1000 u[nd] mehr Zettelchen zerschnitten vor, u[nd] nun komm ich zu Gregor selber n^o 1. u[nd] 2.

Hier nun möchte ich als treuergebener Bruder beim Pater Guardiano um ein geistliches Almößen anknöpfen. – Wer kennt nicht Ihre biographischen Samlungen über Leben, Abstammung, Korrespondenzen der m[ittel]deutschen Minne- u[nd] Meistersänger? Gewiß hätten Sie mir über hartmann mehr zu sagen als in Lachman's Iwein¹¹⁶ u[nd] Grim's armen Hein-

112 Nach der gescheiterten Wahl zum Stiftsbibliothekar nahm Greith das Angebot seines in Rom kennengelernten Freundes Johann Friedrich Schlosser an, auf dessen Besitz Stift Neuburg die Stelle eines Hauskaplans und Verwalters zu übernehmen. – Vgl. BRUNHART, Greith, S. 190 ff. – Zu Schlosser (1780–1851), Jurist, kaufte 1825 Stift Neuburg, das er zur „Romantikerklause“ machte und das in der Folge zum gesellschaftlichen Mittelpunkt Heidelbergs und des deutschen Südwestens wurde. – ADB 31 (1890), S. 541 f.; Rolf von HOERSCHELMANN, Hundert Jahre Stift Neuburg. In: Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 20 (1928), S. 55–59; Oswald DAMMAN, J. F. H. Schlosser auf Stift Neuburg und sein Kreis. Heidelberg 1934 (= Neue Heidelberger Jahrbücher N. F. 1934); Ruolf SILLIB, Stift Neuburg bei Heidelberg. Seine Geschichte und seine Urkunden. Heidelberg 1903.

113 J. v. LASSBERG (Hg.), Lieder Saal. das ist: Sammlung altdeutscher Gedichte, aus ungedruckten Quellen (4 Bde.), o. O. 1820–1825; Bd. 4 enthält das Nibelungenlied, dessen Handschrift C Laßberg während des Wiener Kongresses in Wien erworben hatte.

114 G. F. BENECKE, Wörterbuch zu Hartmanns Iwein. Göttingen 1833 u. ö.

115 Das geplante Wörterbuch fügte Greith dem „Spicilegium Vaticanum“ nicht bei (vgl. ebda. S. IX).

116 Iwein, der Ritter mit dem Lewen. Hg. v. G. F. BENECKE und K. LACHMANN. Berlin 1827 u. ö.

rich¹¹⁷ enthalten ist u[nd] Sie würden mich ungemein verpflichten, wenn Sie mir nur die Brodsamen mittheilen wollten, die von dem Tische des Konventes fallen quas commandant catuli. Nicht daß ich es für meine Waare ausgeben werde, sie sollen ganz gewiß dem Pater Guardiano zum besten kommen. – Über Gregor ist in den ältesten Inkunabular-Legenden eine vita vorhanden – bis jetzt habe ich sie hier umsonst gesucht; einer altenglischen Legende davon erwähnt Scott in der Vorrede zu Tristrem¹¹⁸ – haben Sie wohl diese Bücher? in Heidelberg sind sie nicht. –

Sie sehen wie ich zum erstenmale schon mit dem Betelsake auf dem Rücken vor dem Klösterlein erschienen, aber ich hoffe darum nicht vom Pater Guardiano abgewiesen zu werden. – Papier u[nd] Zeit eilen dem Ende entgegen, ich verspaare manches andere über Rom u[nd] Italien auf ein andermal; ich lebe hier sehr vergnügt am Fuße des Odenwaldes; so einsam wie Sie selber auf Ihrem Kloster; ich mache fast täglich bei den Rossen Kühen u[nd] Hunden des Stifts Visiten, die mich schon sehr gut kennen; mache Jagd auf Vögel Raben und Elstern, u[nd] suche mir Gesellschafter bei den alten Autoren. – In Heidelberg besuche ich Kreuzer¹¹⁹, Nägele¹²⁰, Tiedemann¹²¹, Behr¹²², Schwarz¹²³, Roßhirt¹²⁴ u[nd] ihre Familien, mit denen mich Schlossers¹²⁵ bekannt gemacht haben. – Schlossers kennen auch Sie, Herr Baron, u[nd] haben mir mit hoher Achtung von Ihnen gesprochen; sie sind jetzt zu Frankfurt. – Nun so halten Sie mich immer lieb u[nd] Ihrer achtungswerthen Freundschaft empfohlen. Ihrer gel. Gemahlin meine ausgezeichnete Verehrung, Ihnen Hochwohlgeborner Herr u[nd] Freund verharre ich

Hochachtungsvoll ergebener Diener

Carl Greith

Prof[essor] d[er] Theol[ogie]

Sr[n] Hochwohlgeborn

Herrn Baron v[on] Laßberg

117 Hartmann von der Aue, der arme Heinrich, aus d. Straßburgischen u. Vatikanischen Handschrift erklärt, durch die Gebrüder GRIMM. Berlin 1815.

118 Die von Sir Walter Scott edierte mittelalterliche Romanze „Sir Tristrem“.

119 Friedrich Kreuzer (1771–1854), Philologe, 1804 Professor in Heidelberg. – NDB 3 (1957), S. 414 f.; Wolfgang BOPP, Görres und der Mythos. Diss. phil. Stuttgart 1974, S. 176–192.

120 Die Gynäkologen Franz Karl (1778–1851) und Franz Joseph Nägele (1810–1851). – ADB 23 (1886), S. 218 f.; DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 109.

121 Friedrich Tiedemann (1781–1861), Professor für Anatomie und Physiologie in Heidelberg. – ADB 38 (1894), S. 277 f.; DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 114. – Greith bezeichnete Tiedemann, der ihn Ende 1837 in Mörschwil besuchte, gegenüber Gall Morel als den „Metternich der Physiologen“. Greith an Morel, Mörschwil, 28. November 1837, Stiftsbibliothek Einsiedeln GM 64.

122 Johann Christian Bähr (1798–1872), 1832 Oberbibliothekar. – DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 97.

123 Friedrich Heinrich Schwarz (1766–1837), Theologe und Pädagoge. – ADB 33 (1891), S. 235 f.; DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 113.

124 Konrad Eugen Roßhirt (1793–1873), Jurist. – ADB 29 (1889), S. 260 ff.; DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 112.

125 Neben Johann Friedrich Schlosser (Anm. 112) dessen Gemahlin Sophie Charlotte, geb. du Fay (1786–1865), Tochter eines begüterten Frankfurter Kaufmanns. – DAMMANN, Schlosser (wie Anm. 112), S. 16; J. JANSSEN, (Sophie Schlosser). In: Historisch-politische Blätter 57 (München 1866); H. WEDEWER, Joh. Janssen im Frankfurter Freundeskreis. In: Historisch-politische Blätter 109 (München 1892), S. 750–768.

15. Laßberg an Greith, Eppishausen 12. Februar 1837
Stiftsbibliothek St. Gallen, Cod. Sang. 1887, Nr. 172

Hochwürdiger Herr Pfarrer von Moerswil!

Ungeachtet ich so eben über tische durch herrn exdecan Pfister¹²⁶ verneme, dass Sie nächstens zu uns kommen werden um Ire neue provinz anzutreten;¹²⁷ so ergreiffe ich doch die feder, um Sie zu fragen; ob ich Inen das was ich über Hartmann von Aue mitzuteilen habe, Inen noch nach Stift Neuburg senden; oder bis zu Irer anherkunft aufbehalten solle? Da Ire neuen pfarrkinder sich nicht weniger nach Irer ankunft senen als Ire freunde; so meint H[err] Dec[an] Pfister, daß Ire heimreise kaum mehr einigen aufenthalt leiden dürfte und so würde es vielleicht überflüssig sein Inen durch ein postpaket unkosten zu machen.

Über Hartmanns v[on] A[ue] herkunft und auf aufenthalt; ist wie Sie wissen schon viel und vielerlei gesagt worden und am ende doch noch nichts haltbares herausgekommen: deest hactenus Oedipus qui λοξῖδια haec expediat! indessen habe ich doch einige diplomatische unverwerfliche beweise aufgefunden, welche über seine herkunft aufschluß zu geben scheinen. ich werde Inen alles mitteilen, was diesen vortrefflichen dichter angehet und von mir gesammelt worden ist, wenn ich es erst wieder zusammengestellt und nochmals überarbeitet haben werde: Sie können dann daraus machen, was Sie selbst für das beste halten werden. meine voranstellung dabei, liegt außer meinem Wunsche: das digito monstrari, hat meine pulse nie in bewegung gebracht und es liegt mir und lag mir nie das geringste daran, durch wenn das gute geschehe, wenn es nur geschiehet: ich hatte, die warheit zu gestehen, den aufsatz für den Anzeiger für Kunst und Literatur des mittelalters bestimmt; aber ich überlasse auch Inen denselben gerne, wenn Sie in, so wie er ist, brauchen können. Es freut mich, daß der gute heil: Gregor endlich einmal an das Tageslicht kommt; mit dem guten Gerhart,¹²⁸ gehört es zu den ersten gedichten, ich meine zu den frühesten des trefflichen Sängers.

Haben Sie wegen druk und verlag, nicht schon mit einem Heidelberger Sosius¹²⁹ abgeschlossen; so würde ich Inen raten beides an einen H[errn] Beyel¹³⁰ neu etablirten Buchhändler und Druker in Frauenfeld zu übertragen, der ser schön drukt und wo Sie die correctur von Moerswil aus viel leichter und bequemer besorgen könnten. In St. Gallen dürften Sie wol schwerlich einen verleger finden, der gut honorirt; aber Beyel ist ein Mann, der, wie er sagt, vorzüglich auf gute verlags artikel sehen und folglich auch anfangs gut bezalen muß.

Daß Sie bei Irer lezten anwesenheit in St. Gallen und umgegend nicht zu mir kamen, hat

- 126 Der von Laßberg in seiner Korrespondenz oft erwähnte Johann Pfister (gest. 1841), Dekan in Sulgen, Kaplan in Diessenhofen. – SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette (wie Brief 7, Anm. 35), Bd. 2, S. 567; BADER, Laßberg, S. 215.
- 127 Auf Ostern 1837 wurde Greith von der Kirchengemeinde Mörschwil zum Pfarrer gewählt. – Emil SPIESS, Mörschwil zwischen Bodensee und St. Gallen. Ein Dorf im Strom der Zeiten 760–1900 (2 Bde.) Mörschwil 1976, Bd. 2, S. 501 ff.; BRUNHART, Greith, S. 198–202.
- 128 „Der gute Gerhard“, verfaßt von Rudolf von Ems, Ministeriale der Herren von Montfort, gest. um 1250/54. – Der gute Gerhard. Eine Erzählung von Rudolf von Ems. Hg. v. Moritz Haupt. Leipzig 1840. – VL 3 (1943), Sp. 1121–1126 und 5 (1955), Sp. 1012–1016.
- 129 Sosius, ein römischer Geschlechtsname; bekannt waren die Sosii, Buchhändler in Rom zur Zeit des Horaz.
- 130 Christian Beyel (1807–1885), Buchhändler, Eigentümer und Redaktor der „Thurgauer Zeitung“. – HBLS 2 (1924), S. 220; Albert LEITZMANN (Hg.), Briefe aus dem Nachlaß Wilhelm Wackernagels. Leipzig 1916 (= Abhandlungen d. phil.-hist. Kl. d. Kgl. sächsischen Gesell. d. Wissenschaften 34,1), S. 115. – Zur Suche nach einem Verleger des „Spicilegium Vaticanum“ vgl. BRUNHART, Greith, S. 225–227.

mich nicht in verwunderung gesetzt; dergleichen habe ich schon mehr erlebt: des menschen wille ist sein Himmereich! und es giebt nicht wenig menschen, die dem willen anderer mer freiheit einräumen als ich: vermutlich hatten Sie mir wenig erfreuliches in betreff der poetischen episteln Karl des großen zu berichten, welche in Monte Casino liegen, und auf welche Sie mir in einem Ihrer früheren briefe einige hofnung gemacht hatten;¹³¹ ich muß dieses auch daraus vermuten; weil Sie sogar in Irem letzten schreiben dieses gegenstandes keine erwänung tun. gerne hätte ich auch durch Sie vernommen: wie es meinem guten Emil Braun¹³² in Rom ergehet? ich wünsche diesem wakern iungen manne alles glück! doch, dies alles und noch mer, werden Sie mir schon erzaelen, wenn wir uns bald wieder unter dem blütendache des thurgauischen Obstwaldes sehen und sprechen. Im fache der Theotisca wird noch immer etwas und mitunter auch wakeres geleistet. Die beiden Grimme,¹³³ Lachmann,¹³⁴ Graff,¹³⁵ Wackernagel¹³⁶ arbeiten unermüdet, an verbreitung der alten Sprachdenkmale; aber was werden Sie sagen, wenn ich Inen erzäle, daß der alt teutsche Sang sogar nach Afrika gedrungen ist? Augustin Marquand,¹³⁷ ein franzose, schreibt mir vom Senegal,

131 Vgl. Briefe 10, 11, 13, 16.

132 Emil August Braun (1809–1856), Archäologe, seit 1833 in Rom, wo er Greith kennenlernte, 1840–1856 eigentlicher Leiter des Archäologischen Instituts in Rom. – NDB 2 (1955), S. 549; Friedrich NOACK, Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters (2 Bde.), Stuttgart 1927 (Neudruck Aalen 1974), Bd. 2, S. 102.

133 Jakob Grimm (1785–1863), Begründer der modernen Germanistik, und Wilhelm Grimm (1786–1859), Hauptsammler und eigentlicher Redaktor von Grimm's „Märchen“. – NDB 7 (1960), S. 77 ff.; BADER, Laßberg, Reg.; Volker SCHUPP (Hg.), Fünf Briefe des Freiherrn Joseph von Laßberg an Jacob und Wilhelm Grimm. In: Euphorien 72 (Heidelberg 1978), S. 277–301; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), 104–110.

134 Karl Lachmann (1793–1851), verdienter Germanist, der in Göttingen, Berlin und Königsberg lehrte. – ADB 17 (1883), S. 471–481; BADER, Laßberg, Reg.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 101–104; Eine Dissertation Harald WEIGELS (Freiburg i. B.) über Leben und Werk Lachmanns steht kurz vor dem Abschluß.

135 Eberhard Gottlieb Graff (1780–1841), Professor in Königsberg, dessen „Althochdeutscher Sprachschatz“ 1834–1842 in sechs Bänden erschien. – NDB 5 (1961), S. 730 f.; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 115–122.

136 Wilhelm Wackernagel (1806–1869), 1835 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Basel. – ADB 40 (1896), S. 460–465; HBLS 7 (1934), S. 342; LEITZMANN, Briefe aus dem Nachlaß Wackernagels (wie Anm. 130); SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 137–142.

137 Dieses Schreiben, das Laßberg auch sonst in seiner Korrespondenz ab und zu erwähnt, war im Besitz von Hermann Petzoldt, Konradin-Kreuzer-Str. 5, D-7570 Baden-Baden, und liegt heute in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Er lautet:

île de Gorée (Dependances du Sénégal)

le 12 7.^{bre} 1836

Monsieur,

j'ai entrepris depuis peu Le poëme de la vie Merveilleuse du chevalier ulrich de Lichtenstein. Dès quel sera terminé oserai-je vous le de'dier! Accepteriz vous Le tribut de Reconnaissance et d'admiration d'une jeune muse Française encor jeune et timide, cachée et inconnue, vivant de la vie bruyante des Camps, et soupirant Dans ses Loisirs des chants de douloureuse Solitude! je ne sais: mais veuillez en attendant Recevoir avec indulgence Les vers que je vous envoie.

j'ai L'honneur De vous Saluer avec Respect.

Votre très-humble Serviteur

Augustin Marquand, Sergent-Fourrier

La 2^e Compagnie du 4^e bataillon du

Régiment de la Marine en station

Saint-Louis (Sénégal) (Côtes occidentales

L'Afrique) –

Augustin Marquand

daß er den Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein¹³⁸ überseze und herausgeben wolle. Die von Inen erwänte englische Bücher besize ich nicht, sonst würde ich sie Inen senden; oder ausziehen.

Sie haben es wol getroffen, da Sie zu dem wakern hofrat Schlosser¹³⁹ kamen, besser, als wenn Sie zu mir gekommen wären und gesprochen hätten: ich will den winter über da bleiben; obschon Sie auch in meiner waldklaue ein warmes stübchen und warme herzen gefunden hätten; aber die reiche, und wie ich höre, auserlesene Bibliothek hätten Sie in meinem armen Klósterlein nicht angetroffen; auch wird Sie die magere pfründe zu Mórswil für den umgang mit diesen trefflichen menschen nicht entschädigen; aber man muß an die zukunft denken, und an das gazephyllacium SanGallense. Empfelen Sie mich Schlossers auf das freundlichste und sagen Sie inen, daß es mich gefreut habe, durch Sie zu vernemen, daß Sie noch meiner gedenken. Es gehet mir gut! ich habe ein gutes weib, das mir alle tage lieber wird und ein par leibliche II monat alte liebliche und fróliche zwillinge Hildegunde und Hildegarde,¹⁴⁰ die mir den winter kurz machen. Leben Sie wol. Gott befohlen, von Irem
gehorsamen Diener

Joseph von Laszberg

Eppishausen bei Constanz am 12 Hornungs 1837

Werner von Haxthausen¹⁴¹ schreibt mir nie, one sich nach Inen zu erkundigen: es gehet im gut, auch Werner Zuydwyk,¹⁴² welcher ietzt einen Son¹⁴³ hat.

Es folgt ein Gedicht von 7 Strophen zu 4 Versen, überschrieben mit: „*L'Exilé. il s'en allait errant sur la terre . . . que dieu guide le pauvre exilé. De Lamennais.*“

138 Ulrich von Lichtenstein (1198 – um 1276), aus der Steirer Linie des Hauses Liechtenstein, hoher Beamter im Dienste Rudolfs von Habsburg, 1241 Truchseß der Steiermark, 1245 Landrichter und Landeshauptmann. Der empfindsame Minnesänger und Epiker schrieb 1255 den höfischen Roman „Frauendienst“, die Geschichte seines romantischen Liebesdienstes. – VL 4 (1953), Sp. 584–589 und 5 (1957), Sp. 1097–1101; WALZ, Literatur im Mittelalter (wie Brief 11, Anm. 78), S. 89 f. u. ö.

139 Johann Friedrich Schlosser, vgl. Brief 14, Anm. 112.

140 Die am 5. März 1836 geborenen Zwillingsstöchter Josephs und Maria Annas von Laßberg: Hildegund (gest. in Meersburg am 14. Mai 1909) und Hildegard (gest. in Meersburg am 30. Juli 1914). – BADER, Laßberg, S. 313 ff. (Lit.); Heinz REIF, Westfälischer Adel 1770–1860: vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite. Göttingen 1979 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 35), S. 586, Anm. 117.

141 Vgl. Brief 4, Anm. 21.

142 vgl. Brief 7, Anm. 35.

143 Friedrich Heeremann von Zuydwyk, 1835–1892. – SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette (wie Brief 7, Anm. 35). Bd. 2, S. 555; Genealogisches Handbuch des Adels. Freiherrliche Häuser B 1 (Glücksburg 1954), S. 153.

16. Greith an Laßberg, Stift Neuburg 3. März 1837
Luzzi Nr. 10

Stift Neuburg bei Heidelberg am 3. März [18]37

Hochwohlgeborner Herr Baron!
Lieber Herr u[nd] Freund!

Ihr liebes Schreiben vom 12. Febr[uar] hat mich mehr gefreut als Sie sich denken werden u[nd] ich hätte selbes früher beantwortet, wäre ich nicht am 20. Febr[uar] schon nach Frankfurt gereist um die Stiftsordnung mit Schlossers¹⁴⁴ zu besprechen. Ihre Erinnerung hat Schlossers sehr gefreut u[nd] Herr Rath gaben mir ein Prachtexemplar von seiner Übersetzung der Adelgis von Manzoni¹⁴⁵ zum freundschaftlichen Geschenke für Sie mit, das ich seiner Zeit persönlich Ihnen zu übergeben hoffe. –

Die gütigen Mittheilungen über Hartmans Leben u[nd] Werke will ich sodann bei dieser Gelegenheit ebenfalls dankbar in Empfang nehmen u[nd] bin Ihnen zum Voraus dafür herzlich verbunden.¹⁴⁶ – Karl des Großen Korrespondenz hat sich auf die Verse reduziert, die Nuce a. a. O. giebt¹⁴⁷ u[nd] die 8 noch übrigen hat Gattula¹⁴⁸ Chronic. sive histor. Mont. Cass. abdrucken lassen, die Verse können ebenso gut Karl dem Kahlen¹⁴⁹ zugeschrieben werden; das alles werden Sie seiner Zeit umständlicher in meiner Schrift u[nd] mündlich vernehmen. –

Nach mündlicher Berathung mit Rath Schlosser u[nd] Fr[iedrich] Böhmer¹⁵⁰ in Frankfurt] werde ich nun den poetischen Theil der Spicilegia besonders u[nd] für sich bestehend erscheinen lassen u[nd] den historischen Theil für das „Archiv für deutsche Geschichte“¹⁵¹

144 Vgl. BRUNHART, Greith, S. 202.

145 Johann Friedrich Schlosser hatte das Drama „Adelchi“ von Alessandro Manzoni (1785–1873), des bedeutendsten italienischen Romantikers, 1830 übersetzt.

146 Vgl. dazu GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. VII, 161–165; BRUNHART, Greith, S. 222, 232 f., 235, 238.

147 Vgl. Brief 11, Anm. 86.

148 Vom Monte Cassiner Historiker Erasmus Gattula die Werke „Historia abbatae Cassinensis“ (2 Bde.), Venedig 1733 und „Ad historiam abbatae Cassinensis accessiones“ (2 Bde.), Venedig 1734.

149 Karl der Kahle (823–877), 869 König, 875 Kaiser. – Vgl. zu den besagten Versen GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), S. 78, 80.

150 Johann Friedrich Böhmer (1795–1863), berühmter Frankfurter Mediävist, Sekretär der Zentralkommission der vom Freiherrn vom Stein begründeten Monumenta Germaniae Historica (MGH), an denen auch Greith mitarbeitete und deren Mitglied er seit 1837 war. Greith war 1834 mit Böhmer bekannt geworden. – NDB 2 (1955), S. 393 f.; LThK 2 (1958), Sp. 563; Johannes JANSSEN, J. F. Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften (3 Bde.), Freiburg i. B. 1868; Friedrich de WEECH (Hg.), Briefwechsel J. F. Böhmers mit Franz Joseph Mone und Fridegar Mone. In: Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins 16 (1901), S. 422–463, 650–690; zu Böhmer und Greith vgl. BRUNHART, Greith, S. 167–171.

151 Das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ 1 (1820)–12 (1874), in dem Mitarbeiter der MGH über Archiv- und Bibliothekreisen berichteten sowie über Ergebnisse bestimmter Nachforschungen zu einer Handschrift oder Handschriftengruppe, zur Identifizierung eines Verfassers etc. – Der von Greith erwähnte historische Teil des „Spicilegiums“ ist nicht erschienen. – BRUNHART, Greith, S. 222 f.

bearbeiten, wo Pertz¹⁵² ihn wird abdrucken u[nd] mir besondere Exemplare davon abziehen lassen. –

Da es nun unbedingt nothwendig ist, daß ich selber die Korrektur der Schrift besorge so wäre es mir sehr lieb, wenn der Frauenfelder Buchhändler,¹⁵³ den Sie mir nannten, den Druck u[nd] Verlag des „Gregorius uf dem Steine mit Beyträgen zur nähern Kenntniß der Vatikanschrift[en] Handschriften für deutsche Poesie des Mittelalters“ unter billigen Bedingungen übernehmen wollte. – In dieser Weise, da die Schrift etwa auf 25 Druckbogen zu stehen kommt, dürfte der Verlag minder bedenklich erscheinen. Herr Zeerleder¹⁵⁴ hat nun die Güte gehabt mit jenem Buchhändler nach dem ersten Plane, wobei der historische Theil mit erschienen wäre in Unterhandlung zu treten. Sie würden mich nun sehr verpflichten, wenn Sie mit ihm darüber schriftlich sich verständigen u[nd] jenen Buchhändler für den Verlag des poetisch[en] Theiles bestimmen könnten. Rath Schlosser hatte mir in Frankff[urt] einen Verleger gefunden, er war ein Jude, was für die Sache ganz gleichgültig wäre; allein die Korrektur wäre dabei sicherlich vernachlässigt worden. –

Dr. Steingaß,¹⁵⁵ Böhmer, Rath Schlosser u. a. Freunde grüßen Sie herzlich, über Ihre Freunde in Italien u[nd] Rom mündlich mehr, denn ich gedenke am Palmsonntag aufzubrechen, über Stutgard u[nd] Friedrichshafen heimzureißen u[nd] entweder in der Osterwoche oder gleich nach dem weißen Sonntag zu Ihnen zu kommen.

Hochachtungsvoll treu ergebenster Diener u[nd] Freund

Carl Greith

Pfarrer

Sr. Hochwohlgeborn

Herrn Baron von Laßberg

zu Eppishausen

17. Greith an Laßberg, Mörschwil 5. September 1837
Luzzi Nr. 11

Mörschwil am 5. 7br. [1]837

Hochwohlgeborn lieber Herr Baron!

Ich erwartete Sie den ganzen Sommer über u[nd] verschob auf mündliche Unterredung, was ich verschiedenes über mein Spicilegium mit E. Hochwohl. zu besprechen hatte. –

Der Druck geht jetzt rasch vor sich, schon liegt der 10. Bogen unter der Presse, welcher mit

152 Georg Heinrich Pertz (1795–1876), 1823–1873 Leiter der MGH, mit Greith seit 1837 bekannt. – ADB 25 (1887), S. 406–410; Biographisches Staatshandbuch 2 (Bern/München 1963), S. 965; Zu Greith und Pertz vgl. BRUNHART, Greith, S. 169–171, 222 ff.

153 Christian Beyel, vgl. Brief 15, Anm. 130.

154 Bernhard von Zeerleder, vgl. Brief 1, Anm. 4.

155 Johann Baptist Steingaß (1790–1854), Gymnasiallehrer in Frankfurt, seit 1824 mit Sophie Görres verheiratet, der Tochter Joseph Görres'. – DAMMANN, Schlosser (wie Brief 14, Anm. 112), S. 113; Joseph von GÖRRES, Gesammelte Briefe. I. Familienbriefe, hg. v. Marie Görres (München 1858); II und III: Freundesbriefe, hg. v. Franz Binder (München 1874), Reg.; Eduard VISCHER (Hg.), Politik und Freundschaft. Der Briefwechsel des Freiherrn J. v. Laßberg und K. R. Tanners in Auswahl. Aarau 1949 (= SA aus „Argovia“ 60 (1948), S. 89–150), S. 105.

den Bogen 11 u[nd] 12 die Einleitung zum Gregor in sich begreifen wird. – Sie sprachen mir von einer alten Vignette Hartmann vorstellend (ich glaube) nach der Manessischen Tafel¹⁵⁶. Wäre es nun nicht möglich dieses Bild abzeichnen zu lassen, um es für eine Titellithographie für mein Spicilegium zu gebrauchen? und dürfte ich mir von E. Hochwohlgeborn beförderlichst eine solche Kopie ausbitten? Vielleicht daß Beyel¹⁵⁷ mir den Auftrag giebt, das Bild samt dem Wappen Hartmanns u[nd] dem Facsimile des Kodex die vier ersten Verse enthaltend (was am Fuße des Bildes wohl angebracht werden könnte), in St.Gallen lithographieren zu lassen. Dabei wünschte ich noch das urkundliche vom Bilde um es in der Vorrede benutzen zu können.¹⁵⁸ –

Ich stehe auch an dem Worte „Aschman“ V[ers] 2837 an; wo es heißt: man schṽf dem fyrsten solhen gemacht, daz vil gar vnmaere sinem aschman gewesen waere; In den Glossarien finde ich aschman mit Schiffmann, nauta übersetzt; Etmüller¹⁵⁹ in s[einem] Wartburgerkrieg leitet harnasch ab von Hörnern u[nd] asch ask – Schild, Brustwehr, Panzer; ich neige mich mehr der ersten Ableitung zu. Sollten Sie keine Zeit finden zu einem Ausflug nach Mörschwyl, so erlaube ich mir diesen Herbst Sie in Ihrer Waldklausur aufzusuchen.

Meine herzlichsten Empfehlungen an die gnädige Frau; Baron von Mirbach¹⁶⁰ von Harf bei Köln war vor 4 Wochen mit seiner Frau Gemahlin bei mir, hätte er über mehr Zeit verfügen können, so würde er meinem Rathe gefolgt seyn, Sie zu besuchen.

Leben Sie herzlich wohl. dicerem adhuc Si unquam possem quantopere Te colem amemque.

Hochachtungsvoll ergeben

Ihr unterthänigster Diener

Carl Greith

Sr. Hochwohlgeborn

Herrn Herrn

Baron v[on] Laßberg

zu Eppishausen

156 Die große Heidelberger oder Manessische Liederhandschrift, in der jeder Minnesänger mit seinem Wappen wiedergegeben ist. Aus ihr gab bereits 1748 J. J. Bodmer Proben heraus.

157 Christian Beyel, vgl. Brief 15, Anm. 130.

158 Laßbergs Frau Maria Anna zeichnete das Bild für Greiths „Spicilegium“ ab, vgl. ebda. S. VII f. und das Vorblatt.

159 Ludwig Etmüller (1802–1877), seit 1833 in Zürich, edierte und übersetzte eine Reihe von literarischen Werken. 1830 gab er den „Singerkrieg üf Wartbure“ heraus. „Aschman“ bei GREITH, Spicilegium (wie Brief 7, Anm. 38), Vers 2840, S. 275 als „Schiffmann“ übersetzt, wohl aber „Hofknecht“. – Zu Etmüller vgl. HBLS 3 (1926), S. 89; BADER, Laßberg, S. 294–297; Hugo BAUMGARTEN, Der sogenannte Wartburgkrieg (Diss. phil.). Göttingen 1931.

160 Johann Wilhelm Freiherr von Mirbach (1784–1849), seit 1840 Graf, 1842 Gründer der rheinischen Rittergenossenschaft und aktives Mitglied der rheinischen „Autonomen“, Besitzer von Schloß Harff bei Bedburg an der Erfl. – Historisch-politische Blätter 25 (1850), S. 743–751; Friedrich KEINEMANN, Das Kölner Ereignis, sein Widerhall in der Rheinprovinz und in Westfalen. Teil 1: Darstellung (= Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landeskunde 14); Teil 2: Quellen (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde LIX). Münster i. W. 1974, Teil 2, S. 378; REIF, Westfälischer Adel (wie Brief 15, Anm. 140), S. 607, Anm. 242. – Greith war von Mirbach im Auftrag von Edmund Graf von Hatzfeld-Kinsweiler (1798–1874) sowie von Clemens Brentanos Bruder Christian aufgefordert worden, die Erziehung von Hatzfelds Sohn Paul (1831 bis 1901, während der Bismarck-Ära der bedeutendste Diplomat Preußens neben Bismarck) zu übernehmen. Später bot Mirbach Greith das Direktorsamt der Erziehungsanstalt der „Corporation des rheinischen Adels“ an, was Greith ausschlug. Vgl. dazu BRUNHART, Greith, S. 204 f. – Zu Hatzfeld vgl. KEINEMANN, Kölner Ereignis, Teil 2, S. 369; Ludger Graf von WESTPHALEN, Aus dem Leben des Grafen Clemens August v. Westphalen zu Fürstenberg (1805–1885). Münster 2. Aufl. 1982 (= Veröffentlichungen d. Hist. Kommission f. Westfalen XVIII: Westphäl. Biographien VII), S. 77–96.

18. Greith an Laßberg, Mörschwil 31. Oktober 1837
Luzzi Nr. 12

Hochwohlgeborn Herr Baron!

Ich habe die Ehre Ihnen hier ein Exemplar meines Spicilegiums zu übersenden u[nd] dabei den innigsten Dank auszudrücken für die gütige Mitwirkung, die Sie mir bei der Herausgabe dieser Schrift erwiesen haben. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie davon für ein norddeutsches Blatt eine kleine Anzeige verfertigen wollten, weil ich mit jenen partibus Germaniae ohne alle Berührung bin.¹⁶¹

Ich habe heute so viele Briefe abgehen zu lassen, daß ich mich auf diese wenigen Zeilen beschränken muß u[nd] bitte Sie u[nd] die gnädige Frau den Ausdruck meiner hochachtungsvollen Gesinnungen genehmigen zu wollen.

*Euer Hochwohlgeborn
ganz gehorsamer Diener*

Carl Greith

Pf[arre]r

Mörschwyl am 31. 8br. 1837

19. Laßberg an Greith, Eppishausen 3. Februar 1838
Bischöfliches Archiv St. Gallen B 3.5,63

Eppishausen am 3 Hornungs 1838.

Hochwürdiger Herr und Freund!

Da die königliche Societaet der Wissenschaften zu Göttingen mich an Irem Jubilaeum zu einem mitgliede ausgerufen hat,¹⁶² so wäre es eigentlich an mir gewesen, bei übersendung eines exemplars von dem Spicilegium nach Göttingen, eine Recension des buches für die dortigen gelerten anzeigen beizuschließen; allein, ich mache keine recensionen mehr; ich habe mir einmal, bei einer solchen über ein Thurgauisches Geschichtswerk, mir die finger verbrennt und gebrennte finger fürchten das feuer,¹⁶³ ich beauftrage also meinen freund

¹⁶¹ Vgl. Brief 19.

¹⁶² Laßberg wurde am 17. September 1837 zum Ehrenmitglied der Societas Regia Scientiarum Gottingensis ernannt. – BADER, Laßberg, S. 64.

¹⁶³ Die erwähnte Rezension Laßbergs betrifft Johann Adam Pupikofers (1797–1882) „Geschichte des Thurgaus“ (2 Bde.). Zürich 1830, 2. Aufl. Frauenfeld 1886–1889. In der Rezension, die Laßberg auf Wunsch von Mülinens in Bern schrieb, brachte Laßberg über 40 Berichtigungen. Die Rezension erschien im „Erzähler“ 9 (2. März 1830), Beilage zu Nr. 10 (5. März 1830) und 11 (12. März 1830). – Vgl. dazu Eduard STUDER, Leonz Fuglistaller 1768–1840. Leben und germanistische Arbeiten (Diss. phil.), Fribourg 1952, S. 107 f., 253; Hans Ulrich WEPFER, Joh. Adam Pupikofer (1797–1882). In: Thurgauer Beiträge zur vaterländischen Geschichte 106 (1969), S. 3–204, S. 59 f.; BARACK, Handschriften (wie Brief 4, Anm. 23), S. 399; Johannes MEYER (Hg.), Briefwechsel zwischen J. v. Laßberg und J. A. Pupikofer. In: Alemannia 15 (1887), S. 231–288, S. 253; 16 (1888), S. 1–32, 97–154; S. 107 f., 111; vgl. auch BADER, Laßberg, S. 211–231.

Jakob Grimm¹⁶⁴ mit dieser Provinz und sende Inen, das heute von demselben erhaltene blat der Göttinger gelerten anzeigen,¹⁶⁵ mit der bitte, es mir nach gemachtem gebrauche wieder zuzusenden; indem es mir zu beantwortung des dasselbe begleitenden briefes notwendig ist, und ich dise beantwortung nicht gerne lange aufschieben möchte. Sie werden nämlich aus dem blatt ersehen, daß Grimm gegen meine meinung über das herkommen Hartmanns v[on] Owe, zweifel erhebt: ich werde und muß also zu meinen worten stehen, und die controverse aufnehmen.¹⁶⁶ Das ganze beruht darauf, daß er eine stelle im armen Heinrich Hartmanns¹⁶⁷ anderst versteht als ich: vederemo, ob ich in werde bekeren können? –

Nun will ich Inen auch noch hersezen, was Grimm mir in beziehung auf den Hartmann schreibt.

„Melden Sie mir, was Sie von dem Einwand gegen Hartmanns abkunft aus der Reichenau halten? Professor Leo¹⁶⁸ zu Halle hat ein interessantes fragment eines lateinschen Gregors¹⁶⁹ bekannt gemacht, wovon ich damals !:nämlich bei abfassung der Rezension:!, noch nichts ahnte. das latein[ische] Gedicht scheint mir nach Hartmann übersezt, nicht Hartmanns Quelle.“ haec ille.

Übrigens höre ich auch von andern Orten her, daß das Spicilegium überall ser gut aufgenommen worden; besonders bezeigte mir Uhland¹⁷⁰ ein großes Vergnügen über Gregors erscheinung. Nun soll auch Ereck und Enit von Hartmann¹⁷¹, nächstens erscheinen.

Meine frauen¹⁷² sind noch immer ser mißstimmt über die begebenheiten des H[e]rrn

164 Zu Jakob Grimm vgl. Brief 15, Anm. 133. Das Schreiben Laßbergs an Grimm bei SCHUPP, Briefe Laßbergs (wie Brief 15, Anm. 133), S. 288 ff., datiert Eppishausen bei Constanx am 4. Novbrs 1837. Laßberg erwarte eine wohlwollende Rezension.

165 Göttingische gelehrte Anzeigen vom 25. Januar 1838, 14./15. St., S. 134–141; auch in: Jakob GRIMM, Kleinere Schriften, Bd. 5 (Teil 2): Recensionen und vermischte Aufsätze. Berlin 1871, S. 273–277. – Auch Wilhelm Grimm befaßte sich 1851 mit Greiths „Spicilegium“, speziell mit dem dort abgedruckten vatikanischen „Fragmentum Glossarii Theutonici“ (S. 31–45). Vgl. LEITZMANN, Wackernagel (wie Brief 15, Anm. 130), S. 42. – W. Grimm druckte die Glossen 1849 ab. Vgl. Wilhelm GRIMM, Kleinere Schriften, Bd. 3 (Berlin 1883), S. 472–474 und bezeichnete Greiths Abschrift als „unbrauchbar“ (ebda. S. 476).

166 Vgl. SCHUPP, Briefe Laßbergs (wie Brief 15, Anm. 133), S. 295 f.

167 Vgl. Brief 14, Anm. 117.

168 Heinrich Leo (1799–1878), Philologe und Historiker, 1825 Professor für Geschichte in Berlin, 1830 in Halle. – ADB 18 (1883), S. 288–294; Joseph GÖRRES, Die Triarier H. Leo, Dr. P. Marheineke, Dr. K. Bruno. Regensburg 1838; Christoph Freiherr von MALTZAHN, Heinrich Leo (1799–1878). Ein politisches Gelehrtenleben zwischen romantischem Konservatismus und Realpolitik. Göttingen 1979 (= Schriften d. Hist. Kommission d. Bayer. Akad. d. Wiss. 17).

169 Leo's Rezension von Greiths „Spicilegium“ sowie das lateinische Fragment in den „Blätter(n) für literarische Unterhaltung“ 1837, S. 1431 f.

170 Ludwig Uhland (1787–1862), 1811 Anwalt in Tübingen, 1819–1839 liberaler Abgeordneter im württembergischen Landtage, 1829 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Tübingen, 1833 emeritiert. Bedeutendster Dichter der schwäbischen Spätromantik. – ADB 39 (1895), S. 148–162; Briefwechsel zwischen Joseph Freiherr von Laßberg und Ludwig Uhland. Hg. v. Franz PFEIFFER. Wien 1870; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 130–134.

171 Erec. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Hg. v. Moritz HAUPT. Leipzig 1839. Die Quelle war „Erec et Enide“ von Chrétien de Troyes.

172 Maria Anna, Hildegard und Hildegund von Laßberg sowie Maria Therese Louise von Droste-Hülshoff.

Vetters Erzbischof,¹⁷³ und nun durch die nachherigen declarationen der bischöfe v[on] Münster¹⁷⁴ und Paderborn,¹⁷⁵ wovon der letztere geschwisterkind mit meiner Schwiegermutter¹⁷⁶ ist, in neue besorgnisse versetzt.

nicht weniger unangenehm ist die geschichte des K[öniglich] preuß[ischen] gesandten in Brüssel. Gr[af] v[on] Galen,¹⁷⁷ dessen frau¹⁷⁸ wieder mit der meinigen geschwisterkind ist. Aber es scheint, daß der Erzbischof Droste, als vir intemeratus aus seinem gefängnisse hervorgehen werde: die Preußen werden im zwar seinen alten plaz nicht wieder geben; aber der heilige Vater wird die ganze geschichte mit einem roten hute zudeken. Die wunden, welche Preußen sich in dieser sache durch sein beispielloses verfahren geschlagen hat, werden bei seinen Katholischen untertanen in den nächsten 20 iaren nicht vernarben, die öffentliche meinung ist auf lange zeit verloren.

Wir sind alle wol und grüssen Sie

J[oseph] v[on] Laszberg

Vergessen Sie nicht mir das Recensionsblatt bald wieder zu schicken.

- 173 Laßberg meint das „Kölner Ereignis“ 1838, mit dem die Geburtsstunde des politischen Katholizismus schlug. In diesem Streit um die Behandlung der konfessionell gemischten Ehen wurde der Kölner Erzbischof Clemens August Freiherr von Droste-Vischering (1773–1845) von der preußischen Regierung verhaftet und auf der Festung Minden gefangengehalten. Clemens August resignierte 1841 auf den erzbischöflichen Stuhl. – Heinrich SCHROERS, Die Kölner Wirren. Studien zu ihrer Geschichte. Berlin 1927; Rudolf LILL, Die Beilegung der Kölner Wirren. Düsseldorf 1962; KEINEMANN, Kölner Wirren (wie Brief 17, Anm. 160); Heribert RAAB, Joseph Görres. Ein Leben für Freiheit und Recht. Auswahl aus seinem Werk, Urteile von Zeitgenossen, Einführung und Bibliographie. Paderborn 1978, S. 71 ff., 190–201. – Zu Droste-Vischering vgl. NDB 4 (1959), S. 133 f.; LThK 3 (1959), Sp. 577; E. HEGEL, C. A. Frhr. v. Droste-Vischering. In: Westfälische Lebensbilder. Hg. v. R. STUPPERICH. Nr. 10 (Münster 1970), S. 76–103.
- 174 Caspar Freiherr von Droste-Vischering (1770–1846), 1825 Bischof von Münster, Bruder des Kölner Erzbischofs Clemens August. – ADB 5 (1877), S. 420–431; LThK 3 (1959), Sp. 577; KEINEMANN, Kölner Ereignis (wie Brief 17, Anm. 160), Bd. 2, S. 362.
- 175 Friedrich Clemens von Ledebur (1770–1841), 1825 Generalvikar in Hildesheim, 1825 Bischof von Paderborn. – Friedrich Gerhard HOLMANN, Paderborn in den Kölner Wirren. In: Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 48 (1970), S. 48–55; KEINEMANN, Kölner Wirren (wie Brief 17, Anm. 160), Bd. 2, S. 375.
- 176 Maria Therese Louise Freifrau von Droste-Hülshoff, geb. Freiin von Haxthausen (1772–1853). – BADER, Laßberg, S. 304 f., 324 ff.; SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette v. Droste-Hülshoff (wie Brief 7, Anm. 35), Reg.; Julius DORNEICH (Hg.), Briefe des Freiherrn Joseph von Laßberg an Heinr. Bernh. von Andlaw aus den Jahren 1848–1851. In: Freiburger Diözesan-Archiv N. F. 27 (Freiburg i. B. 1926), S. 254–293, S. 268; SCHUPP, Laßberg und Brenken (wie Brief 4, Anm. 21), S. 122.
- 177 Ferdinand Graf von Galen (1803–1881), seit 1824 im diplomatischen Dienst Preußens, 1837 Geschäftsträger in Brüssel, bat aber 1838 um die Abberufung von dieser Stelle, weil er als Katholik die Handlungsweise der Regierung im Kölner Ereignis nicht billigen konnte. Daraufhin wurde er entlassen. – LILL, Kölner Wirren (wie Anm. 173), S. 165; KEINEMANN, Kölner Wirren (wie Brief 17, Anm. 160), Bd. 2, S. 75–87; SCHUPP, Laßberg und Brenken (wie Brief 4, Anm. 21), S. 126.
- 178 Anna Isabella, geb. von Bochoitz-Asseburg, deren Mutter Franziska von Haxthausen war. – SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette von Droste-Hülshoff (wie Brief 7, Anm. 35), Reg.; Carl RITTER (Hg.), Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn v. Laßberg und Johann Caspar Zellweger. St. Gallen 1889, S. 166 ff.

20. Greith an Laßberg, Mörschwil 23. Februar 1838
Luzzi Nr. 13

Hochwohlgeborn Lieber Herr Baron!

Ihre verehr[liche] Zuschrift ist mir im Großen Rath¹⁷⁹ zugekommen, der bis gestern andauerte u[nd] mir rein unmöglich machte die Grim'sche Rezension früher zu benutzen, für deren Übersendung ich Ihnen herzlich danke.

Ich bin unter der Behandlung dieses großen Sachkenners noch sehr gut weggekommen u[nd] die Bereinigung einiger Worte im Texte, so wie die Ableitung derselben ist mir sehr erwünscht. Pr[ofessor] Kopp¹⁸⁰ hat mein Buch in der schw[eizerischen] Kirchenzeitung ungemein günstig rezensiert,¹⁸¹ allein seine Kenntnisse im mitteldeutschen sind nur Brodsamen, die er am Tische des Herrn Probstes Flüglistaller [!]¹⁸² sammelte. Lassen Sie mir doch Ihre Bemerkung über den Grim'schen Skepticism die Heimath Hartmanns betreffend seiner Zeit zukommen.

Die Kölner angelegenheit hat ganz Deutschland ergriffen u[nd] in zwei große Lager abgetheilt.¹⁸³ Gestern erhielt ich von meinem alten Freunde Guido Goerres¹⁸⁴ u[nd] Phillips [!]¹⁸⁵ die Einladung zur Theilnahme an der historisch, kirchlichen Zeitschrift, die sie herauszugeben gedenken,¹⁸⁶ Dr. Höfler¹⁸⁷ hat die Redaktion der Münchener polit[ischen]

¹⁷⁹ Greith war seit Mai 1837 Mitglied des St. Galler Großen Rates, dem er als einer der bedeutendsten politischen Führer der Konservativen bis 1853 angehörte.

¹⁸⁰ Joseph Eutyck Kopp (1793–1866), Professor für klassische Philologie und Politiker in Luzern. Mitbegründer des Historischen Vereins der V Orte und Pionier der quellenkritischen Geschichtsforschung in der Schweiz. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der eidgenössischen Bünde“ (1845–1882), Lehrer Greiths. – HBLS 4 (1927), S. 537; ADB 16 (1882), S. 685–690; FELLER-BONJOUR, Geschichtsschreibung in der Schweiz (wie Brief 1, Anm. 9), Bd. 2, S. 793–798.

¹⁸¹ Die sehr anerkennende Rezension Kopp's in der Schweizerischen Kirchenzeitung 6 (1837), Sp. 759–762, 774–777, 796–798.

¹⁸² Leonz Füglistaller (1768–1840), Professor in Luzern und St. Gallen, 1824 Chorherr und 1831 Stiftspropst zu St. Leodegar. Lehrer von Greiths Bruder Franz Joseph. – STUDER, Füglistaller (wie Brief 19, Anm. 163); Helvetia sacra II/2, S. 357; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 93–101. – Auch Greith nahm für sein „Spicilegium Vaticanum“ Füglistaller's sprachgeschichtliches Wissen in Anspruch, vgl. ebda. S. 34, Anm. a und Kopp's Rezension in der Schweiz. Kirchenzeitung 6 (1837), Sp. 797 f.

¹⁸³ Vgl. Brief 19.

¹⁸⁴ Guido Görres (1805–1852), Sohn von Joseph Görres, in dessen Schatten er immer stand. Historiker, Schriftsteller und Dichter. Freund Greiths und Laßbergs. – ADB 8 (1878), S. 378; NDB 6 (1964), S. 531 f.; RAAB, Görres (wie Brief 19, Anm. 173); GÖRRES, Briefe (wie Brief 16, Anm. 155), Reg.; BADER, Laßberg, S. 341.

¹⁸⁵ George Phillips (1804–1872), 1833 Professor für deutsches Recht in Berlin, danach in München, Innsbruck und Wien. – ADB 26 (1888), S. 80–88; LThK 7 (1963), Sp. 468; Götz von PÖLNITZ, G. P. Phillips, ein großdeutscher Konservativer in der Paulskirche. In: Historische Zeitschrift 155 (1937), S. 51–97; W. M. POEHL, Die Vorlesungstätigkeit von G. P. an der Univ. Wien. In: Jus sacrum. K. Mörsdorf zum 60. Geburtstag. Hg. v. A. Scheuermann/G. May, München 1969, S. 157–161; H. LENTZL, G. P., der große Kanonist des 19. Jahrhunderts. In: Festschrift Franz Loidl zum 65. Geburtstag 1, Wien 1970, S. 160–166.

¹⁸⁶ Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, München 1 (1838) ff.; Vgl. F. RHEIN, Zehn Jahre „Historisch-politische Blätter“ 1838–1848. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Zentrums (Diss. phil.) Oberkassel 1916.

¹⁸⁷ Constantin Ritter von Höfler (1811–1897), 1836 Redaktor der „Münchener Politischen Zeitung“, 1841 Professor für Geschichte in München, 1847 Staatsarchivar in Bamberg, 1851 Professor in Prag. Bedeutender Historiker. – NDB 9 (1972), S. 313 f.; Biograph. Lexikon zur Geschichte d.

Zeitung übernommen, die Freunde Hofmann¹⁸⁸ u[nd] Lassaulx¹⁸⁹ arbeiten an der neuen Würzburger Zeitung u[nd] von allen Seiten werden kathol[ische] Kanonen auf die Wälle geführt, um den bisher versteckten Julianism der preußischen Regierung vor den Augen Deutschlands u[nd] Europas zu demonstrieren. Die Goerres'sche Schrift¹⁹⁰ wird ungemein stark ausgebreitet, ich hätte sie lieber „Thomas Cantuariensis“¹⁹¹ geheißen, den die historische Analogie ist bei diesem ungemein treffend u[nd] schlagend. Es ist eine besondere Fügung der göt[tl]ichen Vorsehung, daß die Prüfung auf einen so erlauchten, in sich werthvollen u[nd] großen Kirchenfürsten¹⁹² fallen mußte; bereits jetzt schon ist aus der Sache ein Anderes geworden als daß der erste Anstifter der feilen nichtswürdigen That (u[nd] dieser ist der verruffene Bunsen¹⁹³ beabsichtigen mochte. Diese Gewaltthat wird u[nd] muß die Berliner Intelligenz zur Thorheit stempeln, denn der ehrwürdige Gefangene zu Minden predigt aus seiner Gefangenschaft neuen Enthusiasmus für den Glauben ruhmvoller Väter über alle katholischen Völker. –

Die gnädige Frau¹⁹⁴ wird sich an der allgemeinen, europäischen Theilnahme, die Ihr großer Verwandter in seinem Geschike gefunden, gewiß getröstet u[nd] gestärkt fühlen u[nd] Sie wird auch hier ersehen, daß denen die Gott lieben alle Dinge zum Besten gereichen müssen.

Ich gedenke nächster Zeit Sie zu besuchen u[nd] bin mit den Gefühlen warmer Verehrung u[nd] hochachtungsvoller Ergebenheit

Euer Hochwohlgeborn

treuegebener Diener

Carl Greith

Mörschwyll am 23. Febr. 1838

Böhmischen Länder 1 (1974), S. 648; Taras von BORODAJKEWYCZ, Deutscher Geist und Katholizismus im 19. Jht., Dargestellt am Entwicklungsgang C. v. Höfler. Salzburg 1935; BRUNHART, Greith, S. 181 ff.

188 Franz Hoffmann (1804–1881), Münchner Studienfreund Greiths. 1835 Professor für theoretische und praktische Philosophie in Würzburg. Herausgeber der Werke seines Lehrers Franz von Baader. – NDB 9 (1972), S. 416; J. HAEFNER, Leben und Schaffen des Würzburger Philosophen F. K. Hoffmann (Diss. phil.), Bonn 1941.

189 Ernst von Lassaulx (1805–1861), Studienfreund Greiths, Neffe Joseph Görres'. 1835 Professor für Philologie in Würzburg, 1844 in München. Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und der bayerischen Abgeordnetenversammlung. – R. STOELZLE, E. v. Lassaulx. Ein Lebensbild. Münster 1904; Herta Ursula DOCEKAL, E. v. Lassaulx. Ein Beitrag zur Kritik des organischen Geschichtsbegriffs. Münster 1970 (= Aevum christianum 8); Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte 2 (1974), Sp. 1587 f.

190 Greith meint den „Athanasius“ von Joseph Görres, Regensburg 1838, die bedeutendste der über 300 Schriften, die zum „Kölner Ereignis“ erschienen. Der „Athanasius“ erlebte innert 6 Wochen drei Auflagen, die vierte erschien noch 1838. – Vgl. dazu RAAB, Görres (wie Brief 19, Anm. 173), S. 71 ff., 190–201.

191 Gemeint ist Thomas Becket (1118–1170), 1155 Lordkanzler, 1162 Erzbischof von Canterbury, 1164 nach harten Kämpfen gegen die Investituranprüche König Heinrichs II. Flucht nach Frankreich, nach der Rückkehr im Dom von Canterbury erschlagen. – LThK 10 (1965), Sp. 135 f.

192 Clemens August von Droste-Vischering, vgl. Brief 19, Anm. 173.

193 Christian Karl Josias von Bunsen (1791–1860), 1827 preußischer Ministerresident beim Hl. Stuhl, beauftragt mit Verhandlungen betr. die gemischten Ehen, als treibende Kraft für das Vorgehen gegen Droste-Vischering betrachtet, deshalb in Rom als persona non grata betrachtet und 1838 abberufen, danach Gesandter in Bern und London, 1854 abberufen. Mit Greith seit seinem Römer Aufenthalt persönlich bekannt. – NDB 3 (1957), S. 17 f.; LThK 2 (1958), Sp. 781; KEINEMANN, Kölner Ereignis (wie Brief 17, Anm. 160), Reg.; BRUNHART, Greith, S. 162 f.

194 Maria Anna von Laßberg, vgl. Brief 13, Anm. 108.

21. Laßberg an Greith, Eppishausen 18. Mai 1838

Bischöfliches Archiv St. Gallen, B 3.5,64

Eppishausen am 18. May 1838

Paulus in der Epistel an die Epheser, Sprach esset und trinket, nur zerbrecht keine Glaeser: also sagt auch die beiliegende Epistel: Schüttet das Kind nicht gar mit dem bade aus! Sie betrifft die Preußische Cabinets ordre¹⁹⁵ vom 21. Nov[em]bris 1803. welche alle die böse nachkommenschaft, die iezo die Katholiken im preuß[ischen] Staate bedauern, geboren hat; hinc illae lachrimae! denn wenn dieser Brennenkönig¹⁹⁶ nicht lutherischer als luther und calvinischer als Calvin selbst sein wollte, wenn er nicht diese beiden confessionen gezwungen hätte unter dem titel Evangelisch eines zusein, one sich dem gemüte nach zu vereinigen, wenn er sie nicht durch die Bayonette !:wie einst Ludwig XIV die hugenotten durch seine Dragoner:/ bekert und vermocht hätte seine neue Kirchenagende anzunehmen, wenn er nicht seine catholische gemalin !:Grávin Harrach:/¹⁹⁷ gedrungen hätte protestantisch zu werden, und seine Schwiegertochter¹⁹⁸ !:gegen den willen ires mannes des Kronprinzen:/ mit zwang und drang in die sogenannte evangelische Kirche genötiget hätte,¹⁹⁹ so würden wir all den Spektakel in Cóln, Posen, Preußen und Schlesien nicht erlebt haben: es war also an der Zeit die frage an der wurzel anzugreifen, aus welcher diese monstruosaeten erwachsen sind: ob und wie es dem verfasser gelungen sei? mögen Sie werter freund! nun selbst sehen. Wie leid hat es mit getan, daß Sie lezthin gerade zu uns kommen mußten, als wir samt und anders in der alten Meersburg waren! hätte ich es nur früher gewußt; so würde ich die reise verschoben haben. Sie brachten einen Kantonsrat namens Baumgartner²⁰⁰ mit; ich hoffe und wünsche er seie

195 Betrifft die Deklaration über die gemischten Ehen: eheliche Kinder sollen in der Religion des Vaters unterrichtet werden. Die Order von 1803 wurde 1825 auf die preußischen Westprovinzen übertragen, wo das kanonische Eherecht galt und das Staatskirchentum preußischer Ausprägung keine Tradition besaß. – Die Order gedruckt bei Hermann GRANIER, Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des geheimen Staatsarchivs (9 Bde.). Leipzig 1878–1902, Bd. 9, Nr. 658, S. 66; zur Problematik vgl. Hubert JEDIN (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte VI/1 (Freiburg i. B. 1971), S. 392–401; Heribert RAAB, Kirche und Staat. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. München 1966 (= dtv-dokumente 238/39), S. 100 f.

196 Friedrich Wilhelm III. von Preußen (1770–1840), 1797 König.

197 1824 ging Friedrich Wilhelm III. eine Ehe zur linken Hand mit der zur Fürstin in Liegnitz erhobenen katholischen Gräfin Harrach ein, die nach Jahresfrist zum Protestantismus konvertierte. – Franz SCHNABEL, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. 7: Die katholische Kirche in Deutschland. Freiburg i. B. 1965 (= Herder Bücherei 209/210), S. 154.

198 Elisabeth von Bayern, bei deren Verlobung mit dem Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV., 1795–1861, bis 1840 Kronprinz) Friedrich Wilhelm III. ihren Übertritt zum Protestantismus verlangte. Nach der Ablehnung verweigerte der König 4 Jahre lang seine Einwilligung und Elisabeth war es außer während der Beichte verboten, mit einem katholischen Priester zu sprechen. 1830 schließlich nahm die Kronprinzessin den protestantischen Glauben an. – SCHNABEL, Deutsche Geschichte (wie Anm. 197), S. 154.

199 Zu diesen Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat vgl. SCHNABEL, Deutsche Geschichte (wie Anm. 197), S. 183 ff.; Handbuch der Kirchengeschichte VI/1 (wie Anm. 195); RAAB, Kirche und Staat (wie Anm. 195), S. 100 ff.

200 Benedikt Baumgartner, konservatives Mitglied des St. Galler Großrates aus Mörschwil, der, wie die liberale St. Galler-Zeitung 52 (1. Juli 1837) schrieb, den „Rückwärtsstrebenden“ angehört habe. – Verzeichnis der Verfassungsräte des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1831 (anonym von J. M. Hungerbühler).

nicht von dem geschlechte eines andern St. Gallischen namensvetter²⁰¹, der so schlechte bäume als fruchte in seinem garten erziehet. Mir wird es tägliche leichter die Schweiz zu verlassen!²⁰² abermal ist ein stadium des wansinnes über die großen cantone ausgebrochen. Bern, Luzern, Zürich, Schwiz, Glarus, St. Gallen rasen schon wieder in offenbarem unsinne!!! wer kann sich enthalten, hiebei an die franz[ö]s[ischen] Revolutionäre von 1793 bis 1795 zu denken und an den alten spruch: quos deus vult perdere, dementat! hat Luzern wegen dem Kriege der Horn und Klauen männer ein eidgenössisches aufsehen verordnet; so hätten die nachbarn ienseits des Jura und des Rheines nicht weniger ursache dazu; denn wohin soll es zulezt kommen, wenn die ersten, wichtigsten und heiligsten bedingnisse des gesellschaftlichen vertrages: freiheit der personen und des eigentums, von den regierungen selbst so gewaltätig aufgehoben werden?²⁰³ das vorige iahrhundert nannte man, das philosophische, das iezige nennen wir das aufgeklärte! gott strafe mich! man könnte es mit mer rechte, das nährische, das wansinnige nennen; nie nie war mer und schädlichere Torheit bei den menschen, als ietzt. Ich schrieb am 26 febr[uar] 1831. an einen freund²⁰⁴: im mittelalter erscheint selbst das laster mit geist und Kraft und hat durch tat und tüchtigkeit wert behalten: die gegenwärtige zeit erscheint dagegen als niederdrückend und verichtend; man erblickt überall nichts als eine feige Kriecherei, vor dem volke; oder vor den fürsten, sittenlosigkeit, unverstand und eine wütige umwälzungssucht: eben hiedurch wird unsere zeit dem manne von Kopf und herz so schwer zu ertragen. was den vätern heilig war, wird ietzt herabgesetzt und verachtet: aber das schlechte und gemeine wird hinaufgehoben und oft wol auf den altar gestellt, überall will man ietzt durch angst und schrecken und grauel, die friedlichen menschen, aus iren verhältnissen und gewonheiten aufrütteln, verblüffen und iren verstand gefangen nemen. ach! mein werter freund! ich kann im iare 1838 noch nichts anderes schreiben als 1831. Indessen, was hilft dies alles, es bleibt wol noch lange so! Et veterem in limo ranae cecinere querelam!

Lassen Sie sich nicht abhalten uns vor pfingsten noch einmal zu besuchen; nachhero werde ich seltener zu hause sein, segel und steuer stehen an. meinem schiffe nach dem schwäbischen

201 Gall Jakob Baumgartner (1797–1869), 1826 Staatssekretär, 1825–1869 Großrat, Regierungsrat und Landammann, Tagsatzungsabgeordneter und Ständerat. Publizist und Historiker. Erst Führer der Liberal-Nationalen, ab ca. 1840 Hinwendung zu den Konservativen. Neben Müller-Friedberg der bedeutendste Staatsmann des Kantons St. Gallen. – Alexander BAUMGARTNER, Gall Jakob Baumgartner. Freiburg i. B. 1892; Emil SPIESS (Hg.), Der Briefwechsel von Landammann G. J. Baumgartner, St. Gallen, mit Bürgermeister J. J. Hess, Zürich (1831–1839). Ein politisches Zeitbild der Regeneration (2 Bde.). St. Gallen 1972 (= Mitteilungen zur vaterländ. Geschichte, hg. v. Hist. Verein d. Kantons St. Gallen XLVIII), Biographie S. 51–98; FELLER-BONJOUR, Geschichtsschreibung (wie Brief 1, Anm. 9), Bd. 2, S. 665–670, 766–769; HANSELMANN, Baumgartner (wie Brief 7, Anm. 37); Die Schweizerische Bundesversammlung 1848–1920. Bearb. v. Erich GRUNER u. a. Bern 1966, Bd. 1, S. 541 ff., 985.

202 Aus politischen und finanziellen Gründen verließ Laßberg die Schweiz, veräußerte das Gut Eppishausen und kaufte die Meersburg. – BADER, Laßberg, S. 299 ff.

203 Zu den politischen Vorgängen in der Schweiz während der Regeneration vgl. Gall Jakob BAUMGARTNER, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830–1840 (4 Bde.). Zürich 1853–1866; Anton von MURALT, Die Julirevolution und die schweizerische Regeneration. Bern 1948; Edgar BONJOUR, Die Gründung des Schweizerischen Bundesstaates. Bern 1948; Handbuch der Schweizer Geschichte. Bern 1977, Bd. 2, S. 918 ff.

204 Es müßte sich um den Brief Laßbergs an Johann Caspar Zellweger, Eppishausen am 26. Hornung 1831 handeln, in: RITTER, Briefwechsel Zellweger–Laßberg (wie Brief 19, Anm. 178), Nr. 69, S. 127–129.

ufer des Bodensees gerichtet, et fugiunt fraeno non remorante dies! Leben Sie wol, gott befohlen! von Irem ergebensten

Joseph von Laszberg

Es ist ein neuer Gregorius uf dem steine erschienen, von Prof. C[arl] Lachmann zu Berlin;²⁰⁵ ich fand noch nicht zeit in mit dem Irgen zu vergleichen.

22. Greith an Laßberg, Mörschwil 28. Mai 1838

Luzzi Nr. 14

Notiz Laßbergs: erhalten am 3 Juny 1838

Hochwohlgeborn Theurster Herr u[nd] Freund!

Ihr geistreiches Schreiben vom 18. dis hat mich freudig u[nd] angenehm überrascht; ihre Epistel ist unübertrefflich gewandt u[nd] schlagend, sie hat den Nagel wirklich auf den Kopf getroffen, die Wurzel des Unheils aufgedeckt u[nd] die brutale Omnipotenz des modernen Staates beschämt. Ich beeile mich Ihnen hier ein Epigramm auf den berufenen Freih[err] v[on] Gagern²⁰⁶ zuzusenden, das dieser sich durch seinen ominösen „Aufruf an die deutsche Nation“ zugezogen u[nd] welches aus der Feder unseres gemeinschaftlichen Freundes des H[errn] v[on] Schlosser²⁰⁷ geflossen ist, der Sie herzlich grüßen läßt u[nd] in allen Briefen pia desideria nach Ihrem Liedersaale in wahren Stoßseufzern kund giebt. Wie leid es mir gethan, Sie u[nd] die gnädige Frau das letztemal verfehlt zu haben, wissen Sie ohne meine Worte. Es ist um so fataler, da es mir meine Pastoralgeschäfte, die Kommissionsberichte Petitionen u[nd] Vorarbeiten für den am 2. Montag im Juni sich versammelnden Groß[en] Rath rein unmöglich machen, Sie vor Pfingsten noch zu besuchen. Seit Wochen haben mich diese Arbeiten unaufhörlich beschäftigt u[nd] doch wird es für die Gegenwart Syphysis[!] Arbeit seyn.

Ich will nun aber mit Gewalt mir möglich machen, auf Montag nach Pfingsten Abend oder Dienstag Morgen zu Ihnen zu kommen; ich sehne mich herzlich Sie wieder zu sehen.

Die beigelegte zweite Schrift²⁰⁸ werden Sie vielleicht noch nicht gelesen haben; sie ist darum interessant, weil sie den Berliner Hochmuth nach Gebühr schonungslos züchtigt.

205 Karl LACHMANN, vgl. Brief 15, Anm. 134; Er gab 1838 in Berlin den „Gregorius. Eine Erzählung von Hartmann von Aue“ heraus. – Greiths Edition aus der vatikanischen Handschrift hat seit ihrem Erscheinen, ungeachtet des historischen Verdienstes, ungemeine Schmähung erfahren. Lachmann bezeichnete sie als „Anmaßung eines unwissenden Pfaffen“ und als „schlecht gerathene Sangaller Mast“. Vgl. Albert LEITZMANN (Hg.), Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann (2 Bde.). Jena 1927, Bd. 2, S. 682, 889. Vgl. SCHUPP, Briefe Laßbergs an Grimm (wie Brief 15, Anm. 133), S. 285; BRUNHART, Greith, S. 233–239.

206 Hans Christoph Freiherr von Gagern (1766–1852), 1788 im Dienst des Fürsten Nassau-Weilburg, 1813 Wilhelms von Oranien, 1816–1818 luxemburgischer Gesandter beim Bundestag. Gagern wandte sich während der Kölner Wirren 1838, sowie 1846 und 1848 mit Aufrufen an die deutsche Nation. Das von Greith erwähnte Epigramm Schlossers fehlt. – Meyers Taschenlexikon Geschichte, Bd. 2 (Mannheim 1982), S. 219.

207 Johann Friedrich Schlosser, vgl. Brief 14, Anm. 112.

208 Um welche Schrift es sich handelt, konnte nicht festgestellt werden.

*Der gnädigen Frau die hochachtungsvollsten Empfehlungen. Mit wahrer u[nd] aufrichtiger Verehrung
Euer Hochwohlgeborn
ergebenster Diener
Carl Greith
Mörschwyl am 28. May [18]38*

P. Sc. Nach Beendigung des Briefes erhielt ich von unserm Oberkommando den Befehl, schon nächsten Dienstag in der Schlachtlinie des Groß[en] Rathes zu erscheinen, somit muß ich meinen Besuch bis auf Montag den 18. Juni verschieben. Leben Sie herzlich wohl. Die Einlage bithe s. [fehlt] Beyel²⁰⁹ nach Frauenfeld abgehen lassen zu wollen.

23. Laßberg an Greith, Eppishausen 27. August 1838
Bischöfliches Archiv St. Gallen, B 3.5, 65

Eppishausen am 27 August 1838.

Lieber Herr und Freund!

Herr Theologiae candidatus Vlathe²¹⁰ aus Westphalen ein Landsmann meiner lieben Frau, reiset nach Rom und bedarf empfelungen. Er ist exul propter Christam. Sie können das besser mündlich von im vernemen als meine beschränkte zeit mir gestatten würde zu erzählen.

*Können Sie im bei Iren rómischen freunden nützlich sein; so würden Sie uns alle verbinden. vor ein par tagen ist endlich die lang erwartete mutter²¹¹ Ires freundes Zuydwik²¹² angekommen und reiset nächster tage mit meiner Schwiegermutter²¹³ nach Como zu irer Tochter Malchen.²¹⁴ Adieu, sans adieu, denn wir sollen Sie wol in Meersburg sehen.
Ir ergebenster
Joseph von Laszberg*

²⁰⁹ Christian Beyel, vgl. Brief 15, Anm. 130.

²¹⁰ Ein Theologiestudent Vlathe konnte in den Archiven der Bistümer mit westfälischen Gebietsanteilen (Köln, Osnabrück, Münster, Paderborn) wie auch in Rom nicht ermittelt werden. Die Exilierung dürfte mit dem „Kölner Ereignis“ im Zusammenhang stehen.

²¹¹ Fernandine von Haxthausen (1781–1851), seit 1805 verheiratet mit Engelbert Antonius Freiherr Heeremann von Zuydtwyck, Tante Maria Annas von Laßberg. – SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette von Droste-Hülshoff (wie Brief 7, Anm. 35), Reg.; SCHUPP, Laßberg und Brenken (wie Brief 4, Anm. 21), S. 139, Anm. 95.

²¹² Werner Heeremann von Zuydtwyck, vgl. Brief 7, Anm. 35.

²¹³ Maria Therese Louise von Droste-Hülshoff, vgl. Brief 19, Anm. 176.

²¹⁴ Amalie Theodora Freiin Heeremann von Zuydtwyck (1809–1853), gest. in Graz als Ordensfrau vom Hl. Herzen Jesu. – SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, Briefe der Annette von Droste-Hülshoff (wie Brief 7, Anm. 35), Reg.; Othmar SCHEIWILLER, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. Einsiedeln 1926, S. 31, 34, 197.

24. Greith an Laßberg, St. Gallen 12. Juli 1839
Luzzi Nr. 15

St. Gallen am 12. Juli [18]39

Hochwohlgeborn Lieber Herr Baron:

Seit meinem Auftritt in St. Gallen hatte ich mir wohl zwanzigmal vorgenommen Sie auf der alten Dagobertsburg²¹⁵ heimsuchen, allein da ich wieder Willen im Spinnweb politisch-kirchlicher Geschäfte mich befinde, hält es unendlich schwer mir für einen Abstecher die Füße frey zu machen. –

Herr Hoffmann²¹⁶ traf mich mit Ihrem Verehr[ichen] Schreiben überhäuft mit den Geschäften des Großen Raths; ich habe ihn in der Bibliothek aufgeführt u[nd] hätte ihm gerne eine Zelle angeboten, wären nicht alle meine Zimmer durch geistl[iche] Großräthe schon besetzt gewesen.²¹⁷ – Unmittelbar nach den Groß[ats] Sitzungen mußte ich nach München, verweilte dort bei Goerres²¹⁸ vierzehn volle Tage²¹⁹ u[nd] kamm am zweiten Juli mit Guido Goerres,²²⁰ dem Grafen Stanislaus Zamoyski²²¹ u[nd] s[einem] Hofmeister H[err] Dr.

- 215 Zur Meersburg vgl. J. v. LASSBERG, Die alte Meersburg. In: Nachtrag zum Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und J. v. Laßberg. Hg. v. K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN. Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1933, 2, Phil.-hist. Klasse, S. 780; Thekla SCHNEIDER, Schloß Meersburg. Annette von Drostes Dichterheim. Stuttgart 1913; Hubert NAESSL, Die Meersburg. Geschichte, Kunst und Führung. München 1977.
- 216 August Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben (1798–1874), 1823 Kustos der Universitätsbibliothek Breslau, 1835–1842 Professor für deutsche Sprache und Literatur in Breslau, dann des Landes verwiesen, 1848 rehabilitiert. Lyriker und Satiriker. – NDB 9 (1972), S. 420 ff.; Deutsches Literatur-Lexikon 7 (Bern 1979), Sp. 1398–1401; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 142 ff.
- 217 Über Hoffmanns Besuch 1839 in St. Gallen vgl. SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 142–145 und A. H. HOFFMANN VON FALLERSLEBEN, Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen. Bd. 3 (Hannover 1868), S. 75 ff. S. 73 berichtet Hoffmann vom Aufenthalt bei Laßberg, der ihn an Greith weiterempfahl. Dieser wird nur kurz erwähnt (S. 76) im Zusammenhang mit einem politischen Gespräch, das der Dichter mit Greiths Bruder Franz Joseph hielt, dem Hoffmann als politisch Gleichgesinnter näherstand als Carl Johann Greith.
- 218 Joseph Görres (1776–1848), in jungen Jahren Revolutionsanhänger und Wortführer der rheinischen Republikaner, 1814/16 Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“, des bedeutendsten deutschen Blattes der Zeit. Danach als politischer Flüchtling in Straßburg, 1820 in der Schweiz, 1826 Professor der „allgemeinen und Litterärsgeschichte“ in München, nachdem er schon 1806 glänzende Vorlesungen in Heidelberg gehalten hatte. Wissenschaftler, Publizist, universalster Kopf der Spätromantik, dessen Bedeutung und Einfluß kaum überschätzt werden kann. Lehrer Greiths und Freund Laßbergs. – Als Hinweis nur RAAB, Görres (wie Brief 19, Anm. 173) mit Bibliographie S. 80, 268–278; BADER, Laßberg, S. 90, 341, 397.
- 219 Greith blieb mit der Familie Görres zeitlebens verbunden. Laut Johann Nepomuk SEPP, Görres und seine Zeitgenossen 1776 bis 1848. Nördlingen 1877, S. 534 genoß Greith als letzter Besucher vor dem Tode Görres' am 29. Januar 1848 dessen Gastfreundschaft. Zu Görres und Greith vgl. BRUNHART, Greith, S. 94–104.
- 220 Guido Görres, vgl. Brief 20, Anm. 184.
- 221 Graf Zamoyski, Adjutant des Großfürsten Konstantin, spielte beim Novemberaufstand 1830/31 in Polen eine nicht unbedeutende Rolle und wurde in der Folge der wichtigste Mitarbeiter des Fürsten Czartoryski in der Emigration. – Hans Henning HAHN, Außenpolitik in der Emigration. Die Exilpolitik Adam Jerzy Czartoryskis 1830–1840. München 1978 (= Studien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts: Abhandlungen der Forschungsabteilung des Hist. Seminars d. Univ. Köln 10), Reg.; GÖRRES, Briefe (wie Brief 16, Anm. 155), Reg. – Zamoyskis Hofmeister Schwarzmann konnte nicht ermittelt werden.

Schwarzmann in Lindau an. Dort beriethen wir uns lange, ob wir direkte oder von St:Gallen aus Sie besuchen wollen; da kein Dampfschiff abging entschieden wir uns für das letztere u[nd] reißten nach St:Gallen ab. Hier trafen wir auch H[errn] Prof[essor] Uhland,²²² der mir Ihre gütigen Grüße überbrachte. Ich gab ihm Anleitung auf der Bibliothek, u[nd] lud ihn zu Tische, er konnte aber seiner Arbeiten wegen m[einer] Einladung nicht folgen. – H[err] Uhland meldete uns nun auch Ihre baldige Abreise nach Überlingen, wo Sie einige Tage sich aufhalten würden – u[nd] so wurde unser Plan wieder zu Wasser, Goerres mußte weiter; er besuchte die alte Schweiz, Bern, Dijon, Paris, vielleicht die Provence u[nd] will bis Anfangst Herbstm[onat] wieder in München eintreffen, ich habe von ihm Euer Hochwohlgeborn tausend herzliche Empfehlungen zu melden. – Es wäre mir sehr lieb gewesen Ihnen den jungen polnischen Grafen Zamoycki vorzuführen, einen Edelmann, der mit den feinsten Sitten, Lust u[nd] Liebe zu Wissenschaft u[nd] Kunst u[nd] seltene Liebenswürdigkeit verbindet; er ist der Neffe des Fürsten Czartoriski.²²³ – Künftigen Herbst wird er wieder kommen, u[nd] dann wollen wir unsern frühern Plan endlich ausführen. –

In München besuchte ich auch H[errn] Schmeller,²²⁴ er arbeitet an einer Ausgabe des Tatian,²²⁵ u[nd] er wird vielleicht bald hierher kommen, um unsere H[an]dsch[ri]ft zu vergleichen; er hat mich ermunert den II. Theil des Spicilegiums zu vollenden, u[nd] da ich noch den Tractatus Scoti Erigenae Super hierarchias S. Dionysii Areopagitae besitze, so denke ich nächstens mich an die Ausarbeitung der historica zu machen.²²⁶ – Herr Graf v[on] Matzfeld [!] aus Düsseldorf war Anfangs Juni bei mir; er sucht einen Hofmeister für seinen Sohn u[nd] für das Erziehungs-Institut des rheinischen Adels einen Direktor; wäre ich nicht mit so vielen Banden an dies Volk gebunden, so wäre ich hiefür bereit gewesen,²²⁷ allein wer ist auf Erden Meister seiner Wünsche?

Noch habe ich der gnädigen Frau meine herzlichen Empfehlungen zu melden u[nd] in der zuversichtlichen Hoffnung Sie bald wieder zu sehen zeichne ich mich mit hoher Verehrung u[nd] Hochschätzung

Euer Hochwohlgeborn

treuergebener Diener

Carl Greith

Pfarrer

222 Ludwig Uhland, vgl. Brief 19, Anm. 170.

223 Adam Jerzy Fürst Czartoryski (1770–1861), 1831 von der russischen Regierung zum Tode verurteilt, weil er sich beim Aufstand der Polen als Präsident einer polnischen Nationalregierung zur Verfügung gestellt hatte. Nach der Flucht nach Paris das Haupt der konservativ-aristokratischen Emigration. – HAHN, Czartoryski (wie Anm. 221). Meyers Taschenlexikon Geschichte 1 (Mannheim 1982), S. 311.

224 Johann Andreas Schmeller (1785–1852), 1828 ao. Professor für ältere Sprache und Literatur in München, 1829 erster Kustos der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, 1846 Professor für altdeutsche Sprache und Literatur. Begründer der modernen Dialektologie. Mit Greith seit 1829 bekannt. – ADB 31 (1890), S. 786ff.; Inge REIFENSTEIN, J. A. Schmeller und die heutige Dialektforschung. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 3 (1981), S. 289–298; SONDEREGGER, Schatzkammer deutscher Sprachdenkmäler (wie Brief 1, Anm. 10), S. 123–127; BADER, Laßberg, Reg.

225 Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur Harmonia Evangeliorum in linguam Latinam et inde ante annos mille in Franciam translata, Indicem tam antiquae quam hodiernae dividendi singula Evangelia methodo accomodatum addidit J. A. SCHMELLER. Viennae 1841. – Schmeller hielt sich dreimal in St. Gallen auf (1814, 1824, 1830), vgl. seine Tagebücher 1801–1852. Hg. v. Paul RUF (3 Bde.), München 1954–1957, Bd. 1, S. 269, 515f.; Bd. 2, S. 114f., 311; Bd. 3, S. 55.

226 Vgl. Briefe 13, Anm. 99 und 16, Anm. 151.

227 Vgl. Brief 17, Anm. 160.

Mündliche Geschichte – ein neues Instrument zur Annäherung an die historische Wirklichkeit? Lebensgeschichten aus der Bodenseeregion*

VON GERT ZANG, BRIGITTE GRAMM, SYBILLE LEIPOLD-MAIER,
MARGARETE LORINSER, DIETER SCHÖTT, DETLEF STENDER, WERNER TRAPP

1. Noch können wir mit den Lebenden reden: subjektive Seiten der Geschichte

Daß die Welt voller Merkwürdigkeiten steckt, wird einen Historiker schwerlich überraschen. Mit einer dieser Merkwürdigkeiten haben wir es zu tun, wenn wir über den gegenwärtigen Stellenwert und die Wertschätzung der Mündlichen Geschichte in der Geschichtswissenschaft nachdenken.

Wir sind heute dankbar für jede subjektive Lebensäußerung, die aus früheren Jahrhunderten überliefert ist, seien es nun Randnotizen eines Ratsschreibers, beiläufige Bemerkungen eines Mönches, Erinnerungen eines Webers aus dem 18. oder die eines Arbeiters aus dem 19. Jahrhundert. Bekanntlich sind nur wenige Zeugnisse dieser Art übriggeblieben. Dokumente, wie die inquisitorische Befragung eines ganzen Dorfes¹ sind die seltene Ausnahme. In anderen Fällen müssen sich die Historiker verschiedener Tricks bedienen, um mühsam aus anderen Materialien subjektive Gedanken, Gefühle, Anschauungsweisen und Lebensläufe ferner Zeiten zu rekonstruieren. Sie können entweder zwischen den Zeilen juristischer und kirchlicher Dokumente Bruchstücke dieses Lebens herauspräparieren, fiktive Gespräche mit Toten führen (Borst)², oder die Lücken mit Vermutungen überbrücken, wie Imhof³, der das auf wenige Lebensdaten reduzierte Wissen über den Bauern Hooss des 17. Jahrhunderts mit Leben zu erfüllen sucht. Was im ersten Fall gelingt, macht im zweiten Fall eher schmerzlich fühlbar, was uns an Überlieferung fehlt, um uns ein richtiges Bild vom Leben unserer Vorfahren, d. h. der einfachen Leute, zu machen. Natürlich, das muß gerechterweise hinzugefügt werden, Hermann der Lahme hat uns Schriften hinterlassen, die dem spekulativen Interview Grund und Authentizität verleihen. Johannes Hooss,

* Wir möchten an dieser Stelle all denen danken, die die Durchführung des Projekts ermöglicht haben. Dieser Dank gilt vor allem den Befragten, dann den Archivaren E. Kuhn (Bodenseekreis), Prof. Dr. H. Maurer (Konstanz) und Dr. H. Berner (Singen), schließlich der Universität Konstanz, der Industriegewerkschaft Metall Singen und den Gemeinden Immenstaad, Reichenau, Owingen, Meersburg, Bermatingen, Markdorf und Uhldingen-Mühlhofen.

1 Emmanuel LE ROY LADURIE, Montaillou. Ein Dorf vor dem Inquisitor, Frankfurt/M. 1980.

2 Arno BORST, Ein Totengespräch, in: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1982, S. 71–78.

3 Arthur E. IMHOF, Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren und weshalb wir uns heute so schwer damit tun . . . , München 1984.

der Bauer von der Schwalm, hat uns jedoch außer den Grunddaten seines Lebens nichts hinterlassen, was eine Rekonstruktion seines Lebens fundieren könnte. Heutige Gedankengänge und Erwartungen müssen den Raum ausfüllen, so daß bei der Lektüre das Gefühl des Konstruierten, Fremden und Künstlichen nie verschwindet.

Es bleibt am Ende das Gefühl, daß wir diesem Leben nie mehr näher kommen werden. Die unbezweifelbare Existenz der Person Hooss auf der einen und die undurchdringliche Ferne dieser Existenz auf der anderen Seite macht sie rätselhaft und läßt den Wunsch entstehen, die Grenzen unserer Phantasie zu übersteigen, wenigstens einmal noch mit ihm zu reden und aus seinem eigenen Mund etwas über sein Leben zu erfahren. Warum interessiert uns aber dieses Leben? Sicher, es muß nicht das Leben von Hooss sein. Es könnten viele andere sein. Zunächst einmal interessiert uns das Leben anderer Leute immer, aber lassen wir diese natürliche Neugier einmal beiseite. Das Interesse begründet sich in der Frage, was Leben früher, vor 400 oder mehr Jahren, bedeutete und was es heute u. a. im Lichte dieses damaligen Lebens bedeutet. Neben dieser historisch-existentiellen Frage gibt es noch eine theoretische: welche Zusammenhänge gibt es zwischen dem einzelnen Leben und dem allgemeinen Gang der Geschichte? Setzt man dieses Interesse einmal voraus, dann gibt es doch zumindest heute noch die Möglichkeit, solche Gespräche zu führen. Wenigstens, was das 20. Jahrhundert betrifft, kann man doch mit den Lebenden noch reden und ist nicht auf Gespräche mit Toten angewiesen! So selbstverständlich könnte die Mündliche Geschichte sein. Sie ist es aber nicht. Sie ist nicht nur eine neue, weithin noch unbekannte, sondern auch eine umstrittene und eher marginale, außerhalb der institutionalisierten Geschichtsforschung stehende Methode.

Warum das so ist und was sich hinter der Methode verbirgt, versuchen die folgenden Überlegungen deutlich zu machen. Wissen wir denn über bestimmte Welten des 20. Jahrhunderts so wenig wie über die Welt der Bauern um 1700? Das trifft sicher nicht generell zu. Natürlich gibt es über Menschen des 20. Jahrhunderts allein schon aufgrund der ausgeweiteten Verwaltung mehr Daten als über den Bauern Hooss. Und es gibt im Zeitalter der Medien, der Photos und des Films mehr Zeugnisse über Menschen als aus früheren Jahrhunderten. Und doch gibt es ganz spezifische Grenzen, hinter denen das Dunkel nicht weniger undurchdringlich ist als im Fall des Schwälmer Bauern aus dem 17. Jahrhundert.

Einige Beispiele sollen zeigen, wo diese Grenzen anfangen und wo die Mündliche Geschichte die einzige Möglichkeit ist, diese Grenzen zu überschreiten.

Gert Zang

2. Wie die Grenzen der traditionellen Geschichtsquellen mit Hilfe der Mündlichen Geschichte überschritten werden können

Mit Hilfe der mündlichen Erzählungen von Zeitzeugen ist es zum Beispiel möglich, Ereignisse, die in schriftlichen Quellen nur angesprochen werden, näher zu beleuchten bzw. das Ereignis in einem ganz neuen Zusammenhang zu sehen; ein Beispiel ist das „Milchhäusle“ (Molkereigebäude) in den Dörfern des Bodenseekreises, das immer wieder in den Ortsbereisungsprotokollen⁴ als abendlicher Treffpunkt der Dorfjugend auftaucht und verschiedentlich zu Beschwerden des Pfarrers führte.

⁴ Bezirksbeamte bereisten die badischen Dörfer in regelmäßigen Abständen und erstellten darüber Berichte, die Ortsbereisungsprotokolle.

„Ein Anlaß zu unsittlichem Verkehr zwischen der Jugend soll nach Mitteilung des Ortsgeistlichen das Zusammentreffen und Verweilen junger Burschen und Mädchen bei dem Molkereigebäude allabendlich bei Ablieferung der Milch bilden. Der Pfarrer schlägt vor, dieser Gefahr durch Bestellung einer Aufsichtsperson, etwa des Polizeidieners, zu begegnen, der darüber zu wachen habe, daß unter der sich bei der Molkerei herumtreibenden Dorfjugend Zucht und Sitte gewahrt sind und die jungen Leute auch rechtzeitig wieder nach Hause zurückkehren. Der Polizeidiener, meint der Ortsgeistliche, soll des Abends überhaupt etwas mehr nach dem Rechten sehen, in den Dorfstraßen patrouillieren und sich miteinander herumtreibende Burschen und Mädchen nach Hause weisen.“ (Ortsbereisungsprotokoll 1912)

Jahre später, 1921, hatte sich an diesem Treffpunkt der Jugend nichts geändert.

„Tanzereien sind selten und im allgemeinen ist über das Verhalten der Jugend nicht zu klagen. Beanstandet wird nur, daß die Kinder, die abends die Milch in die Molkerei bringen und oft ziemlich lange warten müssen, diese Zeit und noch weitere dazu zum Unfug treiben und zum Skandal machen sowie zur Belästigung Vorübergehender benutzen . . . Vielleicht ist Abhilfe möglich, wenn der Polizeidiener ab und zu Aufsicht übt und die unartigsten Kinder, wenn auch schließlich handgreiflich, zurecht weist. Vielleicht wird es auch besser, wenn nach Einführung der elektrischen Beleuchtung der nächtliche Tummelplatz besser beleuchtet ist.“ (Ortsbereisungsprotokoll 1921)

Was hier als Tugend dargestellt wird – „Tanzereien sind selten“ – hat gute Gründe. Tanz gab es nur zu bestimmten Anlässen über das Jahr hinweg, zum Beispiel an Kirchweih, Fasnacht, Erntefesten und bei „lustigen Hochzeiten“.⁵ Für das Tanzvergnügen mußten ganz erhebliche Lustbarkeitssteuern bezahlt werden.

Wir sind mit Hilfe der Mündlichen Geschichte den Geboten und Verboten, denen sich Kinder und Jugendliche im Dorf zu jener Zeit unterordnen mußten, nachgegangen. Zieht man die mündlichen Erzählungen heran, dann ist es nicht mehr erstaunlich, daß die Jugendlichen über die Stränge schlagen und „Skandal machen“.

„Wenn me hot agfange betläute⁶, denn sind d'Kinder alle hom. I bin emol, aber i han gfroget ghet, un i han dert selle Schläg umsuscht gkriegt; Vo dere Freundin, won i ghet ho, dere ihre Mutter isch furt gsi – uff Bsuch isch se gsi. Un denn dert isch jo scho de Zug gfahre, un denn hon i gfroget, ob i mit ere, mit de Emma, no derf an d'Bahn. Do hot's ghoiße jo, komm aber it so spät. Denn hon i gseit, jo wenn halt der Zug kommt. Und denn hom mir gewartet, und denn hot's betgläutet, und der Zug isch halt no it do gsi. No won i hom komme bi, denn bin i scho so empfangen worde. No hon i e paar an d'Ohre gkriegt.“⁷

5 „Lustige Hochzeiten“ waren solche, bei denen abends die Musik zum Tanzen spielte.

6 „Betläuten“ nannte man das Glockenläuten vom Kirchturm, das den Beginn der Dämmerung und damit das Ende der Feldarbeit anzeigte.

7 Die Zitate stammen aus der Befragung des Projektes Mündliche Geschichte im Bodenseekreis. Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden die Namen der Gesprächspartner nicht genannt. Die Interviewauszüge wurden in einem ersten Schritt so gut es uns möglich war im „Originalton“ abgeschrieben, um den gesprochenen Text möglichst genau schriftlich vorliegen zu haben; da natürlich auch mit sprachlichen Feinheiten Inhalte vermittelt werden. Leider gelingt uns dies aber nur teilweise. Dialekt ist eben eine gesprochene Form, die sich sehr schwer ins Schriftliche übertragen läßt.

Im zweiten Schritt werden die so entstandenen Texte in eine sprachlich flüssigere Form gebracht. Die gesprochenen Texte wären durch Wiederholungen und unvollständige Sätze oftmals für den Leser unverständlich.

Beim Lesen der Ausschnitte aus den Gesprächen fällt mit Sicherheit auf, daß viele Sätze und Passagen zunächst hochdeutsch formuliert sind und mehr und mehr in Dialekt übergehen. Diese sprachliche Eigenart entsteht durch die Interviewsituation. Ein solches Gespräch erhält bereits

Die Kinder und Jugendlichen mußten bei Anbruch der Dämmerung zu Hause sein. Dies war eine Form, wie im Dorf darauf geachtet wurde, daß sich die Jugend so wenig wie möglich alleine – ohne Aufsicht der Erwachsenen – traf.

„I denk oft, wenn unsre Künftige⁸ komme sind, no sin mir hie und da alle zammekomme in der Stube, die (Mutter) isch uff em Kanape gsesse un wenn's elfe⁹ wore isch, die hot doch müsse Obacht gebe . . .“

Die allabendliche Pflicht, die Milch bei der Molkerei abzuliefern, bot jedoch eine Möglichkeit, dieser Aufsicht zu entkommen.

Gerade im heiratsfähigen Alter waren die Lebensbereiche von Mädchen und Jungen stark voneinander getrennt. In der Schule wurden die Kinder zwar in einer Klasse unterrichtet, jedoch war die Sitzordnung klar nach Geschlechtern unterteilt. Die knappe Freizeit war durch unterschiedliche Interessen und Traditionen geprägt. Mädchen mußten an das Sticken, Häkeln und Nähen der Aussteuer denken, während Jungen eher zu Beschäftigungen in landwirtschaftlicher Richtung angeregt wurden, wie zum Beispiel zum Hasenzüchten. Die Buben benachbarter Dörfer trugen regelrechte Bandenkriege gegeneinander aus. Bei den Mädchen war der gemächlichere Sonntagsspaziergang mit Freundinnen beliebt.

Auf diesem Hintergrund erhalten die Ausführungen zum „Milchhäusle“ in den Ortsbeurteilungsprotokollen einen anderen Stellenwert.

Unsere Gesprächspartner erzählten:

„Die Dorfjugend ist dort hingegangen, und dann haben wir gewartet, bis wir die Milch abliefern konnten, dann hat man Zettelle gekriegt, und jeden Monat wurde die Milch dann abgerechnet.“

„Ja, man hat geschwätzt und man hat gern ein bißchen nach den Buben gesehen“.

„Jo, jo, des war die gröscht' Freid für die junge Leit, z'obed no e weng i'd Molkerei und denn isch me halt au shtandeblicke. Do hot me halt gschwätzt und enand troffe, der ui hot des gwißt und der ander hot sell gwißt. Vielmols sind's au no Pärle gsi, die sind au no e weng beienand gschtande, jo. Du kunscht wieder lang it heim, hots gheiß (Lachen)!“

Aus den Erzählungen ergibt sich also, daß das „Milchhäusle“ der in der Dorfgesellschaft akzeptierte „Treff“ der Jugend war, wo sich Mädchen und Jungen ohne Aufsicht unterhalten, austoben und ‚poussieren‘ konnten. Die Appelle des Geistlichen mußten deshalb fruchtlos bleiben.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie man sich über die Mündliche Geschichte Bereichen der Vergangenheit nähern kann, die in keiner schriftlichen Quelle auftauchen¹⁰ ist die Geschichte der Frauen. Über die Rolle und die Stellung der Frau in der Gesellschaft gibt es

durch das Aufstellen des Tonbandgerätes einen offiziellen Charakter. Die Interviewpartner/innen reagieren auch sprachlich auf die Situation – fremde Leute von der Universität, die oft sogar einen ganz anderen Dialekt sprechen, befragen sie zu ihrem Leben.

Unsere Gesprächspartner/innen selbst sprechen jedoch auch keinen sogenannten „reinen Dialekt“ mehr. Auch sie verändern ihre Sprache durch den heutigen Alltag, der sie durch Fernsehen, Fremde und – vermittelt durch Kinder und Enkel – die Schule laufend mit anderen Dialekten konfrontiert.

8 Gemeint sind der Verlobte der Interviewpartnerin und der Verlobte ihrer Schwester.

9 Elf Uhr abends war für Bauern, die zwischen vier und sechs Uhr morgens aufstehen mußten, eine sehr späte Nachtruhe.

10 Vgl. Ursula SCHLUDE, Die Geschichte einer Bäuerinnengeneration. Alltagserfahrungen von Frauen aus einer Gemeinde Südböschens im Prozeß der Intensivierung der Landwirtschaft; Veröffentlichungen des Projektes Regionale Sozialgeschichte Nr. 5, Konstanz 1979, hrsg. von Rainer Wirtz und Gert Zang. Und: Sybille LEIPOLD-MAIER, Mitarbeiten – Zuarbeiten – Nebenherarbeiten, Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in einer badischen Gemeinde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; Veröffentlichungen des Projektes Regionale Sozialgeschichte Nr. 15, Konstanz 1984, hrsg. von Gert Zang.

sehr wenig schriftliche Quellen. Sie sind selten diejenigen, die in Akten und offiziellen Berichten vorkommen. Aber trotzdem lebten sie, agierten und reagierten und waren Teil der Vergangenheit.

Die Erzählungen der Frau G.¹¹ (geboren 1890 in einem Dorf des heutigen Bodenseekreises) geben Hinweise auf die Lebensumstände der Frauen in einem Bauerndorf in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Ihre Erzählungen über die beiden Eheschließungen verweisen auf die Spuren, die die „Große Geschichte“ in ihrem Alltag hinterlassen hat. Man erfährt, wie das geschichtliche Ereignis des 1. Weltkriegs den Alltag und das Leben der Frau G. beeinflusst hat.

Darüber hinaus erhellt die Mündliche Geschichte auch die zwischenmenschlichen Beziehungen, in diesem Fall besonders die Beziehungen zwischen Frau G. und ihren beiden Ehemännern bzw. Frau G. und ihrer Schwiegermutter.

„Wo ebe d' Lieb ein hischläht, do goht me hin. I hon vielmol denkt, oh i Kuh, wär i doch au lieber nomol ge diene gange. I hon e Schwiegermutter ghet . . . sie isch versorget.¹² An e Zehne (1910) hom mer ghirote, i bin grad zwanzge gsi. D'Schwester vun ihm, die ischt ins Kloschter, un denn isch d' Mutter halt no do gsi, un denn hot der ebe gseit, er will etz hirote.

I hon im Adler amel müsse bediene am Sunntig, und dett hom mir enand kennegelernt. Do sind die junge Kerle denn au kumme.“

Bei Beginn des Ersten Weltkrieges war Frau G. 26 Jahre alt und seit sechs Jahren Bäuerin. Während des Krieges mußte sie den Hof alleine bewirtschaften, ihr Mann fiel 1916. Ihre Erzählung gibt einen Einblick in die Probleme einer solchen Situation.

S.¹³: „Ha jo, des war denn scho e böse Zeit für se, so allei. Mit eme Russ hosch denn gwirtschaftet, gell, en Gfangene hosch halt denn ghet do.“

Frau G.: „En Gfangene, jo. I bin dunte gsi a der Bahn, wo me se hot hole müsse. I hon Ochse ge Markdorf gführt ghet, no han i's wohl zu einem gseit, er soll mer oin bringe, aber wie's isch, der hot halt für sich lueget, un derwil sin halt alle eweg gsi. Do isch nu no oin übrig gsi – mager – en Bart – groß. Un den bin i homkumme vun Markdorf un denn nocher hon i denkt, ho, i muß doch inni, i muß em doch s'Esse gähe, i muß doch luege. Won i hon der Ma gsenne, bin i ussi un bin in Ofewinkel gstande un hon zerscht emol e Gsetzle gweint. Un hon denkt, mit dem Ma soll i schaffe.“

Frau G. fürchtete sich vor diesem fremden Mann, der ihre Sprache nicht verstand und zu dem sie kein Vertrauen hatte. Aber die Arbeit auf einem Bauernhof, wie ihn Frau G. bewirtschaftete (ca. 9 ha Land), war ohne männliche Arbeitskraft kaum zu bewältigen, deshalb mußte sie sich an den Umgang mit dem Kriegsgefangenen gewöhnen.

„Un dewil hon i de Beschgt ghet. Er ischt au vu de Landwirtschaft gsi. Er hot alls due, gsät, was kumme isch, alle Arbet. Bloß Äpfel gwinne, er hot mer's amel all z'stark innifalle lo, det hot me no die Säck ghet, aber s'hot nint usgmacht. Aber sucht so, hon i de Beschgt ghet. Denn, wo die furtkumme sind, die G'fangene, denn hon i niemed ghet. Doch i hon denn do vu s'Nochbures zwoi so Buebe sind des gsi, zerscht hon i de Kleiner ghet. Der sell hon i ebe scho ghet, wo de Russ no do gsi isch, un denn isch der an d'Wand inni gstande in Stall, un all de Russ kommandiert. No hot me's de Russ emol gseit, un denn nochher hon i gseit, so, wenn du der Weg machsch, no kannsch du go. Denn isch de Größer kumme. Wo die Russe denn furtkumme sin, hon i de Größer gkriegt vu dert. De sell hot scho gschaftet, aber er isch am

11 Diese Interviewpartnerin haben wir Frau G. genannt, um ihre Anonymität zu wahren.

12 Das Verhältnis zur Schwiegermutter war für viele junge Bäuerinnen schwierig. Die älteren Frauen wollten das „Regiment“ ungern abgeben. Frau G.'s Schwiegermutter hatte zudem offensichtlich einen schwierigen Charakter. Mit dem Ausdruck: „sie isch versorget“ meint Frau G., es müßte nicht mehr über ihr Verhältnis zur Schwiegermutter geredet werden, weil sie (versorget) tot sei.

13 S. ist die beim Gespräch anwesende Schwiegertochter von Frau G.

Obed nie hom. Denn ischt er am Morge it uffgestande, i hon könne de Stall mischte un melke bis der no uffgestande isch.“

Die Bäuerin hatte nicht dieselbe Autorität wie der Bauer. Die Haltung der beiden Dienstbuben aus dem Dorf läßt das erkennen. Frau G. kann sich den Buben gegenüber nicht durchsetzen und zieht die Konsequenzen.

„Und denn hon i gseit, jetz entweder wird ghüroret oder wird verkauft. Aber verkaufe het i it guet könne, weil d'Schwiegermutter und d'Schwägerin s'Homerecht ghet hond, hot mir halt jedes abgrote. Wenn d'Fraue hättet ebe dert könne go ge schaffe, wie noch em zweite Krieg, denn wär i halt ge schaffe. I hät s'Sach verpachtet und wär ge schaffe. D'Schwiegermutter wär denn scho do gsi mit denen zwoe Kind. Unter Tags, die hät se it gfresse, hät ene scho s'Sach due. Un z'Obend wär i jo do gsi. Aber des isch ebe dert it de Fall gsi. I han it könne elloi s'Sach umtriebe. Un denn hon i halt ghiroret.“

Die Alternative einer Erwerbsarbeit, zum Beispiel in der Fabrik, hatte Frau G. nach dem 1. Weltkrieg noch nicht. Im Bodenseekreis gab es kaum Arbeitsplätze für Frauen. Als Ausweg blieb ihr nur die Heirat, die keine Liebesheirat war. Auf die Frage, ob sie ihren zweiten Mann nicht mochte, antwortete Frau G.:

„Ha doch, doch, aber, wie will i sage, i han en scho möge, s'isch all rächt gsi, aber s'ischt it wie s'erscht Mol. Ho jo, er isch scho rächt gsi, un d'Landwirtschaft hot der jo verstande, denn nochher durch des, hot me denn scho . . .“

Die zweite Ehe der Frau G. funktionierte auf der Basis der gemeinsamen Arbeit auf dem Hof. Die Gegenüberstellung ihrer zwei Aussagen, „... wo ebe d'Lieb ein hischläht . . .“ und „... er isch scho rächt gsi, un d'Landwirtschaft hot er jo verstande . . .“ charakterisiert die Beziehungen zu ihren Ehemännern.

In beiden Fällen war sie in ihrer Rolle als Frau ‚gefangen‘: In der Zeit, in die sie hineingeboren wurde, war es für sie nicht möglich, ‚auf eigenen Füßen zu stehen‘. Aber trotzdem hatte sie die Sehnsucht danach: „... wär i doch au lieber nomol ge diene gange.“ „Wenn ebe d'Fraue hättet dert könne go ge schaffe, wie noch em zweite Krieg . . .“

Sie fügte sich in ihr Schicksal und richtete sich ein, ohne sich letztlich ganz damit abzufinden.

Sybillie Leipold-Maier und Margarete Lorinser

3. Ist die Mündliche Geschichte ein Weg, der bei der Suche nach der historischen Wahrheit in die Irre führt?

Wir sehen keine andere Brücke in eine Vergangenheit, die uns heute zunehmend interessiert: wie sah das „normale“ Leben aus? Sicher, dieses Interesse ist vor allem in den letzten Jahren erwacht, und es ist hier nicht der Ort das zu erklären.¹⁴ Selbst die schärfsten Kritiker der Mündlichen Geschichte sind glücklich, wenn sie die Autobiographie eines Handwerkers ausgraben oder Erfahrungsberichte von Arbeitern in die Hand bekommen. Es ist paradox: Dieselben, die jeder subjektiven Lebensäußerung geradezu elektrisiert nachjagen, sofern sie aus der Zeit stammt und schriftlich vorliegt, reagieren ablehnend, bis skeptisch, wenn es um die Mündliche Geschichte geht. Warum ist das der Fall?

Bezweifelt wird, ob diese Brücke in vergangene Welten am Ende zu richtigen Bildern führt. Umstritten ist der Aussagewert, der Wahrheitsgrad und der logische Status mündlicher Erinnerungen.

¹⁴ Gert ZANG, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne, Konstanz 1985 (Schriften des Arbeitskreises für Regionalgeschichte e. V. Konstanz Nr. 6)

Richtig ist, daß sie sich von zeitgenössischen Aussagen hinsichtlich der Authentizität unterscheiden. Der Erinnerungsfilter ist nicht auszuschalten. Es gibt keinen direkten Rückgriff auf die vergangene Zeit. Aber gibt es überhaupt einen direkten Zugang zur Vergangenheit und ihrer Wahrheit? Das vermag die Mündliche Geschichte so wenig zu leisten wie andere Quellen auch. Im Gegenteil, die Mündliche Geschichte lehrt noch einmal eindrücklich, daß es die Wahrheit einer Zeit und Situation nicht gibt und daß verschiedene Beobachter Ereignisse aufgrund diverser Vorbedingungen sehr verschieden wahrnehmen. Ist nun die Aussage des X oder die des Y richtiger, und was ist am Ende die Wahrheit?

Das aber ist ein Faktum, das auch zeitgenössische Quellen berührt: auch sie sind perspektivisch, subjektiv gefärbt und bedingt und können sich diesem Grundaxiom historischer Zeit- und Ortswahrnehmung nicht entziehen.

Das heißt, es wäre nicht richtig, unter den Quellen bestimmten, wie z. B. den Akten von vornherein einen höheren, anderen, wie den Zeitungen und mündlichen Erzählungen, einen niedrigeren Wahrheitsgrad zuzubilligen.

Vielmehr enthalten alle Quellen eine Sicht der Dinge, neben der es sehr viele andere Sichtweisen gibt, von denen die mündliche Erzählung wiederum nur eine mögliche ist. Die Mündliche Geschichte zwingt dazu, die Relativität und den perspektivischen Charakter aller Quellen ernst zu nehmen und möglichst viele Sichtweisen eines Vorgangs in das Bild zu verarbeiten, das man zeichnet. Dabei ist eine rein additive Summierung nicht der Königsweg der Annäherung an die Wahrheit und Wirklichkeit, etwa nach dem Motto: je mehr Sichtweisen, um so größer ist die Annäherung an die Wahrheit. Die Verknüpfung dieser Sichtweisen ist das Entscheidende. Gerade das 19. Jahrhundert lehrt uns, daß Akten auch parteiliche und subjektive Spiegelbilder ihrer Zeit sind. Die Akten, wie beispielsweise die Ortsbereisungsprotokolle der badischen Bezirksamtsvorstände sind voll von liberalen Urteilen über Land und Leute. Über die anderen Seiten der politischen und gesellschaftlichen Welten (Politischer Katholizismus, Sozialdemokratie, Bauern und Arbeiter beispielsweise) enthalten sie nur einseitige Sichten. Trotzdem würde niemand auf den Gedanken kommen, diese Quellen nicht zu verwenden. Schließlich sind sie leider oft die einzigen Zeugnisse vergangener Ereignisse und Prozesse. Die Absurdität ist bekannt: die Historiker der Arbeiterbewegung müssen am Ende für die polizeiliche Überwachung dankbar sein, denn sonst wüßten sie wohl nur sehr wenig über die Entstehung und die Anfänge dieser Organisation. Zeugnisse aus eigener Hand und Feder besitzen wir vergleichsweise wenige, und dieses Wenige ist meist selbst retrospektiv, wie die Erinnerungen von führenden Arbeitervertretern. Das hat die Analytiker der Geschichte der Arbeiterbewegung nicht gehindert, diese Zeugnisse ausgiebig zu verwenden. Sehen sie doch in ihnen einen authentischen Ausdruck der Bewegung und damit ein gewisses Korrekturmoment der Polizeiberichte.¹⁵

Deshalb ist die Antwort auf die Frage, ob das denn wahr sei, was uns da erzählt wird, ob wir nicht Märchenerzählungen und Selbststilisierungen aufsitzen und am Ende das Geschichtsbild verfälschen, relativ klar: Die Zeugnisse der Mündlichen Geschichte sind in dieser Hinsicht nicht anders einzuschätzen als andere Quellen, die prinzipiell auf ihre Partialität, Subjektivität und zeitbedingte Befangenheit hin zu bewerten sind.¹⁶ Dieser

15 Z. B. Oswald BURGER/Hermann GRIESSER, Der rote Seehas. Erlebnisse eines Sozialdemokraten vom Bodensee und die rote Feldpost, in: Allmende (1/1983), S. 121–143.

16 Franz-Josef BRÜGGEMEIER: Traue keinem über sechzig? Entwicklungen und Möglichkeiten der Oral History in Deutschland, in: Geschichtsdidaktik (1984), S. 199–210, hier S. 204 ff. Auch: Werner FUCHS, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984, bes. S. 154 ff.

Tatsache muß außer durch eine entsprechende Quellenkritik durch eine generelle Vorsicht Rechnung getragen werden: Man darf nicht der Täuschung unterliegen, bestimmte Quellen seien auf der Suche nach „der Wirklichkeit“ und damit historischen Wahrheit hilfreicher als andere. Richtig ist vielmehr eine zurückhaltende Einschätzung der Möglichkeit, der Wahrheit einer Situation absolut auf den Grund kommen zu können. Alle Quellenarten vermitteln uns Chancen einer Wiederannäherung an vergangenes Leben. Man muß die Unvollkommenheit, Unvollständigkeit und Bruchstückhaftigkeit aller Quellen als prinzipielle Schwierigkeit anerkennen: zum einen als Faktum der untersuchten und dargestellten Zeit, die ja selbst keine Einheit war, zum andern als Bedingung einer Rekonstruktion dieser Zeit. Dann wird man dankbar auf alle Quellen zurückgreifen, um ein reiches, aber nicht abschließend wahres Bild zu zeichnen. Weder die Akten, noch die Mündliche Geschichte stehen in einem unmittelbaren Verhältnis zur Wirklichkeit. Das bedeutet andererseits, daß die größere Lebensnähe der Mündlichen Geschichte nicht mit größerer Wirklichkeitsnähe verwechselt werden darf, also der Mündlichen Geschichte die Aufspürung der „wirklichen“ Wirklichkeit zugeschrieben wird. Alle Quellen und Darstellungen enthalten auf verschiedenen Stufen subjektive Seiten, die sich zwar bewußter machen, nicht aber herausnehmen lassen:

Der Handelnde in der historischen Situation

Der Berichtende, Rezipierende (Beamte, Zeitungsredakteur, Polizist usw.)

Der Verarbeitende und Darstellende (Historiker)

Der Leser bzw. Konsument der Darstellung (Buch, Film usw.)

Auf all diesen Stufen werden sich mehr oder weniger kontrolliert entsprechende Verschiebungen einstellen und subjektive Sichtweisen einfließen. Auf all diesen Ebenen ist auch das wirklich spezifische der Mündlichen Geschichte, daß nämlich mit Zeitabstand aus der Erinnerung geschöpft wird, also das Retrospektive in rudimentärer Form enthalten. Nicht nur die Handlungen des historischen Subjekts sind stets durch retrospektive Momente geprägt, vor allem auch der Berichtende schöpft, wenn auch mit geringerem Zeitabstand, aus der Erinnerung. Der Einwand gegen die Mündliche Geschichte schrumpft damit auf den großen Zeitabstand zwischen Interview und Ereignis zusammen. Das grundsätzliche Problem hingegen kennzeichnet jeden Bericht und auch jede Stellungnahme von amtlicher Seite und gilt schließlich auch für die historische Darstellung selbst. Zwischen der Quellenlektüre und der Darstellung liegt die Erinnerung: was im Gedächtnisraster des Geschichtsschreibers hängen geblieben ist, hat am ehesten Chancen, in die Darstellung einzufließen. Der ErinnerungsfILTER ist selbstverständlich auch bei diesen beiden Prozessen, ob nun merklich oder unmerklich, wirksam. Was als unwichtig beiseitegeschoben wird, hängt vom zeitgenössischen Berichterstatter ebenso ab wie vom Historiker.

Das gleiche tritt ein, wenn jemand einen authentischen Zeitungsbericht über eine Versammlung schreibt. Seine Notizen und seine Erinnerung ergeben ein unauflösbares Amalgam retrospektiver Wirklichkeitswahrnehmung.

Bleibt als gewichtigster Einwand, daß die Mündliche Geschichte Dinge erfragt, die in der Regel weit zurückliegen. Der große Abstand verfälsche die Sicht: Verdrängung, Vergessen, Stilisierung usw. würden das Bild derart gründlich verändern, daß seine Richtigkeit grundsätzlich in Zweifel zu ziehen sei.

Dieser Einwand ist prinzipiell nicht zu entkräften. Ein führender Nationalsozialist wird 1940 wahrscheinlich anderes gesagt haben, als er 1980 zu Tonband gibt, was ihm im günstigsten Fall sogar durch Originalunterlagen aus der damaligen Zeit nachgewiesen werden kann. Das ist allerdings nur der Extremfall eines Problems, das so gut wie alle Aussagen berührt. Keine Person ist ohne innere Widersprüche, sozusagen aus einem Guß. Sie ist das vor allem nicht über die Zeit hinweg. Vor allem nicht in einer Zeit, in der die

politischen Systeme mehrfach gewechselt haben. Keine Person bleibt bekanntlich immer die gleiche Person. Die Elemente und Bestandteile, aus denen sie sich zusammensetzt, verschieben sich gegeneinander. Überlagerungen, Verdrängungen usw. sind an der Tagesordnung. Die NS-Zeit ist nur ein besonders markantes Beispiel normaler Abläufe. Das ist jedoch ein Grundmangel, den die Mündliche Geschichte mit allen Lebensäußerungen teilt.

Zeitgenössische Briefe können „verschlossener“ sein als ein heutiges Interview, weil damals möglicherweise mehr Rücksichten auf bestimmte Personen, auf Tabus, Denk- und Sprechverbote zu nehmen waren als heute. Viele dieser Hemmnisse, sich auszudrücken, haben mit der Zeit ihre Wirksamkeit verloren. Gerade die NS-Zeit liefert hier ein markantes Beispiel. Ihre mittlerweile massenhafte Behandlung in den Medien hat auch Hemmungen abgebaut und läßt heute manchen freier über diese Zeit reden als noch vor 10 oder gar 40 oder 50 Jahren. Da kann das Interview heute offener und damit „wahrer“ sein als die Quelle aus der Zeit selbst, d. h., eine zeitgenössische Aussage kann in diesem Sinne „falscher“ sein, als eine erinnernde Aussage aus der Gegenwart. Eben wegen der oben skizzierten sozialen Bedingungen, in denen Aussagen entstehen. Wahr ist die zeitgenössische Aussage dann eventuell nur im Hinblick auf die soziale Konstellation, in der sie entstanden ist und für die sie steht. Sie ist authentischer, indem sie möglicherweise deutlicher die Zwänge und Verformungen der Zeit spiegelt, die in späteren Aussagen gegenüber dem Interviewer wegfallen

Dabei spielt im übrigen auch, wie im Alltagsleben eine ausschlaggebende Rolle, wem man was erzählt. Jedem ist geläufig, daß ein Erzähler je nach dem Adressaten die Geschichte anders akzentuiert und variiert. Das gilt natürlich auch für unsere retrospektiven Interviews. So gehen zum Beispiel zwei Faktoren als Konstanten in den Erinnerungsprozeß ein: wir sind Fremde. Und Fremden erzählt man leicht mehr als nahen Anverwandten. Wir sind in der Regel jünger, und Jüngeren erzählt man gern die „alten Geschichten“. Nur kann beides auch beinhalten, daß man ihnen vieles in der sicheren Annahme erzählt, daß sie es sowieso nicht so genau wissen und schwer nachprüfen können. Man hat von ihnen viel weniger Widerspruch zu erwarten, weil sie die dorfinternen anderen Versionen und Gegengeschichten nicht kennen. Gerade aber das wieder verbürgt ein Stück Authentizität und kann durch andere Interviews ausbalanciert werden. Im Prinzip ist weder die eine noch die andere Aussage von vornherein „falscher“. Beide sind interpretationsbedürftig. Man bekommt eben immer bestimmte Versionen der Geschichte. Wenn man das von vornherein im Blick hat, unterscheiden sich die Interviews nicht so grundlegend von den Quellen, die üblicherweise in der Geschichtsschreibung verwendet werden.

Allerdings treten die Probleme von Quellen in der Mündlichen Geschichte noch handgreiflicher zutage. Es ist gewissermaßen noch durchsichtig, wie Aussagen entstehen, von wieviel Faktoren und Konstellationen sie abhängen und wie relativ ihre Sichtweise ist. Bei alten, schon historisch gewordenen Quellen wird das durch den zeitlichen Abstand leicht verwischt. Entscheidend ist am Ende die Auswertung und damit die Bestimmung des Platzes und Stellenwertes, den die Mündliche Geschichte bei dem Versuch einer Rekonstruktion historischer Prozesse einnehmen könnte bzw. sollte.

Hier besteht die eigentliche Unsicherheit. Es gibt inzwischen sehr weit auseinandergehende Formen der Verarbeitung ihrer Ergebnisse.

Gert Zang

4. Fünf Grundformen der Auswertung der Mündlichen Geschichte

Fünf Grundformen lassen sich unterscheiden:

1. Eine einzelne Biographie wird anhand eines oder mehrerer Gespräche nachgezeichnet. Das einzelne Leben und Schicksal wird aus sich heraus entfaltet und für sich genommen, also mehr oder weniger isoliert dargestellt. Es werden einzelne „Lebensbilder“ entworfen: z. B. das eines Widerstandskämpfers, einer Bäuerin oder eines Arbeiters.¹⁷

2. Mit Hilfe vieler verschiedener Interviews wird der Versuch gemacht, Sachverhalte sowie Lebens- und Arbeitsabläufe zu rekonstruieren, wie z. B. das Backen, das landwirtschaftliche Arbeiten vor der Einführung der Maschinen, die Lehrzeit im Handwerk sowie die Einrichtungen von Wohnungen und Häusern.¹⁸

Um ein prinzipiell gleiches Verfahren handelt es sich bei dem Versuch, bestimmte Lebensabschnitte einer Generation auf der Grundlage von mehreren Interviews nachzuzeichnen, wie beispielsweise „die Jugendzeit im Ort X“. Das gleiche gilt für die Darstellung bestimmter Teilgruppen, wie der „Frauen um 1920 im Ort Y“, der „Handwerker in den dreißiger Jahren im Ort Z“ usw.

In all diesen Fällen werden die Aussagen verschiedener Personen zu einem Bild zusammengezogen bzw. zusammengesetzt („Kulturbilder“). In gleicher Weise ließen sich auch bestimmte historische Ereignisse, wie der Kriegsausbruch, das Kriegsende oder die Machtergreifung darstellen, wobei sich hier abweichend von der oben skizzierten Methode eine Darstellung der verschiedenen Perspektiven, aus denen ein Ereignis gesehen worden ist und gesehen wird, aufdrängt. Eine derartige Darstellung ist mir allerdings nur aus Filmen bekannt.¹⁹

3. All diesen Formen der Auswertung sind die auf diese Weise entstandenen Bilder insoweit genug, als sie fehlende oder neue Ansichten von bisher wenig ausgeleuchteten Bereichen der Wirklichkeit liefern. Eine dritte Form der Verwertung Mündlicher Geschichte geht darüber deutlich hinaus. Die Mündliche Geschichte wird in diesem Fall zu einem Mittel, allgemeine Thesen (z. B. „die Lager der christlich, sozialdemokratisch und kommunistisch organisierten Arbeiterschaft waren in der Weimarer Zeit hermetisch getrennt“) aufzulösen bzw. zu korrigieren, indem die Erzählungen mit Hilfe verschiedener Thesen und spontaner Assoziationen einer theoretischen Interpretation unterzogen werden. Das Ziel sind Modifikationen und Differenzierungen unserer allgemeinen historischen Vorstellungen.²⁰ Die Lebensläufe werden in diesem Fall meist nur ausschnittsweise wieder-

17 Z. B. Carlamaria HEIM, Josefa Halbinger, Jahrgang 1900. Lebensgeschichte eines Münchner Arbeiterkindes, München 1980. Lothar STEINBACH, Ein Volk, ein Reich, ein Glaube. Ehemalige Nationalsozialisten berichten über ihr Leben im Dritten Reich, Bonn 1983. Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich, Berlin/Bonn 1981. Ursula SCHLUDE, „Ich hab's gern gemacht“. Die Lebensgeschichte einer Bäuerinnengeneration, Ravensburg 1982. Zu dieser Literaturgruppe gehören auch all die Publikationen, die sich mit dem Widerstand der Arbeiterbewegung bzw. kleiner Leute im Dritten Reich beschäftigen, z. B. „Das war viel Kleinarbeit. Aber die war wichtig, sehr wichtig...“ Eine Stuttgarter Kommunistin erzählt aus ihrem Leben, in: Demokratie- und Arbeitergeschichte 3, Weingarten 1983, S. 30–40.

18 Z. B. Ingrid PICKEL, Bilder aus dem Owingen Arbeitsleben in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, in: 1000 Jahre Owingen, Friedrichshafen 1983, S. 102–132, vgl. auch Anm. 26.

19 „Guernica“ von Klaus Figge und „Der Majdanek-Prozeß“ von Eberhard Fechner.

20 Das hinsichtlich einer analytisch-interpretatorischen Durchdringung von Gesprächsergebnissen in der Bundesrepublik am weitesten fortgeschrittene Projekt ist das von Lutz Niethammer geleitete Forschungsunternehmen „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet zwischen 1930 und 1960“, vgl. dazu: Lutz NIETHAMMER (Hrsg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute

gegeben und unter bestimmten Gesichtspunkten, etwa der der Kriegserfahrung, zergliedert und mit Teilen von anderen Lebensläufen verglichen.

4. Alle bisher genannten Variationen sehen von einer minutiösen Einordnung der Biographie vor allem in die örtliche und regionale Geschichte ab. Sie beschäftigen sich mit Biographien, die von ihrem unmittelbaren gesellschaftlichen Hintergrund abgelöst sind. Im Vordergrund stehen Kategorien des Bewußtseins, der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster. Die vierte Interpretationsform versucht nun zwischen der lokalen und regionalen Strukturentwicklung und der biographischen Entwicklung Zusammenhänge herzustellen und zu zeigen, wie die jeweilige Geschichte der Strukturen die einzelnen Biographien und diese wiederum die Strukturentwicklung beeinflußt haben. Diese Form der Auswertung ist jedoch noch kaum entwickelt.²¹ Das gilt in noch größerem Maß für die Einbeziehung der Mündlichen Geschichte in die orts- und regionalgeschichtlichen Darstellungen. Vielleicht ist es dafür auch noch zu früh. Schließlich wird die Mündliche Geschichte in der Bundesrepublik erst seit circa fünf Jahren in nennenswertem Umfang betrieben. Nimmt man eine Schätzung vor, so sind die ersten beiden die derzeit eindeutig verbreitetsten Formen. Die komplizierteren (drei und vier) stehen demgegenüber erst noch am Anfang ihrer Entwicklung.

5. Die Formen eins bis vier haben jedoch alle eines gemeinsam. Sie gehen von der einmal gemachten, vom Tonband festgehaltenen Aussage, also von der sicher mehr oder weniger zufällig in dieser Form geronnenen Erinnerung aus. Sie benutzen dann diese einmal fixierten Sätze, um ihre Bilder oder Interpretationen zu verfertigen. Sie behandeln sie sozusagen wie feste, unverrückbare Bausteine bzw. Tatsachen, mit denen man die geschilderten interpretatorischen Gebäude errichtet. Hier gibt es inzwischen auch Bemühungen, die an die Befragungsergebnisse in philologischer, textanalytischer, linguistischer, psychologischer und psychoanalytischer Absicht herangehen. Die Sätze der Interviews werden über eine detaillierte Sprachanalyse einer genaueren Denk- und Verhaltensanalyse unterzogen und somit selbst auseinandergenommen.²²

Im folgenden werden drei Beispiele vorgestellt, die den Auswertungsformen zwei und vier entsprechen.

Gert Zang

a) Reichenauer Kindheitserinnerungen. Vom Kaiserreich bis zur Weimarer Republik²³
(Ingrid Pickel/Gert Zang)

Einen Kindergarten gab es damals schon auf der Reichenau, und das war zu dieser Zeit durchaus noch eine Ausnahme auf dem Land. „S'Käppele“, das ist von Ordensschwwestern geleitet worden und wurde meist nur von Mittelzeller Kindern besucht, weil der Weg für die

hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn 1983, und „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Bonn 1983. Die im nachfolgenden Satz gemachte Einschränkung gilt jedoch auch für die meisten Beiträge in diesen Bänden.

21 Eine der wenigen gelungenen Annäherungen an dieses Ziel: Onno POPPINGA/Hans-Martin BARTH/Hiltraut ROTH, Ostfriesland, Biographien aus dem Widerstand. Frankfurt/M. 1977.

22 Vgl. den Sammelband: Martin Kohli/Günther Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart 1984, und dort besonders die Beiträge von Fritz SCHÜTZE und HEINEMEIER/ROBERT.

23 Bei diesem Text handelt es sich um einen Auszug aus zwei Texten, die sich mit der Kinder- bzw. Jugendzeit auf der Reichenau beschäftigen. (Ingrid PICKEL/Gert ZANG, unter Mitarbeit von Lilo

anderen zu weit war. Die Kinder, die nicht in den Kindergarten gegangen sind, hat man aufs Feld mitgenommen. Sie haben dann mit sich selber gespielt oder der Karren ist z. B. umgekehrt worden, so konnten sie mit den Rädern spielen. Im Kindergarten ging es einfach zu. Im Saal waren große Tische, auf die wurden in der Mittagszeit die Kinder zum Schlafen gelegt. Die Stühle wurden dann so daneben gestellt, daß man nicht herunterfallen konnte. Der Spielplatz war groß, es gab eine Schaukel, einen Sandhaufen und so Stangen, an denen man rumturnen konnte. Zum Spielen gab es Bauklötze und Puppen. Lumpenpuppen, die mit Holzwolle gefüllt waren, die haben die Mädchen in alten Chaisen spazierengefahren. An Weihnachten haben die zwei älteren Schwestern ein Krippenspiel mit den Kindern aufgeführt. Man ist damals nicht großartig erzogen worden. Die Eltern hatten meist keine Zeit dazu, weil sie in der Landwirtschaft, in den Reben oder sonstwie beschäftigt waren. Und selbst von den Schwestern ist man nicht arg bestraft worden, hatte man mal etwas angestellt.

I: Wie viele Kinder waren denn im Kindergarten?

M: *Jo wa, mir waret mindeschstens 30, 40 Kind. No hät me dürfe spaziere go und do hät me e langs Soäl gha, so ugfaß 15 Meter wöreds gsi si. Do sind luter so langi Hölzli drin gsi und do hät jedes möße hänne und dänne a dem Hölzle hebe. Do hät kos dürfe furtrenne. Und der wo it brav gsi isch, der hät hinedri möße laufe und hät all de Bolle, wa übrig gsi isch vum Soäl, möße zur Strof dräge. Und so sin me ämol uf d'Howart ode me isch ämol zum „lahme Heinrich“. Des war en junge Kerle, der war lahm. Oder me hät möße i d' Kirch und i de Kirch hät me möße e Liedle singe. Und ämol sin me no o furtgrennt.*

F: Meistens sind se jo us dem Käppele gflohe. Do sin so große Tanne gsi, statt suscht e Hecke. No hond die Bube ämol Löcher gmacht und sin usi und i d'Freiheit. Do hät d'Schwester jo nünt gset, des isch doch it drufakümme.

M: *Und nochher, wenn me it gfolget hät, no hät üs d'Schwester igsperrt i so en Latterost, der hät en Verschuß gha. Und in dem Latterost sind no so alte Fähnli gsi vu de Kirch. No hond mir i de Kehr inne ämol e Prozession gmacht. Oder wenn de e weng e frechs Mul gha häsch, do hät's so e langi Zunge gha und do hond se dir halt d'Zunge anibunde. Do häsch möße älong laufe mit dere rote Zung. Und no hond die alli usglachet, des war e Strof.*

I: War das arg schlimm?

M: *Ha, nei, do hät sich halt der möße schäme, dem wo me die rot Zung ani ghängt gha hät. Und wenn me hom kumme isch, hät's ghoße: „Hüt hät d'Schwester dir d'rote Zung anighängt; du bisch en böse Bu gsi.“ Do war me scho gstroft gnug, wenn me mit de rote Zunge hät möße umelaufe.*

I: Und die Eltern, was haben die dann gesagt?

M: *Ha nünt, do hät me doch nünt gset. Die hond ko Zit gha. Wenn mer ufgestande sin am Morge, do sin d'Vater und d'Mutter scho im Stall gsi, oder d'Vater isch susch scho furt gsi. Und no hät me halt de Rock aglet und die große Mädle hond om no gwäsch und e Shtuck Brot im Sack. Und furt! Hauptsach, daß me wieder dehom gsi isch ume zwölfi. Wü's halt isch uf'm Land, do isch me it so ufzoge worre wü hüt. Des isch ganz eifach gsi. Do hät me e paar Hose aglet im Summer und e Hemd und no häsch künne go. Do hät me koni Schuh gha, nix,*

Ross, Rudolf Uricher und Karl Wehrle, Kinder- und Jugendzeit auf der Reichenau, Veröffentlichungen des Projektes Regionale Sozialgeschichte/Mündliche Geschichte Nr. 14, Konstanz 1985). Sie sind das erste Ergebnis eines dort von 1981 an im Auftrag der Gemeinde durchgeführten Projekts zur Überlieferung von Erzählungen zur Reichenauer Geschichte im 20. Jahrhundert. Die Texte sind in Form verteilter Rollen im Rahmen mehrerer „Museumsnachmittage“ im Reichenauer Heimatmuseum vor zahlreichem Publikum vorgetragen worden. Dabei haben je ein Erzähler und Interviewer die Zwischentexte bzw. Fragen und jeweils zwei weibliche bzw. männliche Sprecher die Antworten der Befragten im Dialekt vorgelesen.

alles barfuß. Nu am Sunntig, am Sunntigmorge häsch möße d' Schuh alege i d' Kirch. Nochher häsch sie aber möße abe do und die Sunntighose o. Ha jo, die wäred jo hi gsi bis zum Abend.

M: Und wenn me ämol so e Rotznase gha hät, vum Sand und so, do isch i de ganze Schul kon Waschlapppe gsi. Do hä d'Schwester nu de Schurz gno (nimmt einen Zipfel von seinem Kittel und macht die Geste des Spuckens und Abwischens) und wenn de oä suber gsi isch, furt! No isch de nöchsch kumme.

I: Da waren die Kinder untereinander au net so?

M: Jo, des isch do egal gsi. Wenn oäs i d'Hose gmacht hät, no hond halt d'Schwester de Rock use do, hond en an de Droht ghängt bis er drucke gsi isch und no hät me de glich wieder aglet. Fürtig. Oder sie hond so e Schürzle umbunde, daß äbbes drüber gsi isch.

Da ist es also ziemlich einfach zugegangen. Auch wenn man auf dem Spielplatz an den Stangen geturnt hat, konnte man sich gegenseitig unter den Rock sehen – die kleinen Buben hatten nämlich damals auch noch Röcke an –, da hat nicht jedes eine Unterhose angehabt und dann hat man halt gelacht und sich gefreut. In dem Alter wurde man eben noch als Neutrum behandelt, was nicht ausschloß, daß peinlich darauf geachtet wurde, das Geheimnis, welches über allem Geschlechtlichen und der Geburt liegt, nicht zu lüften.

F: Die Ziege, Gizle hond mir gset, wo sie Junge kriegt hond, wissed Sie, und des isch vielmols nachts der Fall gsi, no hät d'Mutter abe möße. Sie war immer älong, der Mann isch jo scho gschorbe gsi; zersch war er im Krieg und nochher isch er gfall. Und no hät d'Mutter amel gset, ihr dürfet jo it ufstoh, de Görlima isch im Stall, also der Ziegenmann. Ihr dürfet it abbi, der streut eu Salz i d'Auge. So war des früher, do hät me doch nix sehne dürfe, ha nei.

I: Wie konnt' man des so lang verheimlichen auf dem Land?

F: Doch, des hät me lang verheimlicht. Jo, wie alt waret mir, wo mir no druf kumme sind, daß die Ziegle no us dem Leib kummed und it de Mann bringt? Do war me villicht 12, 14 Jahr alt, wo mir des erscht erfahre hond, daß die Kinder im Leib wachsed bei de Mutter, gell. Ich woß no, wo mine jüngste Schwester uf d'Welt kumme isch, 5 Jahr war ich do. Und no hät d'Mutter o gset, i ka it ufstoh, mich hät de Storch in Fuß bisse.

I: Und den dicken Bauch haben Sie auch nicht gesehen?

F: Nei, des isch üs it ufgfalle. Wissed Sie, do hond die Fraue, die Mütter hon die Gollerschürze gha. Des war bis doher en Goller, gell, und do so zögelet und no isch des alles so abbe und no hät me gär it so äbbes denkt, daß do so e Kindle biere Frau wachse ka. Do häsch überhaupt it a so äbbes denkt. Und etz wissed s'es scho mit zwei Jahr, wo die Kind herkummet.

Es gab auch keinen solchen Überfluß wie heute. An den Festtagen wie z. B. an Weihnachten hat man erst mal praktische Dinge geschenkt bekommen. So hat man sich das Spielzeug auch oft selbst gemacht. Und gespielt wurde, wenn es irgend ging, draußen. Ringelreihen und Anschlagen und was es sonst noch alles gibt. Im Sommer ist man an den See zum Baden oder zum Gondelfahren. Und im Winter ist man auf's Eis oder hat im Schnee rumgetobt. Nur, das mit dem Schwimmen war so eine Sache und nicht immer ungefährlich, weil es keinen geregelten Schwimmunterricht gab. Dafür gab es getrennte Badeplätze für Mädchen und Buben. Und wenn der Pfarrer manchmal beim Mädchenbadeplatz nach dem Rechten gesehen und Tatzen verteilt hat, so haben die Buben diese doch in Kauf genommen.

M: Und die Bescherung a Wihnächte, die war no o bescheide. Do wared Esse und e paar warme Strümpf, also des war es Wichtigsch.

I: Und was gab es damals eigentlich für Spielsachen?

M: Jo so war's it, daß es gär koni gä hät. Die Isebahn, wo umägloffte isch, an des ka ich mich erinnere, ha ich scho überkumme. No war so en Schereschlifer, der hät do dreht, den hät me möße so ufzühe und e Segelschiff ha ich ämol überkumme. Und no e Schachtel voll

Soldate, so kläni Reiter. Und wa hät me no gha? Ho, Bilderbücher, Molbücher und so, des hät's o scho gä. Aber i de Schulzit, kon Gummiball, nünt. Do hät d' Mutter so äbbes zsämme gnäht, hät es gschtopft mit Holzwull. Und susch hät me halt selber äbbes gmacht. Maiepfiefe, des künnet se hüt gär nümme. Do hond mir im Frühjohr die Weide glopft und Rute abgeschnitte. No hond mir so e Stuck glöst, des me no hät künne innistecke. Und no hät me möße so e' Pfiefe schiede und hät no des lose Holz wieder innigschteckt und des hät möße passe.

I: Sie haben wahrscheinlich viel im Freien gespielt?

M: *Jo, im Freie. Und so Versteckis und Aschlagspiele und alles mögliche hond mir gmacht. Ich ha gfunde, daß es früher viel interessanter war. Do wared um d'Hüser umme no Sträucher und Holzschöpf und Remise, do hoi me künne inne ummetobe und sich verstecke. Jo, do hät's viel alts Züg gha. Do isch me inne ummeturnt. Denn war interessant die alt Rumpelkammer, wa we do vielmol für Züg gha hät.*

I: Wie war des eigentlich mit dem Schwimmenkönnen, war das selbstverständlich?

M: *Es wa it ämol selbstverständlich, es hond viel it schwümme künne, trotzdem sie viel uf em Wasser wared. Und no woß ich no früher, die hond it so gschwumme, die hond gundelet, so. Des hät min Vater no so gmacht. Etz mir als Bube, des war jo so, der hät nünt golte, wo it mit de Gundel usi isch uf de See und us de Gundel usi gsprunge isch. Vum Boot usi gsprunge, unter de Gundel durretauche und uf de andere Siete wieder ufi. Me isch o längst unter dere Gundel durretaucht. Do häsch dich is Wasser werfe lo, o wenn du im Schwümme it kundig warscht, nu daß me äbbes golte hät.*

I: Wie hat man dann das Schwimmen gelernt?

M: *Me hät's an andere gsehne und die hond's om zoäget und so. No hät me's halt probiert und zerscht hät me sich us Binse, die hät me im Ried abgeschnitte, so en Krage gmacht. Unter de Ärm durch und do isch me mitlos gschwumme; ob me hät schwümme künne oder it, me isch doch obe bliebe. Manche hond so Ölgutere gnumme, so Ölkanne, hond die Ölkanne zsämmebunde an ere Schnur und sich unter de Ärm durchghängt. No isch es aber scho passiert, die Schnur hät grisse und der isch zwischendrin abi, des woß ich o vu mir. Do isch mol on usi bis in düfe See, wo it hät schwümme künne, und denn isch d'Schnur abgrisse und der hät sich an so'nere Kante weller halte und isch vetrunket.*

M: *Und do hät's nünt gä. Do isch de Platz gsi für d'Mädle, Kussenland und mir sind i de Kellerwies gsi. Und do hät kon Bua zu de Mädle goh dürfe und bade. Wenn mir ämol dusse gange sind und die Mädle hond üs verschwätzt i de Schul, denn hät me zwoä Tatze kriegt vum Pfarrer. Aber des hond mir scho gwißt! Jo, do war's no strenger. Die Religion war halt viel strenger. Am Sunntig um halbzwoä war Christenlehr, do hät's nünt gä. All Sunntig hond möße die Bube und die Mädle vum 6. Schuljohr a bis sie zwoä Johr us de Schul gsi sind i d'Christelehr. Do hät me möße de Katechismus lehre und us de Bibel so Zügs. De Pfarrer isch no im Gang gstande. Und wenn me gfroget worre isch des und des vum letzte Mol und hät's it gwißt, do hät me möße use us de Bank und hät möße in Gang kneue.*

In dem Alter, da man das Schwimmen gelernt hat, ist man natürlich schon zur Schule gegangen. Die wurde damals noch im jetzigen Rathaus gehalten, in dem wohnten auch die Lehrer. Obwohl die Reichenau keine große und reiche Gemeinde war, ist die Schule relativ gut ausgestattet gewesen, auch mit Anschauungsmaterial wie Landkarten usw. Die Möbel, lange Bänke und Pulte, waren aus derbem Tannenholz und etwas niedriger für die Erstkläßler. Oben hatten die Pulte so Einschnitte, in die das Tintenfaß reinkam. Da saßen dann so drei oder vier Schüler nebeneinander. Und für die höheren Klassen gab es Klappsitze, das war damals schon eine ziemliche Neuerung. Die konnte man nämlich zurückklappen beim Aufstehen, weil man sonst im Gang drinnen kaum hat stehen können. Und wie in den meisten Dorfschulen der damaligen Zeit wurden zwei bis drei Klassen

zusammen in einem Raum unterrichtet. Der Unterricht selber war auf den Vormittag und den Nachmittag verteilt. Die Älteren hatten meist nur vormittags Unterricht, weil sie nachmittags ihren Eltern und in der Landwirtschaft helfen mußten.

Für die Anfang des Jahrhunderts Geborenen fiel ein Teil der Schulzeit in den 1. Weltkrieg. Da waren die jungen Lehrer dann auch fort im Krieg. Es kam vor, daß man nicht in die Schule gegangen ist, aber nicht, um sich einen faulen Lenz zu machen, sondern aus bitterer Notwendigkeit heraus. Man mußte einfach der Mutter oder den Verwandten mit in der Landwirtschaft helfen. Da blieb auch den Lehrern nichts anderes übrig, als es mit der Schulpflicht nicht so genau zu nehmen.

M: *Ich woß no, im Erschte Weltkrieg, do hond die Bube im Winter it i d'Schul möße, aber dodefür i de Wald, helfe Holz mache, well o en Mangel war an Arbeitskräft.*

M: *Sehr viele sind no d'Hälft Zit it i d'Schul, wenn z. B. oner de Vater verlore hät im Krieg. Wege dem, well der als Hilf bi de Mutter i de Landwirtschaft war.*

M: *Jo und während em Krieg, da bisch drü, vier Dag it i d'Schul, da hon i möße de Mutter helfe. Und wenn de Lehrer Boser gfroget hät: „Kerle, wo bisch wieder gsteckt?“ – „I ha möße de Mutter helfe“, denn hät er gset: „No isch gut, wenn du nur etwas gearbeitet hast!“*

I: Ja, ist das akzeptiert worden, ist da nichts unternommen worden, wenn einer so oft gefehlt hat in der Schule?

F: *Nei, d'Eltere und d'Lehrer hond des vollständig unterstützt, well d'Landwirtschaft drängt hät, grad im Heue oder so.*

M: *Hom kumme, de Schulranze abe und ab i d'Werkstatt. I han möße em Vater helfe. Und die Hälfte vu de Zit han i nie Schulufgabe gha, nünt. Do hond mir en Lehrer gha, de Lehrer Boser, des isch halt en alte Kerle gsi. Und der hät jeden Tag, johrus johri es glich Programm gha, vum Rechne und vu allem. I ha e Heft gha vu minere Schwester, do isch des Programm vu jedem Dag scho dringstande. Die Rechnig isch dringstande und de glich Ufsatz. Gschriebe und grechnet han i überhaupt nünt. I ha eifach des Heft vu de ältere Schwester mitnumme. No, wenn de Lehrer gfroget hät: „Hoscht was gschriebe?“ – „Jawohl, Herr Lehrer“. Und no hon ich des abeglese. „Soll dir gut kommen, hasch es recht gmacht“, hät er amel gset. Oder im Rechnen, in de Geometrie, hät er gfroget: „Hasch es du recht gerechnet?“ – „Jawohl, Herr Lehrer“. No han i des Ding abeglese, großer Umfang, kleiner Umfang, Inhalt und no han i des Ding abzuge und des hät gstimmt i sim Heft, wo er dürt gha hät. „Hast du gut gemacht, kannst heimgehen.“ No han i dürfe hom. Die andere hond möße i de Schul bliebe. Jo aber des war e böß Verhängnis. Jo, wo no de Krieg us gsi isch, anno 18, do sind jungi Lehrer ku. Wo die no kumme sind und mir wared doch im 6. Schuljohr, im 7. Schuljohr, do hond mir nünt künne. Mir hond it ämol des Einmaleins künne. Mir wared äbbe viel z'dumm. Der hät mit üs möße lehre Rechne und des oder en Ufsatz schriebe. Des hond mir it künne. 25 und 30 Fehler i em Ufsatz, des wa scho oner vu de beschte, wo it 40 Fehler drin gha hät. Des hät me im Dialekt gschriebe, wü mir gredt hond. I ha ni ko Ahning gha vum e Ufsatz schriebe. Oder vum Deutsche Reich äbbes gwißt oder so, des hond doch mir it gwißt.*

F: *Des hät üs no später graue, daß me it meh glehrt hät im Rechne und im Allgemeinen. Nochher im Gschäftslebe häts om halt graue, daß me die Sach it in junge Johr ä weng besser verfolgt hät. Aber es isch vorbei.*

M: *Jo, erscht 1918 sind no junge Lehrer kumme, do isches wieder eweng rund gange. Mir hond no nette und andere Erfahrung gmacht.*

M: *Jo, einer der war en furchtbars Nervebündel, wahrscheinlich vum Krieg her. Do hond mir, wenn er innekumme isch am Morge um achte scho gwißt, wa hüt für en Dag isch. Der hot künne die Schüler zsämmeschlage no Strich und Fade.*

M: *Die hond üs ämol gschlage, de Lehrer Keller, uf dem Bode ume balled sind mir, so hät der üs verschlage mit dem Steck. Unde dra isch der Winzerkeller gsi, und die Mane, wo*

dunne gschaffet hond, die hond ämol a Decki ufe gklopfet, wenn mir gschraue hond und bläret und um Hilfe grüft. So hät de Lehrer üs umegschlage. Mit unter hät me am andere Dag it könne i d' Schul, gschwollne Finger gha, so hät üs der behandelt. Der hät recht gha, mir wäred fetzedumm gsi, globet's mir, sicher. Des han ich erscht gmirkt, wo ich no vu do i d'Gwerbschul kumme bi.

M: Wissen Sie, das war damals so. Es war so üblich, auch in den Familien. Man hat Ohrfeigen bekommen, des war so die Erziehungsweise. Man hat mit dem Lineal Tatzten bekommen, man ist mit der Rute auf den Hintern geschlagen worden, man ist in den Keller gesperrt worden. Das hat mein Vater allerdings nur einmal gemacht, weil ich hab ihm den Hahn aufgedreht am Mostfaß. Da hat er mich nachher nicht mehr in den Keller gesperrt.

Zur Schulzeit gehören die Streiche mit dazu. Der Phantasie waren da keine Grenzen gesetzt, nur die Rollen waren geschlechtsspezifisch verteilt.

M: I ha halt Mädle schneeballet und in Schnee gworfe. Jo und no war des so, de Lehrer hät üs oft igsperrt, daß die Mädle zerscht hond usi könne. Aber die Mädle hond dusse gwartet bis mir kumme sind. Dene war des e Bedürfnis, die hond's oft gern gha, wenn se gneckt worre sind. Und die, wo's no übel gnumme hond, die wo sich girgeret hond, die hät me erscht recht girgeret. Oder me hät Maikäfer mit i d'Schul brocht. Dem andere damit es Schulzüg gfüllt, no sind si i de Schul usse grablet. Und do war de Unterricht no au a weng gstört.

F: Die Bube hond o no Ströch gmacht. Do hond se Bloattere gfangen und hond's de Lüt zoget und gset, des sind Äal. No hond's die Lüt no gstreicht und es sind luter Ringelnatteren gsi. No hond si Geldbeutel glet. Dört sind die Stroße no voller Stöä gsi, do hät me könne Geldbeutel lege, des hät nemed gsene. No hond si a dere Schnur zoge oder hond'ses ufhebe lo und drigschriebe „Mensch ärgere dich nicht“. Luter so Züg. Des war es Sunntigsvergnüge vu dene Kerle.

I: Und die Mädle; was haben die gmacht am Sonntag?

F: Ha, Puppe gspielt, oder a weng stickt oder sind uf d'Hohwart spazier gange. Meistens hät me möße kläne Kind hüte und hät's möße mitnehme.

Aber vor all dem, dem Spielen, den Streichen und zu bestimmten Zeiten sogar vor der Schule, kam die Arbeit. Es war wirtschaftlich notwendig und normal, daß die Schulkinder etwa ab dem 10. Lebensjahr mit zur Arbeit herangezogen wurden. Schon fast wie kleine Erwachsene, mit teilweise vollen und genau zugeteilten Verantwortlichkeiten. Sicher sind dabei die Kinder auch überfordert worden. Doch dieses viel frühere Heranziehen oder besser Hineinwachsen in die Arbeit hatte auch positive Seiten. Die Kinder bekamen schon bald Fähig- und Fertigkeiten mit, die sie für ihre spätere Arbeit als Erwachsene brauchten. Eine für Mädchen allgemein übliche Arbeit war z. B. das Kinderhüten. Aber nicht nur die eigenen kleineren Geschwister kamen da in Frage, sondern auch Kinder fremder Leute. So konnte man sich etwas dazuverdienen, oder man hat eine Mahlzeit am Tag gespart. Viele haben auch im Betrieb bzw. in der Landwirtschaft der Eltern mitgearbeitet. Und während des 1. Weltkrieges ging es gar nicht anders, man mußte so gut wie möglich die fehlenden Hände der Männer ersetzen. Da hat man die verbliebenen Arbeitskräfte gegenseitig ausgetauscht oder zu Gruppen zusammengestellt, um die anfallenden Arbeiten, zumal im arbeitsintensiven Weinbau, zu bewältigen.

F: I säg jo, me hät üs scho usi geschickt zu Nochberslüt zum Kinderhüte, nu daß me e Marmeladbrod kriegt. Daß, wenn me hom kumme isch, me hät säge könne, „Mame, i ho scho äbbes gesse, i bruch nünt meh“. Des hät me könne spare, gell.

I: Was haben Sie denn so gmacht mit den Kindern?

F: Do ha ich möße des Kind richte und wäsche und denn des Wägele richte und no bin ich mit dem usigfahre. Und um viere hon i wieder möße hom und no hät's entweder e Breile kriegt oder suscht äbbes.

I: Haben Sie das selber gemacht?

F: Jo, jo, des han ich alls möße selber mache und ich ha e Stuck Butterbrot, mit Marmelad druf, kriegt für so zwischedri, und des war für mich s' Höchschte. Ho, do hon ich mich scho de ganze Dag druf gfreut, uf des Butterbrot mit Marmelad druf. Und obends han ich's au wieder möße futtere und frisch azühe. Und no hond mir no en Vogel gha und hond en Hund gha. Wenn ich amel de ganz Dag do war, i de Ferie war ich amel am Morge scho do, bi de Kind – suscht han ich amel Schul gha, no bin ich erscht noch de Schul anigange –, denn han i möße de Vogel futtere und em Hund han i möße frisch Wasser in e groß Gschirr geä und frischi Knoche hät er kriegt. Und nochher hon i möße Kinderschöppli putze. Des hon i scho genau gwißt, wenn i kumme bin, daß des mi Arbet isch. Des hät me mir gär it möße säge. Und do isch mir mol äbbes passiert. Do hät's früher die hohe Kinderwäge geä, die ganz hohe mit dem Dach drüber. Und do bin ich mit dem Kinderwage vüri gfare zu de Linde uf de Hergete. Und so sind o e paar mit so Gstelloätere davor gstande und hond Lindeblüte zupft und uf oämol keit so e Loätere um und grad uf des Dach vu dem Kinderwage. Und des Dach war natürlich kaputt, aber dem Kind hät's Gott sei Dank gar nünt gmacht. Und do ha ich natürlich Angscht gha, mit dem kaputtene Chaisewage zruck z'goh. Und no ha ich e Mädle, wo älter war als ich, zu dere han ich gset: „Gang doch bitte mit mir mit, ich ha Angscht“. Und natürlich hät die Frau scho mit mir gschumpfe und gset, ich het it so noh ani goh solle zu dem Baum, oder halt zu dene Loätere. Aber ich bin jo no Kind gsi. Was war ich do, 12 oder 13 Jahr, des isch jo o no Kind.

M: Nachmittags war dann für die höheren Klassen kein Unterricht, weil man die Kinder praktisch zu Hause gebraucht hat zum Arbeiten. Die Kinder mußten im Frühjahr ein bissel helfen beim Umgraben in den Weinbergen oder sie mußten helfen, irgendwelches Holz spalten daheim. Oder sie mußten den Eltern ein Vesper bringen. Wenn sie in den Reben waren oder auf dem Feld draußen. Im Frühjahr mußte man die sogn. Knöpf aufhauen. Ich erinnere mich, da bin ich einmal mit einem Schulkameraden mit. Die Reben waren ja alle angebunden mit Binden, die hat man im Winter aus Weiden gemacht, das hat gheißen „Band mache“. Und eben dann im Frühjahr mußte man die alten Dinger wegmachen, weil ja die Rebe frisch beschnitten wurde und da hat man des wegschnitte und des hieß „Knöpf aufhaue“. Und wenn me heimkommen isch vom Knöpf aufhaue, hat me e Stuck Eingmachtsbrot kriegt.

M: Und im 1. Weltkrieg, beim Weinlesen, da mußte dann alles mithelfen, Kinder und alles. Es war alles unterwegs und hat geholfen. Oder z. B. auch zur Schädlingbekämpfung. Da hat man dann den Sauerwurm versucht zu bekämpfen. Der Sauerwurm fliegt ja immer so im Mai, wenn die ersten Triebe rauskommen an den Reben. Der Sauerwurm ist eigentlich so eine Mottenart. Und da hat man Tafeln gehabt, des waren so Papptafeln, die waren etwa 30 auf 30 cm groß. Mit der Rückseite waren sie an einen Stock genagelt, daß man sie halten konnte. Und dann war die ganze Tafel voll mit Fliegenleim eingestrichen. Die Kinder mußten alle mithelfen, es gab ganze Kolonnen und es war immer einer da, der für den Bezirk verantwortlich war, das war der Obmann. Und so ging man los: in der einen Hand hatte man diese Tafel und in der anderen einen Stock. Da fing man oben am Rebstock an und dann hat man mit dem Stock an den Stab geklopft. So ist man durchgelaufen, durch den Gang, von Rebe zu Rebe. Dann, wenn so eine Motte geflogen ist, hat man versucht, sie einzufangen mit dem Fliegenbrett. Und am Abend, am Ende der Aktion, hat man immer gezählt, wer die meisten Motten gehabt hat.

F: Äbbe, do isch no de Krieg 14/18 kumme, do hät me möße helfe. Do hond mer so e kläs Lachefäße gha im Schopf inne. Und mine Brüder hond's no uf es Wägele und do hond se möße de Fraue bim Sprütze helfe. Jo, wa hät me welle mache . . . ?

M: Und z' Mittag hond die Große möße schaffe, do hät's nünt gä. Do hät me möße Erbse abinde mit Stroh. Und do hät's manchmol o e weng gstaubet, wenn se hond welle furt oder gi

Bade. Aber do hät nünt gholfe. Des Höchsch, wenn'd it häsch welle, no häsch de Arsch vollkriegt. Des isch gange ruck-zuck. Denn die Lüt hond jo nünt gha. Wenn de 20 Mark im Winter dähem gha häsch, hond die dir glanget über de Winter.

M: Zerscht d'Arbet und no es Vergnüge. Zerscht Husufgabe, Bohne velese, no hät me möße helfe im Stall oder Herdöpfel wäsche für die Saue und so helfe in de Kuchi. Mir sind so beansprucht worre, well die Mutter älong war im Krieg und me uf Nochbers- und Verwandtschaftshilfe agwiese war. Do hond möße die Kind überall scho festmithelfe. Me hät no unbewußt einfach gschaffet und mitgholfe, well's nötig war und hät sich gfreut, wenn me no springe hät dürfe mit andere Kamerade und so. Am liebschte hät me no bim Vetter gholfe, well der o ämol globt hät. Und wenn me no en Öpfel kriegt hät oder e weng Frühhobst oder us em Garte Beere, des wared üseri Gutsle.

I: Was haben Sie am liebsten gemacht?

M: Ich? Ich künnt des gär it säge. Ich ho möße Bohne pflücke und helfe reche, in de Rebe hacke. Ich ho z. B. gern a de Rebe die Knöpf abbegschnitte oder Rebholz ufglese und des alles. Do hät me möße im Summer die Rebe hacke, mir Kind, und o i de Bohne hät me hacke möße. No im Spotjohr war me wieder im Obst und hät gholfe herbschte. Des hät me natürlich o gern gmacht im Herbscht und i de Traube gholfe. Und no war ich gern bim Vater dunne i de Presse, wenn des Werk so gange isch „Klipp-klapp“ und de Moscht oder Wi i de Stande grauscht isch. Des war wü im Paradies.

M: Des woß ich no, mir als Kind, wenn me hät usi laufe künne, hät me's gmacht. Viel sind no mit de Gundel durrigfahre a die Waldsiedlung oder noch Hegne. No isch me am See entlang gloffte. Oder me hät's in de Schul erfahre: „Gond ihr gi heue?“ „Jo, mir gond mit de Gundel.“ Do hät me no gfroget: „Derfet mir o mit?“ Des war doch en Spaß. Mir sind als Kind barfuß ussigloffte bis do, wo jetzt die Anstalt isch, bis noch Hegne abbi, helfe heue. Mit em Schulranze uf em Buckel und duße d' Schulufgabe gmacht, zwische Heue und Umwende. Hüt dät des als Barbarei anigstellt wörre. Mir hond aber vu Kindheit a Laufe glehrt; hond no o no marschiere künne bim Hüter, die Tausende vu Kilometer.

b) Strukturgeschichte und Lebensgeschichte: ein Immenstaader Lebenslauf²⁴ (Gert Zang)

Im Laufe der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts war in Immenstaad en miniature eine vergleichbare Situation entstanden wie in der Metropole der Region, in Konstanz. Wie dort verzögerte sich auch hier durch das Verhalten der übergeordneten Behörden der Anschluß an die modernen Verkehrsmittel und damit der Anschluß an die neue Zeit. Das Resultat war hier wie dort die Gefährdung der Stellung des örtlichen Liberalismus. Wie in Konstanz fielen auch in Immenstaad harte Worte an die Adresse der Zentralregierung in Karlsruhe:

„... so geben wir uns der Hoffnung hin, daß es endlich doch den Bewohnern der äußersten Gemeinde des Vaterlandes gegönnt werde, einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprochen zu werden, und die Erbauung einer Landungsstelle hier in unmittelbarer Nähe stehe, was sich aber mit jüngsten Nachrichten leider nicht bestätigte, und hätten wir uns wieder in unser altes Nichts zu fügen, und die Dampfboote wie bisher an unserem Ufer tagtäglich vorbeifahren sehen ohne uns mitbetheiligen zu können, ja durch dieselben nicht mal die Post regelmäßig zu erhalten, wie es andern Gemeinden des Landes gegönnt ist.

Wenn wir auch des vielen Bittens in dieser Bodenseefahrtsangelegenheit etwas ermüdet,

²⁴ Aus: Gert ZANG, Randwelten. Wie ein dörflicher Strukturumbruch Lebensläufe und diese Lebensläufe den Strukturumbruch beeinflußt haben, in: K. M. Schmals/R. Voigt (Hrsg.), Krise ländlicher Lebenswelten, Frankfurt/M. 1985.

indem wir im Juli 1859 schon uns einmal solchen Landungsplatzes wegen . . . nachgesucht . . . fehlten unserer Gemeinde nur die Mittel zur Ausführung . . . und wagen es wiederholt an hohe II. Ständekammer die unterthänigste Bitte zu stellen . . ., dieselbe wolle gütigst in Betracht ziehen, daß eine Gemeinde wie Immenstaad mit einem Steuerekapital von 75 622 fl und einer Bevölkerung mit 750 Personen und eines Verkehrs mit Handels- und Landesprodukten, wie es solche die mit Abfahrtsstellen bedachten Gemeinden nicht aufzuweisen vermögen, doch nicht ganz von der Begünstigung der allgemeinen Landeswohlfahten ausgeschlossen bleiben müsse, und wie wir bereits gesagt, schon 13 Jahre an der Erbauung eines solchen Landungsplatzes arbeiten ohne zum Ziele zu gelangen, wo doch andere kleinere Gemeinden, und mit weit weniger Verkehr, und mit weit weniger günstigen Lagen mit Abfahrtsplätzen bedacht sind, und kürzlich wieder bedacht wurden.“²⁵

So wie in Konstanz waren auch in Immenstaad die Worte ohne sichtbaren Erfolg. Und ähnlich wie dort war es eigentlich zu spät, als endlich 1875 der Anschluß an die Schifffahrtslinie zustandekam. Schließlich war abzusehen, daß die Bedeutung des Dampfschiffes ab- und die der Eisenbahn zunehmen würde. Man hielt also an einem Verkehrsmittel fest, das seinen Zenit überschritten und damit seine zukunftsweisende Funktion hinter sich gelassen hatte.

Ein Stück Provinzialisierung im kleinen oder eine Provinzialisierung in der Provinz? Das wäre sicher die richtige Charakterisierung der objektiven Seite dieses Prozesses. Was aber wissen wir über seine subjektiven Seiten? Die Erinnerungen unserer Gesprächspartner reichen selbstverständlich nicht so weit zurück und die überlieferten Geschichten, also die Dorfmythen erzählen davon nichts. Als unsere Gesprächspartner aufwuchsen, war die Krise schon zwei bis drei Jahrzehnte vorbei. Unmerklich, aber für uns eben nicht mehr faßbar haben sich die Erfahrungen dieser Jahre sicher auf ihre Kindheit ausgewirkt, aber eben nicht mehr in ihren Köpfen abgebildet. Und nicht zuletzt sind sie in einer Zeit groß geworden, in der es wieder aufwärts ging und die Notzeiten zu verblassen begannen.²⁶

Spätestens seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hatte sich Immenstaad den neuen Marktgegebenheiten anzupassen versucht. Der eingeschlagene Weg, durch eine Verbesserung der Organisation des Weinabsatzes (Gründung des Winzervereins) und einen Wechsel der angebauten Produkte (Hopfen, Bohnen, Kartoffeln, Obst) aus der Krise herauszukommen, unterschied sich nicht von dem vergleichbarer Gemeinden. Es war die Elterngeneration der von uns Befragten, die diese Entwicklung eingeleitet hat. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingeleitete Anpassung reichte zum Überleben. Es war eine primär defensive Strategie der Krisenbewältigung. Man suchte den örtlichen Kosmos durch modifizierte Veränderungen zu erhalten und zu retten, nicht zuletzt in der Hoffnung, diese Krise sei nur von vorübergehender Natur. Die Reblente konnten sich lange Zeit nicht vorstellen, es könnte endgültig mit ihrer Welt zu Ende sein!

Doch schon 1910 brachte der Hopfenverkauf 4,5 mal soviel Geld in die Gemeinde wie der Wein.²⁷ In begrenztem Rahmen hatte die Strategie also Erfolg. Nach der Jahrhundertwende stieg der Wohlstand der Gemeinde relativ stetig an.²⁸ Doch trotz der generationenlangen Gewöhnung an den Umgang mit spekulativen Produkten (Wein, dann Hopfen und Obst) ging diese Spekulation nie über die von alters her gesetzten Grenzen hinaus. Der

25 Heide BUDDE, Warum die Bodenseegürtelbahn Immenstaad links liegen läßt. Die Erbauung des Landestegs, in: Immenstaader Heimatblätter, Heft 7, Immenstaad 1983, S. 29–48, hier S. 34 f.

26 Joshua KLINTWORTH/Ursula SCHLUDE, Immenstaader Lebensläufe. Vom bäuerlichen und handwerklichen Erwerbsleben in einer Bodenseegemeinde, in: Immenstaader Heimatblätter, Heft 6, Immenstaad 1982, S. 53–145, hier S. 64 und 68.

27 Ebd., S. 59.

28 Ebd., S. 64.

Fremdenverkehr beispielsweise stieß nur zögernd und allmählich auf Resonanz. Die Feriengäste waren und blieben für lange Zeit ein kaum zu übersehender Fremdkörper im lokalen Kosmos. Sich auf ein Zusammenleben mit derart anderen Welten einzulassen, war ein viel weiterer Schritt als der zum Anbau eines neuen Produkts. Vor allem das Müßiggängertum der Fremden mußte bei den Bauern auf Unverständnis stoßen.

„Kann man es jemand verdenken, der selbst vielleicht nie dazu gekommen ist, sich Urlaub zu gönnen, der von früh morgens bis spät abends für seinen Lebensunterhalt arbeiten mußte, daß er den ‚Spätaufstehern‘ übel gesonnen war?“²⁹

So wird erzählt, daß die Fremden aus dem Unterland sich anfangs genierten, bei Tageslicht durchs Dorf zu flanieren.³⁰ Das ist sicher eine Erklärung dafür, warum diese Möglichkeit der Entwicklung, trotz des naheliegenden Fremdenorts Friedrichshafen, nicht frühzeitig und intensiv genutzt worden ist, sich der Fremdenverkehr also nicht explosionsartig entwickelt hat. Erst in den 20er, dann vor allem in den 30er und schließlich in den 50er Jahren kam er zum Durchbruch.

Nicht davon, sondern von einer ganz anderen Entwicklung ging die Veränderung der Lebensgrundlagen und -perspektiven der Gemeinde aus. Als in unmittelbarer Nachbarschaft ein Industriekomplex entstand (Zeppelin 1899/1900, Maybach-Motoren 1909, Zahnradfabrik 1915), griff dessen Entwicklung wie ein *deus ex machina* auch in die Immenstaader Verhältnisse ein und veränderte das Leben seiner Bewohner ohne ihr Zutun relativ plötzlich und abrupt.

An die Stelle des marginalen Überlebens mit Hilfe vieler herkömmlicher Einkommensquellen traten vollkommen neue Perspektiven der Existenzsicherung und -gründung.

Diese Industrialisierung war in erster Linie der Gunst der geographischen Gegebenheiten (Seestart der Luftschiffe), nicht jedoch einer vorhandenen industriellen Infrastruktur zuzuschreiben. Sie war anfangs selbst ein von außen aufgesetzter Fremdkörper und auf zugewanderte Arbeitskräfte angewiesen. Diese Entwicklung bot den männlichen Jugendlichen von Immenstaad zum ersten Mal die Möglichkeit, etwas ganz anderes zu lernen, als das bisher der Fall war. Die engen Perspektiven des örtlichen Kosmos wurden gesprengt, die bisher wirksamen Zwänge bei den beruflichen Perspektiven gelockert, Zwänge, die nur wenige Alternativen zuließen. Zweitens aber hat die Industrialisierung direkt und indirekt zu neuen Existenzgründungen geführt, Geld in die Gemeinde gebracht und damit private und öffentliche Investitionen möglich gemacht, die wiederum dem Fremdenverkehr zugute kamen und so wieder Geld in die Gemeinde fließen ließen. Ganz neue Geldkreisläufe waren in Gang gekommen. Erst dieser Anstoß von außen hatte jene innere Dynamik in der Gemeinde ausgelöst, die bis heute anhält und das Gesicht der Gemeinde grundlegend verändert hat. Mit dieser Entwicklung wuchs auch die äußere Abhängigkeit der Gemeinde. Ihr Leben wurde immer weniger aus eigener Kraft steuerbar. Sie wurde aus einer marginalen Überlebensstrategie in einen Prozeß dynamischer, aber immer vielfältigerer Abhängigkeiten gerissen. Entsprechend war die Immenstaader Gesellschaft im 20. Jahrhundert ganz anderen Konjunkturen ausgesetzt als in den Jahrhunderten zuvor. War früher der Ausgang des Herbstes maßgebend, so waren es jetzt die industriellen und politischen Konjunkturen: Zeppelin, Kriege, Aufrüstung, Motorisierung, Arbeitszeit, Urlaubsregelungen waren Daten, die den Rahmen der örtlichen Ökonomie definierten. Das hatte Auswirkungen auf die Einzelschicksale. Sie verloren ihre relative Synonymität. Die Lebensläufe gingen gewissermaßen weit auseinander, je weiter die Arbeitsteilung im Ort voranschritt. Wobei diese Entwicklung vielen das Überleben am Ort erst ermöglichte und wir sie nur deshalb überhaupt befragen konnten.

²⁹ Ebd., S. 124.

³⁰ Ebd., S. 97.

Frau F. entstammt einer Handwerkerfamilie. Und obwohl die Zahl ihrer Geschwister relativ klein war, stand von vornherein fest, daß zwei von zu Hause „weichen“ mußten, denn für alle war daheim nicht genügend Platz. Da die Nachfolgeregelung in einem Handwerksbetrieb ziemlich klar war und dementsprechend das Geschäft und die Heimat an den Bruder übergangen, gab es für Frau F. nur drei prinzipiell mögliche Lebenswege: Sie geht in Stellung und heiratet auswärts, kommt also nicht mehr zurück. Oder sie geht zwar in die Fremde, heiratet aber am Ort in eine Familie, also in einen landwirtschaftlichen oder handwerklichen Betrieb ein. Eine Variation davon wäre das Verbleiben als Dienstmagd am Ort und das anschließende Einheiraten in eine „Heimat“, d. h. eine existenzsichere Hofstelle. Die dritte, allerdings marginale Möglichkeit bestünde darin, in der Region einen der wenigen, Frauen offenstehenden Berufe zu erlernen (Schneiderin, Hebamme, Krankenschwester, Kinderschwester, Handarbeitslehrerin u. ä.) und in der Region bzw. am Ort zu bleiben.

Frau F's Weg verläuft anders. Und dieser Verlauf ist ohne die skizzierte örtliche Geschichte schwer denkbar. Ihr kindlich-jugendlicher Horizont bleibt zunächst noch der dörflichen Welt verhaftet. Sie möchte gern in der Landwirtschaft bleiben, was für sie wahrscheinlich so viel ist wie „Bleibenkönnen“ und nicht „Weggehenmüssen“. Es ist der Traum von einem Leben in den bisher bekannten Bahnen. Die Mutter aber drängt sie, wohl aufgrund eigener negativer Erfahrungen, in eine andere Richtung. Sie solle etwas Rechtes lernen! Aber was?

In dieser Situation bietet die lokale Entwicklung der 20er Jahre eine neue Perspektive: das Gast- und Fremdenverkehrsgewerbe. Schon mit 14, 15 Jahren hilft sie beim Bedienen, lernt und schaut sich manches ab. Noch aber ist das Gewerbe am Ort zu wenig entwickelt, als daß sie zu Hause eine Lehre machen könnte, wie es im Handwerk durchaus üblich ist.

Also d'Mutter hot gsagt, daß ich niemals auf a Landwirtschaft soll, und denn hon ich mich entschlossen, weil des schon als Kind mein Wunsch war, ins Wirtsgewerbe. Ich wollt einfach mit Menschen zämme komme und ma hot mi schon überall gholt, schon mit 14, 15 Jahr, hier in Immenstaad, hon i müsse helfen in de Lokale, . . . und inzwischen hon ich mich denn so a weng beworben, wo kennt me anfang. Richtig wollt ich lerne, des hot ma ja sozusagen domols nicht so viel getan, denn do hot ma sich gar nicht getraut, ma war ja zu schüchtern, ja zu kindlich noch und vom Land überhaupt.

Frage: Hätten Sie in Immenstaad lernen können?

Antwort: *Nein, des het ich nirgends können. Nein, nein, ich hab grad regelrecht in der Zeitung g'sucht, wo Saallehrtöchter gesucht werden. Ja, und denn hot ma hingschriebe und d'Mutter war halt gar nicht dafür, weil des halt so weit weg war. Und i hon halt gseit, doch, und i möcht weit weg, i möcht ebbes sehe und höre. Und denn nachher hont se mir aber abschriebe, daß die Stelle schon belegt sei und denn hot ma wieder gwartet, wieder auf des Passende. Heut dät ma selber a Annonce rein, oder it. Un denn hont mir gwartet und immer wieder d'Schwarzwälder Bote gholt und denn stand etwas Passendes drin, und denn hont mir hingschriebe und hon den im Oktober anfangen könne.*

F.: Mit welchem Gefühl?

A.: *Mit schwerem Herzen bin ich fort von daheim. Ich weiß noch wie heut, d'Mutter ging nicht mit, aber d'Vater isch mit bis Konstanz und hot mi in d'Bahn reingetzt.*

F.: Wie alt waren Sie da?

A.: *16, 17 in dem Alter. Ja, und denn bin i a komme do unten und denn hot mich der Portier empfangen mit der Mütze, und denn sagt er, ach Sie haben einen großen Koffer, lassen Sie den Koffer gleich am Bahnhof, denn Sie bleiben nicht länger, es bleibt niemand länger wie 4–6 Wochen. Jetzt könntet Se denke, was einem des schon für ein Ding macht. Do hoscht en Humor und so weit weg und kein Geld und nix. Und denn nochher hon i gsagt, jo also des isch*

egal, i muß doch anfangen. Denn bin i 2 Jahr bliebe. Aber wirklich, es waren keine Herrenjahre. Do darf ma sage, Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Der war wüsch mit mir, ich hab 2 Jahre keinen Pfennig Geld gehabt. I hätt nie heimgeschrieben. Im November hot er mir's Geld nochher gebe, 40,- RM im Monat und im Dezember wollt er mir's schon nicht mehr gebe, do sagt er zu mir, „Sie haben alles, Sie haben Ihre Wäsche, Ihr Essen und Schlafen und mehr brauchen Sie nicht. Und Sie kriegen Ihr Geld, wenn Sie weggehen bei uns.“ Des hot der scho gewußt, warum er des sagt. No, weil niemand bliebe ischt. Und denn, i weiß aber heut noch nicht, wie ich den Schneid aufbrocht hab im Dezember und zu ihm gsagt hab, er möcht aber doch so gut sei, mir nochmal die 40,- RM gebe, also ich möcht jedem a kleines Gschenk auf Weihnachten schicken, weil ich nicht heim will über Weihnachten.

F.: War das nicht möglich?

A.: *Ha noi, was hon i welle, ich war ja erst 8 Woche dort und die Hin- und Herfahrt und alles.*

F.: Sie haben an Weihnachten auch arbeiten müssen?

A.: *Ha jo des war auf dem Hotel, es war nicht groß, war nur eine Saalochter da und ein Lehrling. Ja, ja, und mir hont sogar Grafen und Gräfinnen obe ghet, wo's ganze Ding bewohnt hont. Feines Publikum, vom Abt bis zum Professor, bis zum Baron. Und mit keinem Gast ein Wort sprechen. Niemals. Nein, nein, auch die Saalochter hat das nicht getan.*

F.: Gab's da auch nette Leut?

A.: *Ach do war eine Strenge, eine Atmosphäre, daß ma jeden Morgen aufgestande isch und denkt hot, was wird's heut wieder gebe.*

F.: Wie haben Sie das ausgehalten?

A.: *Ja, des wundert me heut no.*

F.: Haben Sie die Probleme mit anderen Leuten besprochen?

A.: *Mit niemand, hab ich nicht dürfen. Denket Se mol an, der Chef hot im zweiten Stock zum Fenster rausgeschaut auf d' Marktplatz. Do hont mir emol an Kinderarzt ghet, an alter Herr. Und der sieht mich am freien Tag mit dem Arzt sprechen von seinem Fenster aus, daß er mich am andere Tag nicht rausgeworfen hat, des war alles. „Sie haben nicht zu sprechen mit den Leuten. Sie haben mit den Leuten gar nichts zu tun. Sie sind einfach nur bei uns und es wird über gar nichts gesprochen.“ Nichts, do hots gar nichts gebe.*

F.: Ja, konnte der Sie so einfach rausschmeißen? Einen Lehrvertrag oder sowas gab's da noch nicht?

A.: *Gab's nicht, nein. Ein Lehrvertrag hont mir keinen ghet.*

F.: War das alles mündliche Absprache?

A.: *Ja, alles mündliche Absprache. Und nach zwei Johr hon i denn gsagt, also ich möcht jetzt gehen. Und denn hot er mir glaub ich 360,- RM auf d'Tisch glegt. Und denn bin ich heim und hab's ganze Geld hinglegt. Alles, ja, und hab's de Eltre gebe.*

F.: Haben Sie nicht daran gedacht, so in dieser Zeit, die Stelle zu wechseln?

A.: *Nein.*

F.: Gab's da überhaupt keine Möglichkeiten?

A.: *Nein, das ließ mir der Stolz nicht zu. Nein, ich wär nicht gegangen.*

F.: Warum?

A.: *Weil ma was glernt hot und vor allem also, als anständiger Mensch wieder heimgekommen isch, so wie me fort isch.*

F.: Was bedeutet das – das versteh' ich nicht?

A.: *Ha, ich mein, wenn mir jetzt sagen, man hätt jeden freie Tag an andere einglade oder me wär mit am andere fort. Ha, do wär doch s'Leben ganz anderscht wore schon als Junges. Und so hosch du könne sage, alles in Ordnung, kommst heim, wie du fort bist und daß einfach d' Eltern keine Sorge mit einem ghabt hont.*

Nach zwei Jahren Lehre in dem Wormser Hotel wechselt sie mehrfach die Stelle: von Heidenheim nach Konstanz und von dort nach Meersburg, gewissermaßen immer näher an die Heimat heran. Von Konstanz aus fährt sie jede Woche einmal nach Hause. Aber es gelingt ihr nur sporadisch und nicht endgültig heimzukehren. Mit dem Bewußtsein, etwas gelernt zu haben, jemand zu sein, ja voller Stolz kommt sie jedesmal zurück. Und doch hat sie in ihren Augen einen entscheidenden Fehler gemacht, den sie in ihrem Leben nie mehr wettmachen konnte. Sie hatte sich nach ihrer Lehre unter Wert verkauft. Obwohl in einem guten Hotel ausgebildet, hatte sie danach Stellen in gewöhnlichen Gasthäusern angenommen. Der mit dem Antritt ihrer ersten Stelle in Heidenheim vollzogene Abstieg sollte sich als endgültig erweisen. Zwar ist in ihrer Wahrnehmung für diesen Fehler der schlechte Rat eines zufällig zu Hause anwesenden Bekannten der Familie verantwortlich, doch dürfte der Schritt nicht zuletzt eine Folge der allgemein schlechten wirtschaftlichen Lage gewesen sein. Nach ihrer Lehre war sie stellungslos nach Hause zurückgekehrt und hätte wohl auch jede andere sich auswärts anbietende Stelle angenommen, ja annehmen müssen, denn am Ort gab es für sie keine berufliche Perspektive.

Einmal auf der Ebene der gewöhnlichen Gastwirtschaften angelangt, schien es für sie bald nur noch einen Ausweg und ein Ziel zu geben, den eigenen Betrieb.

Aber ohne einen Mann schien das unerreichbar zu sein. Deshalb stürzt sie sich Hals über Kopf in eine Ehe mit einem Koch, erreicht mit ihm ihr Ziel und scheitert doch: Die Ehe mit ihm ist unerträglich. Sie hatte sich in eine schier ausweglose Situation hineinmanövriert: Hier der rabiate und eifersüchtige Mann, dort die inzwischen geborenen Kinder, die beruflichen Träume und der Wunsch heimzukehren.

In dieser Situation führt der Krieg zu einer eigentümlichen Konstellation: Alleinstehend und ohne den zum Militär eingezogenen Mann kehrt sie ins Haus der Eltern zurück und nimmt dort praktisch die Stelle ihres ebenfalls im Krieg befindlichen Bruders ein. Sie hilft ihrem Vater in der Schreinerei und bedient vor allem die Maschinen. 1946 wird sie geschieden und bleibt mit ihren drei Kindern bei den Eltern. Als aber 1948 ihr Bruder heimkehrt, muß sie sich zum wiederholten Mal nach einer neuen Existenz umsehen.

Im Unterschied zu früher findet sie nun aber wenigstens vorübergehend eine Beschäftigung am Ort und bedient immerhin sechs Jahre lang in zwei verschiedenen Immenstaader Wirtschaften. Dafür, daß sie verspricht nach der Scheidung nicht wieder zu heiraten, der für eine Frau damals naheliegendsten Möglichkeit der Existenzsicherung, erhält sie von ihrer gut katholischen, kinderlosen Tante eine eigene „Heimat“, ein Haus am Ort.

Damit hatte sie zwar zum ersten Mal eine Grundlage für den Aufbau einer eigenen Existenz in der Hand, doch erst die Tatsache, daß zur gleichen Zeit und im richtigen Moment das Wirtschaftswunder der 50er Jahre begann, hat ihre Existenzgründung möglich gemacht.

„... Ha, weil i des Haus g'erbt hon, denn hon i mir halt gsagt, wenn i des Haus hon, entweder muß i was d'raus mache oder i muß es verkaufe, was andres kann i nicht mache. Z'erscht hon i den d'Schmiede umbaut und hon gsagt, des gi't Einzelzimmer, und denn hon i scho e kleine Einnahm'. Dornier war domols im Komme, und denn hon i immer sechs, siebe Zimmerherre ghet, und durch die Herre hon i denn scho en kleine A'fang ghet. Die hond aber nur s'Frühstück ghet und s'Schlofe. Später hot me immer Kurgäsch ghet, und solange i no d'Mutter ghet hon, war des schön. D'Mutter isch jeden Dag zu mir rufkomme, hot die Kinder do obe versorgt, un denn isch's langsam mit de Kurgäsch losgange, und denn hieß es „Ach haben Sie kein Schnittchen, abends?“ so sind mer denn langsam reing'schlittert, und denn hot me umbaut und hot denn eine Gaschtstätte gmacht.“³¹

So hat sie es am Ende doch noch geschafft. Ohne dieses Haus hätte sie früher oder später entweder wieder heiraten oder wieder schaffen und d. h. von zu Hause weggehen müssen, wie sie selbst sagt. Sich in der Heimat allen und allem zum Trotz eine eigene „Heimat“ aufgebaut zu haben, macht sie stolz und selbstbewußt. Aber sie vergißt auch nicht, wieviel Umwege, wieviel Mühe, Not und Kampf sie in Kauf nehmen mußte, um ihr Ziel zu erreichen. Da stellt sich leicht das Gefühl ein, zuviel verloren und versäumt und die Weichen des Lebens in entscheidenden Momenten doch falsch gestellt zu haben, wofür sie in erster Linie andere Personen, ihre fehlende Bildung, ihre Herkunft vom Land und ihr Geschlecht verantwortlich macht. Sie sieht sich als von außen gesteuert an und läßt immer wieder durchklingen, wie gerne sie ihr Leben mehr in der Hand gehabt hätte, als sie es hatte. Dabei hat sie sich alles andere als passiv verhalten und die für Mädchen in den 20er, 30er und 40er Jahren äußerst engen Spielräume sehr wohl genutzt. Daß diese Spielräume im Laufe ihres Lebens objektiv größer wurden, hat ihr Leben genauso geprägt wie die anfängliche Enge. Daß sie es in den 50er Jahren, gestützt auf ihren Sohn, der sicher eine gewisse Ersatzfunktion des Mannes wahrgenommen hat, gewagt hat als alleinstehende Frau schrittweise einen Betrieb aufzubauen, gehört hier ebenso her wie die neue, durch die Nähe der Industrie und das Aufblühen des Fremdenverkehrs in Gang gekommene Entwicklung, ohne die es für sie, trotz größter Anstrengungen, kaum eine Existenzmöglichkeit gegeben hätte. Entsprechend waren ja auch all ihre vorherigen Versuche von nur begrenzter Dauer.

So liest sich denn der Lebenslauf als ein langer Rückweg in die Heimat, die sie auf der einen Seite am liebsten nie verlassen hätte, die verlassen zu haben sie aber dennoch stolz macht und über die bloß Daheimgebliebenen erhebt. Sie hat mehr von der Welt gesehen als viele Immenstaaderinnen gleichen Alters. Aber sie hätte gern noch mehr von der Welt erfahren und gesehen. Die Möglichkeit mehr zu lernen als sie gelernt hat, ist ein ständig sich wiederholender, unerfüllter Wunsch von ihr. Wäre sie in ein Nobelhotel wie in Pontresina gekommen oder wäre sie beruflich auf der Ebene von Hotels geblieben, dann hätte sie vielleicht, wie sie meint, den Anschluß an die große Welt bekommen und wäre ihrer kleinen Welt, um deren Rückgewinnung sie ein Leben lang gekämpft hat, endgültig entfremdet worden. Wahrscheinlich hätten wir sie dann nie befragen können. Ihr Leben hätte aber auch zwischen diesen beiden „Stühlen“ enden können, dann nämlich, wenn sie weder den großen Traum realisiert, noch die Rückkehr in die kleine Welt ihres Herkunftsortes geschafft hätte. Diese Angst hat sie wohl zeitlebens verfolgt, zumindest bis zu dem Zeitpunkt, wo sie wenigstens den kleinen Traum realisiert hatte, der sie dann über den verlorenen großen hinwegtröstete. Aber ohne die Entwicklung der Umstände wäre nicht einmal der zur Realität geworden. Sie hätte es wohl kaum geschafft, sich auf Dauer bildlich gesprochen am Tellerrand ihrer Heimatgemeinde festzuhalten, sondern wäre unweigerlich wieder über ihn hinausgedrängt und erneut ins Ungewisse gestoßen worden.

Auf der anderen Seite hat sie die durch die Umstände gegebenen Chancen genutzt und damit ihrerseits Zug um Zug nicht nur zur Veränderung ihrer persönlichen Situation, sondern der allgemeinen Strukturen beigetragen und damit wiederum die Voraussetzungen für weitere Entwicklungen und die heutigen Verhältnisse mitgeschaffen.

So gesehen war sie am Ende nicht nur Opfer der allgemeinen und lokalen Strukturen, also Objekt der Geschichte, sondern auch Miturheberin der heutigen Gestalt des Dorfes, einer Gestalt, die den Jüngeren wiederum als Gegebenheit, als objektive Bedingung ihres Lebens gegenübertritt, wie ihr in ihrer Jugendzeit das Dorf in seiner Gestalt der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts.

c) „Ich bin aufgewachsen im Arbeiterturnverein!“ – Zur Innenseite des Lagers
 „Arbeiterbewegung“ (Dieter Schott)

Zahlreiche Historiker und Sozialwissenschaftler haben in der Vergangenheit in der tiefen Spaltung der deutschen Gesellschaft des Kaiserreichs und der Weimarer Republik in weltanschauliche Lager oder sozialmoralische Milieus ein zentrales Erklärungsmoment für das Scheitern der Weimarer Republik und den Erfolg des Nationalsozialismus gesehen.³² Nachdem man sich zunächst darauf konzentrierte, diese Spaltung auf der politischen Ebene und der Ebene der großen gesellschaftlichen Organisationen und Institutionen nachzuzeichnen, schob sich in den letzten Jahren die Frage in den Vordergrund, wie diese Lager lokal konstituiert und im Alltagsleben der den Lagern zugehörigen Menschen verankert waren.³³ Diese Frage soll im folgenden am Beispiel des Turnvereins „Bahnfrei“ 1892 in Konstanz untersucht werden, dem innerhalb der sozialdemokratisch geprägten Arbeitervereinskultur größten und aktivsten. Aufgrund der wirtschaftlichen Struktur der Stadt blieb diese zwar immer eine Minderheitenkultur, entfaltete aber dennoch zeitweise eine erhebliche Dynamik.³⁴

Für eine Untersuchung des „Bahnfrei“ stehen folgende schriftliche Quellen zur Verfügung:

1. Drei Aktenfaszikel im Stadtarchiv Konstanz, die im wesentlichen enthalten:
 - Anträge des Vereins an das Bezirksamt auf Verlängerung der Polizeistunde bei Veranstaltungen und auf Genehmigung von Veranstaltungen in Zeiten von Versammlungsverboten
 - Die Korrespondenz zwischen Verein und Stadtverwaltung bezüglich Bau des Waldheims im Loretowald einschließlich der dazugehörigen Baupläne, Finanzierung, Protestbriefe von Anwohnern usw.
 - Die Korrespondenz zwischen Verein und Stadt wegen der Benützung städtischer Hallen und Plätze, der Inanspruchnahme städtischer Gerätschaften und Dienstleistungen bei Turnfesten o. ä., Rechnungen darüber, Einladungen zu Veranstaltungen usw.
2. Die Konstanzer Tageszeitungen, insbesondere das sozialdemokratische „Konstanzer Volksblatt“ (1920–1933), das weitgehend die Funktion eines Vereinsorgans übernahm.

32 Vgl. Ralf DAHRENDORF, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1968, bes. S. 415–441. Dahrendorf betont die Wirkung der nationalsozialistischen „sozialen Revolution“, die traditionelle „Versäulungen“ und Loyalitäten aufgelöst habe und so einen unwiderruflichen Modernisierungsschub bewirkt habe. Karl Dietrich BRACHER, Die Auflösung der Weimarer Republik, 15. Auflage Villingen 1971, bes. S. 70–75; Mario R. LEPSIUS, Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen vor der nationalsozialistischen Machtergreifung, Stuttgart 1966.

33 Beispielhaft immer noch Erhard LUCAS, Zwei Formen des Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1976. Einen guten Überblick über diese Tendenzen geben die Sammelrezensionen von Peter STEINBACH zur Regional- und Alltagsgeschichte in den Jahrbüchern zur Hessischen Landesgeschichte, Jahrgang 1980–1982. Eine interessante Diskussion des „Lagerproblems“ in der Ruhrarbeiterschaft findet sich bei Alexander v. PLATO in seinem fast ausschließlich auf Mündliche Geschichte gestützten Aufsatz „Ich bin mit allen gut ausgekommen“ oder: War die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten?, in: Lutz Niethammer (Hrsg.), „Die Jahre . . .“ a. a. O. (Anm. 20), S. 31–65.

34 Die Untersuchung entstand im Rahmen eines Dissertationsvorhabens zur Konstanzer Geschichte der Jahre 1918–1925. Zur Geschichte des Arbeitersports in Deutschland vgl. Horst UEBERHORST, Frisch, frei, stark und treu. Die Arbeitersportbewegung in Deutschland 1893–1933, Düsseldorf 1973. Einen informativen Forschungsüberblick zum Thema Arbeiterkultur gibt auch der Aufsatz von Dieter LANGEWIESCHE: Politik – Gesellschaft – Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem 1. Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte XXII, 1982, S. 359–402.

Das Verhältnis zwischen Verein und Bezirksamt bzw. Stadt läßt sich also anhand der Akten recht gut herausarbeiten: Man kann die Entwicklung von der eindeutigen Diskriminierung des Arbeitervereins in den 1890er Jahren über eine allmähliche Akzeptierung – 1912 stellt die Stadt bereits ihre technischen Hilfsmittel zur Durchführung des 20jährigen Stiftungsfests zur Verfügung – bis hin zur zumindest formal völligen Gleichberechtigung des „Bahnfrei“ mit den bürgerlichen Vereinen in den 1920er Jahren nachzeichnen. Aus den Akten läßt sich herausfiltern, wer jeweils für den Verein welche Funktionen bekleidete, welche Veranstaltungen der Verein durchführte, was das übliche Programm dabei war und in welchen Lokalen diese Veranstaltungen stattfanden.

Die Presseberichterstattung erlaubt, das Vereinsleben detaillierter nachzuzeichnen, gibt Namen von Mitgliedern preis, spiegelt die vereinsoffizielle Turnideologie wie auch die Polemik zwischen bürgerlichem Turnverein und Arbeiterturnverein wider. Trotz vergleichsweise guter Quellenlage geben die schriftlichen Quellen jedoch kaum Antworten auf folgende Fragen:

- Wie wurden die Mitglieder des „Bahnfrei“ rekrutiert?
- Aus welchen Elternhäusern, welchen sozialen und politischen Hintergründen kamen die Arbeiterturner?
- Was bedeutete den Mitgliedern das Vereinsleben?
- Inwieweit wurde der „Bahnfrei“ von den Mitgliedern als Teil einer anderen politischen Kultur wahrgenommen?
- Welche Rolle spielte der „Bahnfrei“ für die Orientierung und Lebensgestaltung der einzelnen?

Was wir also aus den schriftlichen Quellen kaum herausarbeiten können ist die „Innenseite“, die „Funktionsweise“ des Lagers „Arbeiterbewegung“ bzw. eines bedeutenden lokalen Teilelements. Wir erfahren aus den schriftlichen Quellen fast nichts über die Binnenperspektive der Mitglieder, den Grad ihrer Beteiligung, die mit ihrem Engagement subjektiv verbundene politische und kulturelle Ausrichtung. Um dieses Defizit auszugleichen, um die Differenz zwischen offizieller zeitgenössischer Selbstdarstellung des Vereins und der subjektiven Wahrnehmung der Aktiven auszumessen, ist neben der Autobiographie die Mündliche Geschichte, die Heranziehung mündlicher Quellen das einzig verbleibende Instrument.

Aufgrund dieser Überlegungen habe ich Interviews mit acht ehemaligen Arbeiterturnern durchgeführt. Sechs davon waren Mitglieder eines Seniorenkreises, der sich im Kern aus ehemaligen Mitgliedern des „Bahnfrei“ zusammensetzte. Man könnte nun mit einem gewissen Recht einwenden, daß bei einem Kreis, der so lange zusammengeblieben ist, von einer hochgradigen Identifikation mit dem Verein ausgegangen werden kann, der diese Menschen in ihrer Jugend zusammengeführt hat. Die so mitgeteilten Erfahrungen wären demnach auf einen wahrscheinlich kleinen Kreis von Aktivisten beschränkt; die Erfahrungen derer, die nur kurze Zeit mit dem Verein in Berührung kamen, sich nicht näher an die Arbeitervereinskultur banden, wären damit nicht abgedeckt. Dies trifft prinzipiell zu, ist jedoch für die Mündliche Geschichte allgemein ein schwer zu lösendes Problem, da Erfahrungen der Nichtorganisation, der Nichtpartizipation einleuchtenderweise nicht systematisch über die existierenden Organisationen (Gewerkschaften, Parteien, Vereine usw.), deren Karteien und Altenarbeit, sondern eher zufällig über Weiterempfehlung von einer Interviewperson zur anderen innerhalb von Bekanntschaftsnetzen erschlossen werden können. Erfreulicherweise hat sich bei zwei Interviews, die zunächst unter einem anderen thematischen Schwerpunkt geführt worden waren, herausgestellt, daß die Interviewpartner ebenfalls Mitglieder des „Bahnfrei“ gewesen waren, aber nicht dem Seniorenkreis angehören, so daß überprüft werden konnte, inwieweit die Erzählungen lediglich Produkt einer

sich selbst in nostalgischer Erinnerung bestätigenden Gruppe waren. Diese Gegenüberstellung führte im wesentlichen zu einer Abrundung und Bestätigung des gewonnenen Gesamtbildes.

Es soll nun im folgenden an vier Interviews gezeigt werden, aus welchem familiären und politischen Milieu und auf welche Weise die Interviewten zum „Bahnfrei“ kamen, wie sie also in die Arbeitervereinskultur sozialisiert wurden.

Fangen wir mit Frau M. an: 1906 in Konstanz geboren, war der Weg in die Arbeitervereinskultur durch ihre Familie vorgezeichnet. Ihr Vater, von Beruf Schriftsetzer, war kurz nach der Jahrhundertwende bereits als aktiver Sozialdemokrat nach Konstanz gekommen, hatte eine Konstanzerin geheiratet und war durch seine dynamische Persönlichkeit und Willensstärke bald zur dominierenden Gestalt der Konstanzer Arbeiterbewegung geworden. Sein besonderes Interesse galt dem Turnen; in der Erzählung seiner Tochter vermischen sich Familienleben, Turnverein und politische Arbeit so unauflöslich, daß sie sagen kann:

„Ich bin aufgewachse im Arbeiterturnverein. Des war en ganz enger Zusammenhang, ja.“

Dieser enge Zusammenhang ergab sich nicht zuletzt aus gemeinsamen Ausflügen. Auf die Frage, mit welchen Familien ihr Vater hauptsächlich Kontakt hatte, antwortet Frau M.:

„Mir habet uns sonntags getroffen, also vor 1918, wo ich noch Kind war, isch die Turnerfamilie mitenander fort, alle. Mir sind als Turnerfamilie immer mitnander fort. Warum, des ergab sich ja automatisch aus der Tatsache, daß Arbeiter woanders gar nicht geduldet waren, nicht. No sin mer in d'Schweiz und überall rumkomme, und mein Vater war ja auch en Bergsteiger und dadurch hat er ja wieder auch andere Kameraden aus unserem Verein mitnomme und no sin die wieder emol e Bergtour mache. Und wir sin immer mitnander fort, ob wir mit em Zug nach Romanshorn gfahre sind, oder wo immer mir hingange sind, es war immer die gleiche Gruppe. Es war ja dann immer auch gleichzeitig Partei dabei, nicht, denn jeder war ja auch in der Partei.“

Und noch einmal, bei der Erwähnung des Vereinslokals, faßt sie ihre kindlichen Erfahrungen im „Bahnfrei“ mit dem Begriff der „Familie“:

„Wisset Se, mir waret e richtige Familie . . .“

Eine Familie wählt man sich nicht, in eine Familie wird man hineingeboren und wächst dann in die auf einen zukommenden Rollen hinein. Auf die Frage, ob es in den 1920er Jahren Arbeitsgemeinschaften in der SPD gegeben habe, antwortet Frau M.:

Jugendgruppe hats do gebe und Falke hats au gebe. Aber mir waren eben bei de Arbeitersportler und dann ham mir uns um alle andere Sache eigentlich gar nicht gekümmert. Mein Bruder isch in die Partei, ich nicht.

I: Wann isch er in die Partei?

M: Mit 18 Jahre. Ich bin 1920 in den Arbeitersport, da ham mer en ebe gegründet und da sin mir alle nei.

Frau M.'s „Turnerkarriere“ war wohl relativ typisch für die Rolle, die Frauen in den Arbeitervereinen damals spielten: Die aktive Beteiligung der Frauen beschränkte sich auf die Schulzeit und die Zeit bis zur Hochzeit bzw. dem ersten Kind. Danach zogen sich die meisten Frauen (zwangsläufig) vom aktiven Vereinsleben zurück.

„Des war so: 1918 habe mir angfange mit Wanderunge. 1920 isch dann mei Mitgliedsbuch ausgestellt worde. 1920 bin ich dann in irgende Turnabteilung, zu den Turnerinnen. Hab dann später no e bißle Vorturnerin gmacht und bin dann von 1920 aktiv im Turne bliebe, bis etwa 1930. Dann hab ich geheiratet, dann bin ich nimmer ins Turne.“

Frau M. hat ein ausgeprägtes Bewußtsein für die Andersartigkeit des „Bahnfrei“. Auf die Frage, ob man gemerkt habe, daß man in einem anderen (nichtbürgerlichen) Verein sei, erwidert sie:

„Ja selbstverständlich, ja selbstverständlich. Weil ja uns des schon beigebracht worde ischt nebenher in der Erzählung, warum wir en Arbeiterturnverein sin und warum wir als Sozialdemokraten diesen Verein habet und daß wir kämpfe müsset dafür, daß der Arbeiter als gleichberechtigter Bürger anerkannt wird. Des war mit eine Aufgabe der Arbeitervereine.“

I: Wer hat des so erzählt?

M: In der Hauptsache mein Vater hat die Vorträge ghalte. Und dann auch die andern, alle die Turnwarte.

I: In der Turnstunde?

M: In der Turnstunde oder als Lehrstunde, das ging so nebenher. Sie müssen sich vor Augen halte, die Kinder, die kamen, waren ja von Zuhause aus schon darauf aufmerksam gemacht worden: Mir gehen dahin, weil wir Sozialdemokraten sind. Und „Wir sind die freie Turnerschaft der Deutschen Republik“, des hon mir ja au gsunge – des war e Turnerlied, natürlich. Und unsere Lieder waren schon politische.

Ähnlich wie Frau M. war auch Herr S. schon familiär vorgeprägt: 1907, zwei Jahre nach seiner Geburt, zog die Familie von Konstanz nach Zürich, da sein Vater nach einem von ihm mitorganisierten Maurerstreik in Konstanz keine Arbeit mehr fand. Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte die Familie nach Konstanz zurück, weil der Vater, der im Krieg als Soldat gedient hatte, keine Einreiseerlaubnis in die Schweiz mehr erhielt, ein Schicksal, das er mit einigen Tausend Deutschen teilte, die vor 1914 in der Schweiz gelebt und gearbeitet hatten und nach dem Krieg nicht wieder zu ihren Familien zurückkehren durften. Herr S. hatte in Zürich durch seinen in Gewerkschaft und Partei aktiven Vater Kontakt mit der Arbeiterbewegung, er erwähnt Maiumzüge und die Beerdigung August Bebel's 1913 als besonders eindrückliche Ereignisse. Eine so intime Gemeinschaft, wie sie Frau M. als Konstanzer „Turnerfamilie“ beschreibt, findet sich in den Kindheitserzählungen von Herrn S. jedoch nicht. Seine Begegnung mit dem „Bahnfrei“ kam so zustande:

S: Nun, wo ich denn nach Konstanz kam 1920 – ich hab scho in Zürich turnt a bißle so, als Bua net, it als Mitglied, aber i bi halt immer in die Turnhall gange in der Näh . . .

I: Bei einem Arbeiterturnverein oder was?

S: Zuerst im bürgerlichen Turnverein . . .

I: In Zürich?

S: . . . und denn bin ich in en Arbeiterturnverein, ja. Und denn komm i auf Konstanz und da hot grad der Turnverein Konstanz 1862, die DT (Deutsche Turnerschaft, D. S.), der hat grad kurz druf ine paar Wochen e Turnfest ghet auf'm frühere Exerzierplatz dunne, net . . . da wo jetzt der Flugplatz isch . . . Wie's so war, als junger Kerle da, als Lehrbua, wo da die Festrede war, do isch mer halt an des Grät na, an de Barre nufguckt oder do uf des Pferd, und no isch glei einer kumme un hot gschimpft. Dann bin i wieder hom zuckelt und e paar Woche druf hot der Bahnfrei da unte in der Sengerwies (. . .) e Turnfestle ghet und da bin i dert au na. Da hat au einer e Festrede ghalte und da bin i au hinte na an des Grät. Und da isch glei einer kumme: „Was isch? Macht Euch des Spaß? Wenn er turne wend kennet er kumme, Petershauser Turnhalle turne mir . . .“ Des hot mir natürlich imponiert und dann bin i in Bahnfrei, und des war also wirklich en wunderbarer Verein.

Die Entscheidung für den „Bahnfrei“ dürfte wohl weniger zufällig und spontan gewesen sein als die Erzählung hier suggeriert. Herr S. wurde von seiner Familie planmäßig in die Arbeiterbewegung eingeführt; als er nach seinem Umzug nach Konstanz zunächst keine Lehrstelle hatte und für ein Jahr als Hilfsarbeiter im Falzziegelwerk arbeitete, trat er gleich auf Anraten seines Onkels, der ihm die Arbeit verschafft hatte, in die Gewerkschaft ein. Die m. E. bewußt pointierte Parallelisierung der beiden Konfrontationen mit dem bürgerlichen und dem Arbeiterturnverein bringt indirekt die Einschätzung von Herrn S. auf den Punkt: Der Arbeiterturnverein erschien ihm offener, der kameradschaftliche Zusammenhalt besser

als im bürgerlichen Turnverein, was Herr S. durch den Bau des Waldheims beim Tannenhof, das zum größten Teil durch Eigenarbeit der Mitglieder entstand, bestätigt sieht. Der „Bahnfrei“ füllte die Freizeit von Herrn S. vollkommen aus. Als guter Turner wurde er bald Vorturner, dann Jugendturnwart und schließlich, mit gerade 25 Jahren, Vereinsturnwart. Seine Abende verbrachte er in der Turnhalle, mit Sitzungen des Turnausschusses oder des Arbeitersportkartells, am Samstag und Sonntag wanderte er zusammen mit anderen Turnern oder hielt sich beim Waldheim auf. Generalthema von Herrn S. Erzählungen ist also die außerordentlich gute, intensive Gemeinschaft und Kameradschaft, wobei er auch die politische Bedeutung des „Bahnfrei“ würdigt:

„Und so isch's gange, so sim mer denn halt um des ganze Ding komme (den Bahnfrei durch die von den Nationalsozialisten 1933 verfügte Auflösung des Vereins, D. S.). Aber es war eine schöne Zeit, da war e wirkliche Gemeinschaft, wo zsammegeht hot, gell. Und mer hot do kon Unterschied gmerkt zwischen alt und jung, daß es do Spannunge gebe hätt', oder. Mer hot halt zsammegehört.“

„... der Arbeitersport hat viele (Jugendlichen, D. S.) en Halt gebe, da hont se e Betätigungsfeld ghet, drum hot des so e prima Gemeinschaft gebe. Und des war eben auf der anderen Seite au für die SPD e große Stütze. Wenn do Wahle waret, do isch mer halt kumme und hot gsagt: Was isch mit de Flugblätter, un no sim mer ins Salemer Tal oder ins Deggenhauser Tal zum Verteile mit de Fahrräder, net.“

Für Herrn S. stellten Sozialdemokratie, Gewerkschaft und Arbeitersport eine Einheit dar, wobei das Hauptgewicht für ihn beim Arbeitersport lag. Auf die Frage, wann er in die SPD eintrat, antwortet er:

„Au 1920/21. Ich bin in der gleichen Woche in d'Partei, in d'Gewerkschaft und in Turnverein.“

Während Frau M. und Herr S. durch ihre familiäre Sozialisation quasi naturwüchsig den Weg zum Arbeiterturnverein gefunden haben bzw. dieser zumindest sehr nahe lag, bedeutete bei den beiden folgenden Interviewpartnern die Entscheidung für den „Bahnfrei“ einen Bruch mit der (früheren) politischen Einstellung der Familie.

Frau T. ist 1907 in Konstanz geboren, ihre Eltern kamen beide vom Land. Der Vater war gelernter Masseur, konnte jedoch in seinem Beruf keine Arbeit finden und ging deshalb zur Stadtverwaltung. Auf die Frage nach der politischen Einstellung der Eltern, ob der Vater auch schon Sozialdemokrat war, antwortet Frau T.:

„Mein Vater war fromm und mir sin auch fromm ufzoge worre, aber nit bigotisch fromm, einfach so. Und wo ner vom Krieg heimkomme isch, hat er gset: „So, Schluß mit de Kirch!“ No sag i: „Wieso?“ „Uns hat me nausgagt in Krieg und die Pfarrer und die Lehrer sin hinnegesse und hon gsoffe und gfresse! Aus, Schluß!“ Denn isch er aus de Kirch austrete und isch in Verbrennungsverein.“

Dieser spektakuläre, durch die Kriegserlebnisse bedingte Schritt des Vaters schuf für die Tochter wohl die Voraussetzung, überhaupt zu einem Arbeiterverein gehen zu dürfen. Auch die Mutter hatte sich innerlich von der Kirche abgewandt, sie kritisierte vor allem die Geldmacherei der katholischen Kirche mit dem Wunderglauben der Menschen, blieb jedoch in der Kirche. Gegen Ende ihrer Schulzeit kam Frau T. dann mit dem „Bahnfrei“ in Berührung:

„... des isch einfach so gsi: Me hot doch früher no gar nix ghet und turnt hot me halt gern. Me hot ja scho in de Schul eweng turnt. Me hot gset: „Ho, kumm doch au!“ Kameradinnen, wo drum rum gwohnt hond, hond des gset. Do sin en Haufe von uns do (. . .). Und denn isch me halt gange, un wenn me hot könne turne und umenanderjucke, des hot uns doch gfallt. Und Ball spiele und was noch so drum und dra war, des war uns s'Höchste. Me hot ja sonst nix ghet.“

Die Wohnung von Frau T.'s Eltern war damals in einem ausgesprochenen Arbeiterwohnviertel, mehrere Fabriken waren in unmittelbarer Nähe, der Bezirk (Petershausen) brachte bei Wahlen den Arbeiterparteien regelmäßig hohe Stimmzahlen. Das soziale Milieu von Frau T.'s Wohnumgebung dürfte also entscheidend für ihren Weg zum „Bahnfrei“ gewesen sein. Ihre Eltern legten ihr dabei keine Hindernisse in den Weg, spielten jedoch auch keine aktive Rolle wie bei Frau M. Für Frau T. standen eindeutig der sportliche und der Freizeitaspekt im Vordergrund. Gegenüber ihren streng auf rechtzeitiges Heimkommen bestehenden Eltern konnte sie auf ihre Teilnahme an Turnstunden und Wanderungen des Vereins verweisen. Auf Fragen nach dem politischen Charakter des Vereins kann sie relativ wenig erzählen; die älteren Mitglieder hätten zwar politisiert, die jüngeren hätten das aber noch nicht so richtig verstanden.

I: Und bei de Maiumzug muß man doch scho gmerkt habe, daß des politisch was anders isch?

T: *Da bin ich au manchmal mitzoglet, do hond se emol so e wengele Rabbatz gmacht.*

I: Wer hat Rabbatz gemacht?

T: *Ha do, welleweg der Gegner. Des hon mir au no net so mitkriegt. Do hond se ebbes neigworfe, gell. Aber sonst an und für sich isch es ruhig verloffte.*

Frau T. lernte im „Bahnfrei“ ihren späteren Mann kennen, einen Drucker, der mit einer Gruppe der sozialistischen Arbeiterjugend aus Hattingen nach Konstanz gekommen war und hier Arbeit gefunden hatte. 1929 heirateten sie – Frau T. hatte nach der Inflation angefangen, als Näherin in einer Kreuzlinger Trikotagenfabrik zu arbeiten – und sie zogen in eine Wohnung, die ihnen ein Turngenosse angeboten hatte.

Aus einem ausgesprochen armen Arbeiterhaushalt kam Herr H., 1903 geboren. H.'s Vater, von Beruf Metzger, arbeitete vor 1914 in der Konstanzer Stadtgärtnerei, seine Mutter ging als Putzfrau in einen Verlag. Die Lebensumstände der vielköpfigen Familie müssen außerordentlich schlecht gewesen sein: Herr H., das vierte von sechs Kindern, erkrankte 1909 zusammen mit seinem Vater und zwei Geschwistern an der „Englischen Krankheit“ und behielt einen verwachsenen Arm davon zurück. Die damalige Wohnung im Stadtteil Niederburg beschreibt er als klein, dunkel und feucht; bis zum 15. Lebensjahr mußte er mit seinem Bruder ein Bett teilen. H.'s Vater war ein aktiver Zentrumsanhänger, Mitglied im Katholischen Männerverein; in direktem Zusammenhang damit erwähnt H. wiederholt, daß sein Vater vom katholischen Pfarrer oder von den Zoffinger Schwestern Unterstützung bekommen hätte. H. schildert seinen Vater als fanatischen Soldaten, der – obwohl schon 43 Jahre alt – sich bei Kriegsausbruch als Unteroffizier freiwillig meldete, aber schon 1917 mit einer Lungenkrankheit entlassen und zu 100 % kriegsinvalid geschrieben wurde; 1923 starben H.'s Vater und sein zweitältester Bruder an Tuberkulose. Als der älteste Bruder (Jahrgang 1897) radikalisiert aus dem Krieg zurückkam, entwickelten sich heftige Konflikte zwischen ihm und H.'s Vater über den Anschluß an die Arbeitervereine. H. erzählt darüber:

„*Mich hat dazu bewegt, zum ‚Bahnfrei‘ zu gehen mein ältester Bruder, der 1918 aus der französischen Kriegsgefangenschaft kam. Der hat sich dieser Arbeiterbewegung angeschlossen zuerst, . . . Des war der Alfred, der kam aus der Kriegsgefangenschaft und war vollständig links eingestellt. Weil er das so mitgemacht hat als Landsar, der isch mit 17 Jahren zum Militär eingezogen worde. Er hat dann so eine Wut gehabt, weil die Offiziere Frauen gehabt habe, gutes Essen, und sie sind in große Lager neikomme, wo es nur Hering gab sechs Wochen lang zum Essen. So war der halt etwas verstimmt gegenüber meim Vater. Mein Vater war Zentrumsmann. Ich hab des aufmerksam verfolgt und mein zweitältester Bruder und ich haben uns ihm (Alfred, D. S.) angeschlossen. . . . Und des hat mich damals bewegt, ich konnte ja nicht turnen, weil ich bresthafte Arm hab, die ‚Englische Krankheit‘, ich konnte also*

nicht turnen mit meine Ärm, hab mich dann aber dem Fußballsport gewidmet. Und so ware mir zu dritt, drei Brüder wo dabei waren und ich war natürlich der jüngste davon. Mir han uns dem angeschlossen und waren begeistert.“

Herr H. betätigte sich also zusammen mit seinen Brüdern in der nach dem Krieg gegründeten Fußball- und Sportabteilung des „Bahnfrei“. 1924 trat er dann außerdem noch dem Arbeitergesangsverein „Vorwärts“ bei. Im Zusammenhang mit der Vereinsgeselligkeit, bei der sein ältester Bruder als Alleinunterhalter eine führende Rolle spielte, sagt Herr H.:

„Alles isch aufgeführt worde beim Bahnfrei, also me hot richtig könne sage, in dem Verein hat überhaupt nix gfehlt, was me unter me Verein verstehe kann. Vielseitig! Me hat Handball anfange, mer hat des anfange . . . Zweihundert aktive Leut han mir ghabt, einschließlich Juniore, der aktivste Verein in Konstanz.“

Ähnlich wie bei Herrn S. war auch Herrn H.'s Freizeit mit Aktivitäten in den Arbeitervereinen ausgefüllt:

„Kurzum, und do han i mi angeschlosse (dem Arbeitergesangsverein ‚Vorwärts‘, D. S.) und war mit Leib und Seele dabei. Am Montagabend war gemischter Chor und am Donnerstag Männerchor. Der Gesangsverein und der Sportverein hat mir die Zeit ausgefüllt, für die ganze Woche.“

Sein persönliches Verhältnis zur SPD in den 1920er Jahren schildert Herr H. so:

„Nein, in der Partei war ich nicht, nie. Also, ich war vorm Dritten Reich überhaupt in keiner Partei. Sympathisierender, ja, war ja ganz klar. 1924 war ich s'erste Mal wahlberechtigt, und da hab ich die SPD gewählt. Also Anhänger, des hat sich ja scho gebe durch de Turnverein, durch de Bahnfrei scho.“

Oder an einer anderen Stelle des Gesprächs:

„Mit der Partei als solches hond mir ja net so viel zu tun ghabt. . . . Politisch war i net tätig, aber i hab gwißt, wo ich hinghör.“

An diesen vier Beispielen mag deutlich geworden sein, wie unterschiedlich der Weg eines Jugendlichen in den Turnverein „Bahnfrei“ sein konnte. Entscheidend war, ob das Elternhaus die Einbeziehung in die Arbeitervereinskultur förderte oder tolerierte, bzw. ob bei Konfliktsituationen wie im Fall von Herrn H. Leitfiguren vorhanden waren, die den Konflikt mit den Eltern erleichterten.

Die Mitgliedschaft im „Bahnfrei“ wirkte fast immer politisch sozialisierend im Sinne der Arbeiterbewegung, auch wenn das Vereinsleben selbst häufig nicht als politisch wahrgenommen wurde. Das Vereinsleben absorbierte bei den Aktiven einen außerordentlich großen Teil ihrer Freizeit, es hatte mit Sicherheit gruppen- und ichstabilisierende Wirkung. Dafür spricht schon der große Stolz, mit dem heute noch, nach fünfzig Jahren über den Verein, seine Stärke und seine Leistungen berichtet wird. Die relativ große Widerstandsfähigkeit und Stabilität der Arbeiterparteien im Vergleich zu den bürgerlichen Mittelparteien beim Ansturm der Nationalsozialisten nach 1930 dürfte nicht zuletzt in der Existenz dieser – Zusammenhalt und Solidarität fördernden – Arbeitervereinskultur ihre Erklärung finden.

Auf der anderen Seite waren der enge Zusammenhalt, die starke Abgrenzung nach außen, sicher auch hinderlich beim Versuch, abhängig beschäftigte Schichten wie Angestellte und Beamte für die Arbeiterbewegung zu gewinnen.

5. Wie Interviews entstehen. Unsere Vorgehensweise bei der Durchführung der Befragungen im westlichen Bodenseeraum

Diese Texte sind Ausschnitte aus einem umfassenden Projekt, das sich der mündlichen Überlieferung historischer Vorgänge und Erfahrungen im westlichen Bodenseeraum widmet. Selbstverständlich können in dieses Vorhaben nicht alle Orte des Raumes einbezogen werden. Der Auswahl liegt ein grobes Strukturraster zugrunde. Untersucht wurden bzw. werden:

1. der zentrale Ort der Region (Konstanz)
2. eine Industriestadt, die sich aus einem Dorf entwickelt hat und durch mehrere Großbetriebe gekennzeichnet ist (Singen)
3. eine Industriestadt, die durch die Entwicklung eines Industriekomplexes charakterisiert ist (Friedrichshafen)
4. eine Kleinstadt, die heute vom Fremdenverkehr beherrscht wird (Meersburg)
5. eine Kleinstadt mit Marktfunktion für das Umland (Markdorf)
6. ein Dorf, das vom Weinbau auf Fremdenverkehr und Industrie umgestellt hat (Immenstaad)
7. ein Dorf, das vom Weinbau auf den Gemüsebau umgestellt hat (Reichenau)
8. eine Gemeinde, die sich vorwiegend zur Pendlergemeinde entwickelt hat (Bermatingen)
9. ein Dorf, das früher von einer großen Fabrik beherrscht war (Mühlhofen/Gem. Unteruhldingen)
10. eine eher „klassisch“ gebliebene Landgemeinde (Owiningen).

Die Auswahl der Orte innerhalb dieser Kategorien war von spezifischen Umständen und Interessen abhängig. Jedenfalls war sie nicht Produkt verfeinerter Auswahlkriterien.

Begonnen hat das Projekt mit der Untersuchung von Immenstaad (1980), Konstanz und Reichenau (1981).³⁵ Es folgten Radolfzell (1982), Owiningen und Friedrichshafen (1982/83), Bermatingen und Markdorf (1984) und schließlich Meersburg und Singen (1984/85). Die Aufzählung macht schon optisch deutlich, daß neben dem engeren Raum Konstanz der Bodenseekreis im Mittelpunkt der Untersuchungen steht, was auf die durch den Kreisarchivar E. Kuhn angeregte Kooperation zwischen Landkreis und Universität zurückzuführen ist.

Im einzelnen vollzieht sich die Untersuchung eines Ortes in folgenden Schritten:

a) Bei der Auswahl der zu Befragenden wird eine relative Repräsentativität angestrebt, d. h. es wird darauf geachtet, daß die am Ort vertretenen sozialen Gruppen einigermaßen gleichmäßig berücksichtigt werden. Selbst eine in diesem Sinne eingeschränkte Repräsentativität ist schwer zu erreichen, von einer statistischen ganz zu schweigen. Das wird besonders bei der Gruppe der Frauen fühlbar. Trotz intensivster Bemühungen von unserer Seite ist es besonders schwierig, sie davon zu überzeugen, daß auch sie für die Geschichte Wichtiges erlebt haben. So sind die Männer am Ende unter den tatsächlich Befragten immer wieder überrepräsentiert. Befragt werden sollen sowohl Entscheidungsträger und führende Personen der Gemeinden als auch einfache Leute. Dabei versuchen wir, die bisher bei Projekten der Mündlichen Geschichte weitverbreitete Konzentration auf eine soziale

³⁵ Gert ZANG, Gedanken tausendmal gedacht, Gefühle tausendmal gefühlt . . . ? Versuche, sich der Lebens- und Gedankenwelt kleiner Gemeinden zu nähern: Mündliche Geschichte in der Bodensee-region, in: Literatur und Erfahrung (10/1982), S. 65–76. Werner TRAPP, Sich am eigenen Schopf aus der Geschichtslosigkeit ziehen. Mündliche Geschichte als Versuch kommunaler historischer Kulturarbeit, in: Literatur und Erfahrung (10/1982), S. 77–86.

Schicht („Arbeiter“) oder Gruppe (z. B. „Widerstand“) zu vermeiden. Vielmehr soll ein möglichst breites Spektrum unterschiedlicher Erfahrungs- und Verarbeitungsweisen historischer Wirklichkeiten dokumentiert werden. Es sollen sowohl ehemals politisch Aktive wie Passive, Frauen und Männer, Vertreter aller Parteien, Schichten und Berufsgruppen befragt werden.

Das soziale Spektrum ist natürlich in einer ländlichen Gemeinde geringer als in einer Stadt. So wurden beispielsweise auf der Insel Reichenau folgende Gruppen bzw. Personen interviewt: Landwirte und Gemüsegärtner, Fischer, Metzger, Großhändler, Schreiner, Fuhrmann, Weinbauer, Zimmermann, Postagent, Schiffsanbinder, Gastwirt, Drogist, Hebamme und Tochter eines Kunstmalers.

In Konstanz sieht das Spektrum ganz anders aus: Hier geht die Bandbreite vom Hilfsarbeiter auf dem Bau bis zum Inhaber einer Textilfabrik. Entsprechend der wirtschaftlichen Struktur der Stadt wurden zahlreiche Beschäftigte aus dem Bereich Textilindustrie/Textilgewerbe interviewt (Näherinnen, Modistinnen, Textilarbeiter, Weber/Webmeister usw.). Daneben fanden aber auch Gespräche mit kaufmännischen Angestellten, Sekretärinnen, selbständigen und unselbständigen Handwerkern der verschiedensten Berufsgruppen, Beamten bei Post und Bahn, Lehrern, Dienstmädchen, Hausfrauen und vielen anderen statt.

b) Wie kommt nun ein Interview zustande? Der Kontakt zu den Befragten kann auf mehreren Wegen hergestellt werden:

- eine allgemeine Information erfolgt über das örtliche Mitteilungsblatt oder die Presse
- die Gemeinde gibt uns Listen mit den ihrer Meinung nach wichtigen Personen
- die Gemeinde gibt uns eine vollständige Liste aller über Siebzigjährigen, aus der wir dann auswählen
- örtliche historische Vereinigungen, Vereine, Organisationen oder Gewährsleute empfehlen uns an bestimmte Personen oder an ihre Mitglieder weiter
- Interviewte nennen uns Personen und vermitteln uns an diese weiter
- Namen ergeben sich aus dem Studium der Archivakten oder der alten Zeitungen

In der Regel werden all diese Wege nebeneinander benutzt, wobei ohne Zweifel die Weiterempfehlung durch Interviewte die beste Form darstellt. Das gilt vor allem dann, wenn innerhalb eines Vereins oder einer Organisation, z. B. eines Betriebs oder einer Gewerkschaft der Weg auf diese Weise geebnet wird. Ist erst einmal der Kontakt zu einem Mitglied hergestellt, fällt in der Regel auch der Zugang zu den anderen nicht mehr schwer. Das hat natürlich auch seine Kehrseite. Hat ein solcher Anfangskontakt nicht den gewünschten Erfolg, ist es auch schwierig, mit anderen ins Gespräch zu kommen.

c) Das Interview selbst gliedert sich in der Regel in zwei zeitlich getrennte Gespräche: Im ersten versucht man sich am Lebenslauf entlang zu bewegen. Selbstverständlich springen die Befragten dabei thematisch und zeitlich zwischen den einzelnen Lebensphasen hin und her. Das ist auch kaum zu vermeiden, denn für die Erinnerungsarbeit, die eine solche Befragung immer darstellt, ist das sogar notwendig, weil nur so neue, weiterführende Assoziationen ausgelöst bzw. angestoßen werden. Schließlich haben sich die wenigsten Menschen ihr Leben so zurechtgelegt, daß sie es chronologisch flüssig und geordnet „heruntererzählen“ können. Entscheidend ist deshalb, daß der Interviewer dem Befragten Zeit läßt und ihn nicht permanent mit Fragen eindeckt, sondern nur gelegentlich helfend und lenkend eingreift, etwa indem er auf ein Thema, das im Erzählstrom unvollständig abgebrochen und von anderen Assoziationen überlagert worden ist, wieder zurücklenkt. In jedem Fall werden keine vorformulierten Fragen verwandt. Vielmehr werden die Fragen der jeweiligen Gesprächssituation angepaßt. Wie intensiv gefragt werden muß, hängt im übrigen sehr von der sozialen Schicht bzw. Gruppe ab, der der Befragte zugehört. Beispielsweise muß man

auf dem Land in der Regel sehr viel öfter Frage-Hilfen geben als in der Stadt. Zu dieser behutsamen Führung des Gesprächs steht dem Interviewer ein Leitfaden zur Verfügung, in dem alle wichtigen Themen, Bereiche und Fragen, die angesprochen werden sollen, aufgeführt sind. Er enthält keine standardisierten Fragen, sondern nur Stichpunkte. Für größere Gruppen und deren spezifische Lebensumstände bzw. für Sachkomplexe gibt es spezielle Leitfäden, etwa für die ländliche Bevölkerung, die Arbeiter oder die Frauen. Der allgemeine, eher auf ländliche Verhältnisse zugeschnittene Leitfaden enthält folgende Punkte:

Interview-Leitfaden

1. Datum und Ort des Interviews, Name des/der Befragten
2. Geburtsdatum und Geburtsort des/der Befragten
3. Großeltern:
 - a) Name, Herkunft, Umgebungsbeschreibung
 - b) Angehörige der Großeltern, deren „Karriere“, z. B. Auswanderung, Entgleisungen, Aufstieg
 - c) Lebensformen, z. B. Kleidung, Mahlzeiten, Wohnungseinrichtung, Hygiene, Gepflogenheiten, Treffpunkte, Feste
 - d) Geschichten der Großeltern
 - e) Einfluß politischer und gesellschaftlicher Ereignisse im In- und Ausland auf das örtliche und persönliche Leben
 - f) Beruf, Arbeit, Produktionsbereich: wirtschaftliche Grundlagen der Familie, Arbeitsplatzbeschreibung, Arbeitsvorgänge, Produkte, Maschinen, Arbeitskräfte, Arbeitsmittel, Arbeitsteilung, Arbeitszeit, Rohstoffe, Verkaufs- und Absatzwege der Produkte, Handel, technische Neuerungen, prinzipielle Umstellungen der Produktion, Konjunkturlagen, Vergantungen, Geschäftszusammenbrüche und -stilllegungen
 - g) Ordnung im Haus: Stellung der einzelnen Familienmitglieder, Stellung der Knechte und Mägde oder anderer Arbeitskräfte, Erziehungsstil
 - h) politische Aktivitäten und politische Richtung: welche Zeitung wurde gelesen, Gemeinderatswahlen, Gemeindeämter, politische Versammlungen, Vereinszugehörigkeiten, -aktivitäten
 - i) Kirche, Religion: welche Konfession, kirchliche Feierlichkeiten, Traditionen
4. Eltern:
 - siehe die Punkte a) bis i)
 - j) Veränderungen zwischen dem Leben der Großeltern und der Eltern, Vergleich der Persönlichkeiten, Erziehungsstile, Achtung von Großeltern und Kindern.
5. Befragte/Befragter:
 - a) Kindheit:

Stellung in der Familie, Geschwister, Verhältnis zu anderen Kindern, Spiele, Spielzeug, Mitarbeit bei der Arbeit der Eltern, Umgebungsbeschreibung, Kindergarten, Schule, Kirche, Pfarrer, Lehrer, Streiche, besondere Beziehungen zu Personen außerhalb der Familie (Bezugspersonen)
 - b) Jugend:

Weiterbildung, Aktionsradius – Ausflüge, Wunsch nach der Ferne, Reisen oder Zeit in anderer Umgebung, Treffpunkte von Buben und Mädchen, Feste, Geburtstage, kirchliche Feste, Geschenke, Besonderheiten, Traditionen
 - c) Berufswahl:

Konflikte, Wahlmöglichkeiten, Lehre, Stellung im Haushalt einer anderen Familie, Berufswünsche, Walz
 - d) Freizeit:

Feste, Treffpunkte, Wirtschaften, Ausflüge, Reisen, Fahrrad etc., Brauchtum, Vereine, Kirche, Tanz, besondere Frauentreffpunkte, Stammtische
 - e) Heirat:

Alter, Zeremonie, wie kennengelernt, Mitgift, Geburt, Umstände der Heirat, Veränderungen durch Heirat und Kinder, Beziehung zu Schwiegereltern

- f) Haushaltsbeschreibungen:
Einrichtung, Kleidung, Haushaltsführung, Hygiene, Arzt, Geburten, Begräbnisse, Erziehung der Kinder
- g) Produktionsbereich:
siehe unter 3. f)
- h) politische Aktivitäten und politische Richtung:
siehe 3. h)
- i) Gemeindebeschreibung:
Veränderung der Landschaft und der Tierwelt, Dorfpolitik, Dominanz von Familien im Dorf, politische Richtungen, Vereine, Festlichkeiten, Bürokratie, Behörden, Randgruppen (uneheliche Kinder, Ausländer, Arme, Juden, fliegende Händler, andere Konfessionen, Hexen, Kräutärzte), neue Häuser, Bebauung, Infrastruktur (Straßen, Ämter, Post, Säle, Wirtshäuser), Beziehung zu Nachbardörfern, Dorfszusammenlegungen, Streitigkeiten zwischen Familien oder Ständen in der Gemeinde
- j) Einflüsse auf die Gemeinde von außen:
politische Ereignisse, gesellschaftliche Entwicklung, Technik, Verkehrsentwicklung, wirtschaftlicher Aufschwung, Bildung, Zeitungswesen, Bücher, Fernsehen, Radio, Modernisierung (Neubauten, neue Einrichtung, neue Moral), 1. Weltkrieg, Revolution 1918, Inflation, Arbeitslosigkeit, Drittes Reich, Nachkriegszeit, BRD, Kriegsgefangene, Fremdarbeiter, Gastarbeiter, Sensationen, neue Vereine, Verhältnis zur Jugend, Zirkus, Theater, Kultur, Musik, Kriminalität, Unglücksfälle, Katastrophen, Moral
- k) Bilanz zur Entwicklung des Ortes, Bilanz zum eigenen Leben, Glückszustände und Depressionen, Einstellung zu eigenen Kindern und zur Zukunft

Diese Punkte hat der Interviewer im Laufe der Zeit im Kopf. Sie steuern bewußt oder unbewußt seine Fragen. Die Fragen selbst entstehen in der Regel in der Situation als Reaktion auf Äußerungen des Interviewten.

Erfahrungsgemäß werden im ersten Gespräch nicht alle Bereiche behandelt. Das nachzuholen, aber auch schon angeschnittene Themen zu vertiefen, ist der Sinn des zweiten Gesprächs. Da die meisten Erinnerungen durch solche Gespräche erst wieder an die Oberfläche gebracht werden und auch nach der Beendigung des Gesprächs weitere Assoziationen auslösen, ist es keine Seltenheit, daß im zweiten Gespräch zu bereits angesprochenen Themen weitere, aber auch andere Geschichten und neue Versionen erzählt werden.

Aber auch dann muß man davon ausgehen, daß nur Bruchstücke oder besonders einschneidende Abschnitte des Lebens „zur Sprache“ kommen. Der Interviewer muß sich dabei soweit wie möglich auf den Gesprächspartner einstellen. Schon die teilnehmend-interessierte Grundhaltung gehört zu den elementaren Voraussetzungen eines erfolgreichen Gesprächs. Betrachtet er den Interviewten als eine Art Erinnerungsspeicher, an den er Fragen nach konkreten Daten und Fakten richtet, wird sich der Ertrag in Grenzen halten. Durch ein solches Vorgehen wird der Befragte in der Regel überfordert, denn es ist schwer, ein aus dem Zusammenhang gerissenes Detail in die Erinnerung zurückzurufen. Erinnern ist aber nicht nur ein Stück Anstrengung, in der der Befragte einen Sinn sehen muß, die ausgesprochene Erinnerung ist auch immer ein Stück Selbstpreisgabe, die ein Mindestmaß an Vertrauen voraussetzt. Deshalb ist ein Vertrauensverhältnis zwischen beiden Beteiligten Voraussetzung dafür, daß so etwas wie ein Erzählfluß überhaupt zustande kommt. Das heißt aber auch, daß die Interviewer nicht unbeteiligt bleiben. Auch bei ihnen lösen die Interviews Prozesse aus.³⁶

³⁶ Gert ZANG, Ein Nachmittag beim Interviewen. Assoziationen eines Interviewers über den Sinn und Nutzen der Mündlichen Geschichte, in: Dieter Schott/Werner Trapp (Hrsg.), Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, S. 343–349.

d) Ist das Interview abgeschlossen, wird ein sogenannter Sachindex angefertigt. Zu den entsprechenden Bandlaufzahlen wird ein inhaltliches Stichwortregister angelegt, so daß man den Inhalt eines Gesprächs leicht erfassen und im Fall einer Auswertung gezielt verwenden kann. Das ist die Ausgangsbasis für die verschiedenen Formen der schon beschriebenen Verarbeitung.

Eine Standardisierung dieser Schlagworte und damit die maschinelle Verarbeitung der Informationen ist im Moment in Arbeit, da der Archivbestand mittlerweile so groß ist, daß ein Überblick zunehmend schwerer wird. Im Moment enthält das Archiv Interviews mit circa 200 Personen aus dem westlichen Bodenseeraum. Das sind etwa 400 Einzelgespräche oder etwa 1200 Stunden an Erzählungen.

Eine kontinuierliche Fortführung dieses Archivs ist geplant. Nach Abschluß der gegenwärtigen Phase, die sich vor allem mit den ältesten noch erreichbaren Generationen, den im Kaiserreich Geborenen und auch Aufgewachsenen beschäftigt, würde sich das Interesse einer „jüngeren“ Generation zuwenden, nämlich der Gruppe, die in der Weimarer Zeit geboren, in der NS-Zeit ihre Jugend verbracht und nach dem Krieg zur entscheidenden jüngeren Generation des Neuaufbaus gezählt hat.

Gert Zang

6. Entwicklungslinien und Themenschwerpunkte der Mündlichen Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland

In der Bundesrepublik begann man sich vergleichsweise spät mit Mündlicher Geschichte zu beschäftigen. Erst Ende der siebziger Jahre entwickelte sie sich zu einem selbständigen Arbeitsbereich.³⁷ Im folgenden geben wir einen Überblick über diese Entwicklung. Einige Beispiele zu jeder „Entwicklungsstation“ sollen den Entwicklungsprozeß anschaulicher machen.³⁸

Die Themenschwerpunkte der Anfangszeit – Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus – lagen in dem politischen Interesse begründet, bisher von der Geschichtswissenschaft vernachlässigte Bereiche der unmittelbaren Vergangenheit aufzuarbeiten. Die Befragung von Zeitzeugen und Betroffenen erschien als das angemessene Mittel, den Widerstand der „kleinen“ Leute authentisch zu dokumentieren. Eine „Pionierarbeit“ auf diesem Gebiet ist die Studie von Poppinga/Barth/Roth „Biographien aus dem Widerstand“ in Ostfriesland.³⁹ In Hannover beispielsweise wurden Zeitgenossen – besonders jüdische

37 Die Soziologen haben bereits Anfang der 70er Jahre im größeren Rahmen biographische Befragungen durchgeführt. Die Methode wird in der Soziologie meist „Soziobiographie“ genannt. Vgl. z. B. zu einem Göttinger Forschungsprojekt: Martin OSTERLAND, Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. Anmerkungen zur sozio-biographischen Methode, in: Soziale Welt 24 (1973), S. 409–416, und die Ergebnisse der Befragungen bei Wilfried DEPPE, Drei Generationen Arbeiterleben, Frankfurt a. M. 1982.

38 Wir können hier nicht alle Projekte, die mit Mündlicher Geschichte arbeiten, aufzählen. Wir beschränken uns auf einige wichtige Beispiele. Hinweisen möchten wir auf zwei Dokumentationen, die versuchen, einen möglichst vollständigen Überblick zu geben. Dort finden sich auch ausführliche Bibliographien: Lutz NIETHAMMER u. a., Ergebnis einer Erhebung über Bestände und laufende Projekte zur Oral History in der Bundesrepublik Deutschland (Stand 1978), Essen 1979. Bernd PARISIUS u. a., Ergebnisse einer Erhebung über Bestände und laufende Projekte zur Oral History in der Bundesrepublik Deutschland (Stand: Frühsommer 1983), Hagen 1983. (Zu beziehen über die Fernuniversität Hagen.)

39 Onno POPPINGA/Hans-Martin BARTH/Hiltraut ROTH, Ostfriesland. Biographien aus dem Widerstand, Frankfurt a. M. 1977.

Bürger – zum Thema „Hannover unter dem Nationalsozialismus“ befragt.⁴⁰ Für das Projekt „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Düsseldorf“ wurden Interviews mit Personen, die während des Dritten Reiches „staatspolizeilich“ in Erscheinung getreten waren, durchgeführt.⁴¹ An der Universität Essen veröffentlichte Detlev Peukert „Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933–1945“.⁴² In Bochum wurden sozialdemokratische, kommunistische und gewerkschaftliche Funktionäre, die vor 1933 tätig waren, zu Verfolgung und Widerstand befragt.⁴³

Mit zunehmenden Interviewerfahrungen stellte sich „ein Gefühl der Unzufriedenheit bzw. Unsicherheit im Umgang mit den Interviews“⁴⁴ ein. Die vertrauten Großkategorien, Einordnungen und Erwartungen verflüchtigen sich, „sobald man sich auf die Subjekte und ihre Lebensgeschichte einläßt, deren Verläufe und Haltungen allemal komplexer sind, als es die meisten unserer theoretischen Annahmen vorsehen.“⁴⁵ Zu diesem „Enttypisierungsschock“⁴⁶ kam die Erfahrung, daß gerade politikgeschichtlich ausgerichtete Interviews mehr Probleme aufwarfen, als Antworten liefern konnten: Rechtfertigungen, Verdrängungen, spätere Informationen und andere Überlagerungen erschwerten die Bewertung des Erzählten.⁴⁷ Darüber hinaus zeigten viele Befragte „eine kaum unterdrückte Neigung, ausführlich von ihrem Leben, von ihrem Alltag, zu erzählen und sie entwickelten eine Mitteilbarkeit, die bei politisch ausgerichteten Untersuchungen überwiegend als störender, vom eigentlichen Ziel wegführender Faktor erscheint.“⁴⁸ Doch gerade in diesem „Störfaktor“ wurde eine neue Möglichkeit der Oral History entdeckt: die Thematisierung des Alltags. Der Buchtitel „Der alltägliche Faschismus“ macht deutlich, welchen Fragen sich die Mündliche Geschichte nun zuwandte: Wie wurde der Faschismus im Alltag erlebt? Inwieweit wurde das alltägliche Leben überhaupt vom Faschismus beeinflusst? In „Der alltägliche Faschismus“⁴⁹ beispielsweise berichten Frauen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und politischen Gruppierungen autobiographisch von ihrem Alltag unter dem Hakenkreuz. An der Freien Universität Berlin untersuchte das Projekt „Ein Charlottenburger Kiez in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus“ das Zusammenleben von Nationalsozialisten, Kommunisten, Juden, Sozialdemokraten, Bürgern und Arbeitern in einem Berliner Mietshaus.⁵⁰

Eine weitere Entwicklungshilfe innerhalb der Nationalsozialismusforschung führte zu folgenden Fragen: Warum wurde jemand aktiver Nationalsozialist? Welche Rolle spielte der Nationalsozialismus im Leben der Leute? In diesem Zusammenhang ist Lothar Stein-

40 Zitiert nach NIETHAMMER u. a., a. a. O., S. 18.

41 Zitiert nach NIETHAMMER u. a., a. a. O., S. 26. Projekt: „Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Düsseldorf“.

42 Detlev PEUKERT, Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933–1945, Wuppertal 1980.

43 Zitiert nach NIETHAMMER u. a., a. a. O., S. 1. Projekt (entstanden 1976–78): „Machtergreifung der Nationalsozialisten, Verfolgung und Widerstand in Bochum“.

44 Franz Josef BRÜGGEMEIER: Traue keinem über sechzig? Entwicklung und Möglichkeiten der Oral History in Deutschland, in: Geschichtsdidaktik (1984), S. 199–210, hier S. 200.

45 Lutz NIETHAMMER (Hrsg.) unter Mitarbeit von Werner TRAPP, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History, Frankfurt a. M., 1980, S. 10.

46 BRÜGGEMEIER, a. a. O., S. 199.

47 Ebd., S. 200.

48 Ebd.

49 Der alltägliche Faschismus. Frauen im Dritten Reich, Berlin/Bonn 1981.

50 Irmgard WEYRATHER, Die braune Fassade. Über das Zusammenleben von Nazis, Kommunisten, Juden, Sozialdemokraten, Bürgern und Arbeitern im Berliner Mietshaus, in: Literatur und Erfahrung 10 (1982), S. 38–52, und Karin EICKHOFF-VIGELAHN, Nazigegner erzählen die Geschichte ihres Kiezes, in: Literatur und Erfahrung 10 (1982), S. 53–64.

bachs Buch „Ein Volk, ein Reich, ein Glaube?“⁵¹ das Lebensgeschichten „kleiner“ Nationalsozialisten dokumentiert, zu nennen.

Der zweite große Themenschwerpunkt, dem sich die Mündliche Geschichte neben dem Nationalsozialismus zuwandte, war die ebenfalls lange vernachlässigte Geschichte der Arbeiterschaft. Im Mittelpunkt des Interesses stand von Beginn an das Alltagsleben der Arbeiter und Arbeiterinnen, das häufig in enger Beziehung mit dem politischen Denken und Handeln der Gesprächspartner untersucht wurde.⁵²

Der Soziologe Bernd Rabe befragte in den siebziger Jahren drei Generationen von SPD-Mitgliedern. Er stellte sich die Frage nach der Bedeutung des „spezifisch proletarischen Lebenszusammenhangs auf die Ausprägung von Bewußtseinsformen“ und versuchte die Erfahrungen der drei unterschiedlichen Generationen zu vergleichen.⁵³ Michael Zimmermann veröffentlichte die Erinnerungen Recklinghäuser Bergbaugewerkschaftler an die unmittelbare Nachkriegszeit. „Der Lebensweg der Kollegen, ihre Alltagserfahrungen und ihr gewerkschaftliches Engagement – all diese Themen machen den roten Faden aus, der sich durch diese Gespräche zog.“⁵⁴ Ein anderes frühes Beispiel stellt die Arbeit einer Projektgruppe des Instituts für Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen über den Streik der Mössinger Arbeiter gegen die nationalsozialistische Machtergreifung und dessen Vorgeschichte dar. Hier wurden Alltagsgeschichte und die Geschichte der Mössinger Arbeiterbewegung miteinander verknüpft.⁵⁵ Werner Fuchs untersucht seit Ende der siebziger Jahre verschiedene Lebensgeschichten der Arbeiterschaft in Offenbach am Main seit dem Zweiten Weltkrieg unter folgenden Fragestellungen: „Wie sehen die vielfältigen Lebenserinnerungen aus? Wie verhalten sich die „vielen Geschichten“ dieser Lebenserinnerungen zu einer „offiziellen Geschichte“ in den Lehrbüchern? (. . .) Dieses Verhältnis zwischen vielen einzigartigen Geschichten und der Geschichte der Arbeiterschaft ist das eigentliche Thema.“⁵⁶ Das „Centrum Industriekultur“ in Nürnberg sammelt für ein geplantes „Museum Industriekultur“ neben herkömmlichen Ausstellungsstücken und Fotos auch Lebensgeschichten der Nürnberger Arbeiterschaft. Eine Arbeitsgruppe des Centrums hat beispielsweise untersucht, wie sich der Zusammenbruch der Weimarer Republik auf einzelne Lebensgeschichten ausgewirkt hat. Wie reagierten verschiedene Arbeiter auf die nationalsozialistische Herrschaft, wie wurden sie mit der neuen Situation fertig?⁵⁷ Eine Arbeitsgruppe um Lutz Niethammer führt in Essen/Hagen das umfangreichste und methodisch am weitesten fortgeschrittene Projekt im Bereich der Arbeitergeschichte durch.⁵⁸

51 Lothar STEINBACH, Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich, Berlin/Bonn 1983.

52 Vgl. die programmatischen Überlegungen von Stephan BAJOHRE: „Oral History“-Forschung zum Arbeiteralltag, in: Das Argument 123 (1980), S. 667–676.

53 Bernd RABE, Der sozialdemokratische Charakter. Drei Generationen aktiver Parteimitglieder in einem Arbeiterviertel, Frankfurt a. M. 1978, S. 2.

54 IG Bergbau und Energie Bezirk Ruhr-Nord (Hrsg.), Jahre, die wir nicht vergessen. 1945–50. Recklinghäuser Bergbaugewerkschaftler erinnern sich. Recklinghausen o. J. (ca. 1981), S. 15.

55 Hans-Joachim ALTHAUS u. a., Da ist nirgends nichts gewesen außer hier. Das „rote Mössingen“ im Generalstreik gegen Hitler. Geschichte eines schwäbischen Arbeiterdorfes, Berlin 1982.

56 Werner FUCHS, Arbeiterleben nach 1945. Lebensgeschichten in der Geschichte der Arbeiterschaft in Offenbach am Main nach dem zweiten Weltkrieg. Projektplan, Marburg/Lahn 1979, S. 9 f. Ein Ergebnis soll demnächst erscheinen.

57 J. FRANSKE/Th. ENGELHARDT/R. KÄS/M. MURKO, Der Zusammenbruch der Weimarer Republik als biographisches Ereignis, in: Martin Kohli/Günther Robert (Hrsg.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart 1984, S. 261–283.

58 Lutz NIETHAMMER (Hrsg.), „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983. Ders. (Hrsg.), „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schief gegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983.

Zwei Fragen standen im Zentrum der Untersuchung: Wie ist die sozialdemokratische Vorherrschaft im Ruhrgebiet nach 1945 im Gegensatz zur Dominanz der KPD und des Zentrums vor 1933 erfahrungsgeschichtlich zu erklären? Wie hängt die neue politische Konstellation mit den Erfahrungen der Menschen während der 30er und 40er Jahre zusammen? Einbezogen werden hier auch Erfahrungen, die gemeinhin als vorpolitisch betrachtet werden (Nachbarschaft, Rolle der Frau, Kriegserlebnisse). Die zweite zentrale Frage ist, ob es im Leben der einfachen Leute 1945 tatsächlich einen deutlichen Neubeginn, eine „Stunde Null“ gegeben hat, oder ob man nicht vielmehr von einer „Kontinuität des Volkes“ ausgehen muß. Denn gerade in den Interviews zeigt sich, daß die entscheidenden Daten in der großen Geschichte (z. B. 1918, 1933, 1939, 1945) keineswegs mit den lebensgeschichtlichen Wendepunkten identisch sein müssen. Als letztes Beispiel sei Stefan Bajohrs Arbeit genannt, der mit Hilfe von biographischen Gesprächen eine genaue Beschreibung des Arbeiteralltags in Braunschweig zwischen 1900 und 1933 vorlegte. Er schildert aus der Sicht der Arbeiter und Arbeiterinnen die Wohn- und Arbeitsverhältnisse, den Arbeiterhaushalt, die Erfahrungen der Arbeitslosigkeit, Feste, Freizeit und die politischen Aktivitäten.⁵⁹

In den vergangenen Jahren nahm sowohl die Zahl der Projekte als auch die Breite der bearbeiteten Themen zu. Neben den Schwerpunkten der Anfangszeit dehnte sich das Interesse auf die Nachkriegszeit, die Themen Kindheit, Jugend, Frauen und ländliche Lebensformen aus. Einige Beispiele mögen die Vielfalt der Themen und untersuchten Gruppen aufzeigen: An der Technischen Universität Berlin wurde ein Projekt zum „Alltagsleben Berliner Heimarbeiterinnen und ihrer Familien 1890–1914“ durchgeführt.⁶⁰ An der Universität Erlangen werden seit 1982 Alltag, Kommunikationsstrukturen und Widerstände von Bäuerinnen im Dritten Reich untersucht.⁶¹ Berufsbiographien und Lebensgeschichten von Dienstmädchen vor dem Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren werden am Institut für Sozialforschung in Frankfurt bearbeitet.⁶² Schule und Schulklima in den zwanziger Jahren sind Gegenstand eines Projekts der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.⁶³ Vom Historischen Museum Frankfurt wurden Interviews zu einer Ausstellung „Frauenalltag und Frauenbewegung in Frankfurt 1890–1980“ durchgeführt.⁶⁴

In der Anfangsphase wurde die Mündliche Geschichte vor allem von den Universitäten aus propagiert und betrieben.⁶⁵ Inzwischen aber wird sie wohl überwiegend von außeruniversitären Gruppen und Institutionen praktiziert. Vor allem Stadt- und Kreisarchive bemühen sich, durch Mündliche Geschichte Informationen zur Ortsgeschichte zu sichern. Sehr viele Archive sammeln und archivieren bereits „Mündliche Quellen“. Lokale Gewerkschaftsorganisationen versuchen, die oft unbekannte und nur schwer rekonstruierbare regionale Geschichte der Arbeiterbewegung mit Interviews aus der Vergessenheit zu

59 Stephan BAJOHR, Vom bitteren Los der kleinen Leute. Protokolle über den Alltag Braunschweiger Arbeiter und Arbeiterinnen 1900–1933. Köln 1984.

60 Zitiert nach PARISIUS, a. a. O., S. 36. Projekt: „Alltagsleben Berliner Heimarbeiterinnen und ihrer Familien 1890–1914“. Befragt wurden 16 Frauen und 5 Männer, die zwischen 1890 und 1908 geboren sind und deren Mütter vor dem 1. Weltkrieg Heimarbeit leisteten.

61 Zitiert nach PARISIUS, a. a. O., S. 36. Projekt: „Bäuerinnen im Dritten Reich“ (begonnen 1982).

62 Zitiert nach PARISIUS, a. a. O., S. 38. Projekt: „Berufsbiographien und Lebensgeschichten von Dienstmädchen vor dem Ersten Weltkrieg und in den 20er Jahren“. (1981/82).

63 Zitiert nach PARISIUS, a. a. O., S. 25. Projekt: „Schule und Schulklima in den 20er Jahren“.

64 Zitiert nach PARISIUS, a. a. O., S. 26. Ausstellung (1980): „Frauenalltag und Frauenbewegung in Frankfurt 1890–1980“. Historisches Museum, Frankfurt/M. 1981.

65 Vgl. NIETHAMMER, Lebenserfahrung . . . , a. a. O. (Anm. 45).

66 Siehe PARISIUS, a. a. O., S. 1–14.

heben.⁶⁷ Volkshochschulen regen immer häufiger Kurse und Arbeitsgruppen an, die Regionalgeschichte mit Hilfe von Interviews erforschen.⁶⁸ Auch Schüler untersuchen die Geschichte ihres Wohnortes und führen dazu Gespräche mit älteren Mitbürgern.⁶⁹ In den vergangenen Jahren entstanden mehr und mehr lokale Geschichtsinitiativen oder Geschichtswerkstätten, in denen – ähnlich dem Arbeitskreis für Regionalgeschichte Konstanz – meist jüngere Fach- und Laienhistoriker geschichtliche Themen mit Hilfe der Mündlichen Geschichte aufarbeiten.⁷⁰

In vielen Städten und Gemeinden wird also inzwischen Mündliche Geschichte betrieben. Da auf die Interviews jedoch eine noch zeit- und mittelaufwendige Auswertungsphase folgen muß, ist bisher vergleichsweise wenig Material ausgewertet und veröffentlicht worden.

Die Interviewmethoden näherten sich inzwischen weitgehend der Vorgehensweise des Konstanzer Projekts an: einer zunächst mit Hilfe des Leitfadens gelenkten Erzählphase folgt eine stärker an speziellen Bereichen orientierte Nachfragephase. In einem anderen Bereich weicht jedoch die Konstanzer Praxis von den meisten anderen Projekten ab: während wir uns bemühen, möglichst alle Gesellschaftsschichten in unsere Forschungen einzubeziehen, konzentrierte man sich andernorts auf spezielle Gruppen. Das Bürgertum und Kleinbürgertum, die Bauern, Händler, Angestellten und Beamten, die Klein- und Großunternehmer wurden bisher relativ selten in die Forschungen der Mündlichen Geschichte einbezogen, obwohl die Untersuchung einer lokalen Gesellschaft ohne die Berücksichtigung dieser Gruppen unzulänglich ist.

Brigitte Gramm und Detlef Stender

7. Warum ist das Interesse an der Mündlichen Geschichte in den letzten Jahren so stark gewachsen und wie ließen sich ihr möglicher Sinn und Nutzen beschreiben?

Antworten auf die Frage nach dem Ertrag, nach der Bedeutung der Mündlichen Geschichte müssen sowohl auf der Ebene der Wissenschaft bzw. der historischen Forschung als auch auf einer im weiteren Sinne gesellschaftlich-kulturellen Ebene gesucht werden.

Innerhalb der Entwicklung der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft ist das in den letzten Jahren stark gestiegene Interesse an der Mündlichen Geschichte nicht ohne die allgemeine Verlagerung der Interessen- und Forschungsschwerpunkte der letzten 15 Jahre zu verstehen. In dieser Phase ist die traditionelle Politik- und Diplomatiegeschichte, die Geschichte lediglich als Resultat des Handelns und der Absichten von Eliten bzw. Entscheidungsträgern begreift, zunehmend in Frage gestellt worden durch eine verstärkte Hinwendung zur Gesellschafts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zur Regional- und Lokalgeschichte sowie zur Alltags-, Mentalitäts- und Bewußtseinsgeschichte. Das in den letzten Jahren gewachsene Interesse an der Mündlichen Geschichte ist nur der letzte und konse-

67 Z. B.: Wolfgang SCHÄFER (Hrsg.), „Eure Bänder rollen nur wenn wir es wollen“. Arbeiterleben und Gewerkschaftsbewegung in Südniedersachsen, Hann. Münden 1979, und IG Bergbau und Energie, a. a. O. (Anm. 54).

68 Z. B.: Hochlarmarker Lesebuch, „Kohle war nicht alles“. Oberhausen 1981.

69 Hartmut WUNDERER, Wenn Schüler forschen. Beobachtungen und Anmerkungen zu einem Oral History Projekt, in: Geschichtsdidaktik (1983), S. 73–81, und Uli Herbert, Oral History im Unterricht, in: Geschichtsdidaktik (1984), S. 211–220.

70 Z. B.: Ausstellungsgruppe Ottensen – Altonaer Museum, Ottensen. Zur Geschichte eines Stadtteils, Hamburg 1983.

quenteste Schritt innerhalb dieser Entwicklung: die Frage nämlich, wie jene große Zahl von Menschen, die im traditionellen Archivgut entweder gar nicht oder nur als punktuelle Objekte staatlichen Verwaltungshandelns (als Antragsteller auf Arbeitslosengeld oder als Fürsorgefälle, als Objekte von Justiz und Polizei z. B.) vorkommen, wirklich gelebt und gearbeitet haben, wie sie Geschichte erfahren, verarbeitet oder verdrängt und welche Wünsche und Motive ihr Handeln bestimmt haben, ist nämlich ohne die lebensgeschichtliche Befragung dieser Menschen selbst gar nicht zu klären.

Insofern hat die Mündliche Geschichte, die immer im Zusammenhang mit Alltags-, Regional- und Bewußtseinsgeschichte gesehen werden sollte, ganz sicher zu einer beträchtlichen Horizonterweiterung der Geschichtswissenschaft beigetragen, hat Bereiche gesellschaftlicher Wirklichkeit zum Thema historischer Forschung gemacht, für die sich die Historiker bislang kaum oder gar nicht interessiert haben.

Die Entwicklung der Mündlichen Geschichte innerhalb der Bundesrepublik ist zu kurz, das Feld insgesamt noch zu neu und methodisch noch zu wenig abgesichert, um ein auch nur annähernd abschließendes Resümee ziehen zu können.⁷¹ Ihr wohl wichtigster Ertrag scheint mir vorab jedoch darin zu liegen, daß hier zum ersten Male in breiterem Maße versucht wird, die Erinnerungen an vergangene und auf andere Weise nicht mehr erschießbare Lebensverhältnisse, aber auch ganze Lebensläufe und damit auch die Bewußtseinsentwicklung verschiedener Generationen erst einmal festzuhalten und zu dokumentieren, um sie so für die Nachwelt und damit auch für die künftige historische Forschung zu sichern. Dieser dokumentarische Aspekt ohne unmittelbares Auswertungs- oder Publikationsinteresse steht sicher bei vielen Befragungen – vor allem im Rahmen archivalischer Projekte – im Vordergrund und sollte nicht leichtfertig abgetan werden.⁷² Wert und Bedeutung dieser Quellen werden vermutlich erst in einigen Jahren bzw. Jahrzehnten voll erkannt werden. Soweit dies nicht schon jetzt der Fall ist, werden sie mit der Zeit auch für andere Zweige der Wissenschaft (Volkskunde, Sprachwissenschaft, Dialektforschung, Psychologie, Gerontologie etc.) an Wert gewinnen.

Eine weitere wichtige Bedeutung der Mündlichen Geschichte liegt m. E. darin, daß sie in Verbindung mit neuen Ansätzen der Alltags- und Lokalgeschichte neue Bereiche und Ebenen historischer Wirklichkeit zu erschließen vermag, welche die Konstruktionen, Periodisierungen und Globalbegriffe der herkömmlichen Nationalgeschichte wie auch der modernen Strukturgeschichte als unzulänglich erscheinen lassen.

Die über die Mündliche Geschichte erschlossenen Lebens- und Erfahrungswelten gehen nicht bruchlos in den gängigen Bildern und Konstruktionen der „großen“ Geschichte auf, sondern markieren zu diesen eine wesentliche Differenz: Sie zeigen, daß historische Wirklichkeit ein viel komplexerer Gegenstand ist, als es die meisten historischen Darstellungen auch nur vermuten lassen. Jede einzelne Lebensgeschichte und damit jedes einzelne Leben erweist sich so gesehen als Schnittfläche verschiedener, miteinander zusammenhängender Wirklichkeiten: individueller Lebenslauf und alltägliche Lebenswelt (Wohnung, Familie, Arbeitsplatz, Straße, Stadt, Region) sowie die „große“ nationale Geschichte und

71 Vgl. als Einführungen in den Forschungsstand und die Probleme der „Oral History“: Lutz NIETHAMMER (Hrsg.) unter Mitarbeit von W. TRAPP, Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Frankfurt 1980, sowie Gerhard Botz und Josef Weidenholzer (Hrsg.), Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung – Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen, Wien/Köln 1984, darin bes. die Aufsätze von Gerhard BOTZ, Oral History – Wert, Probleme, Möglichkeiten der Mündlichen Geschichte (S. 23–37) sowie von Josef WEIDENHOLZER, Mündliche Geschichte – kritischer Forschungsansatz oder politische Fluchtdroge? (S. 39–51).

72 Vgl. die vom Essener Projekt unter Lutz Niethammer herausgegebenen Verzeichnisse laufender Oral-History-Projekte und Forschungsarbeiten in der Bundesrepublik (Anm. 38).

die allgemeinen Strukturen und Prozesse sind auf komplexe Weise ineinander verwoben und miteinander verzahnt. Jedes einzelne Individuum ist zugleich Träger allgemeiner Strukturen wie Träger individueller Handlungen, ist Objekt und Subjekt, Betroffener, Erleidender, aber auch aktiv Handelnder der Geschichte. Ohne das Verständnis dieser anderen Wirklichkeiten bleibt die sog. „große“ Geschichte eine schlechte, falsche und einseitige Abstraktion.⁷³

Die Geschichtswissenschaft steht heute vor der Aufgabe, diese Zusammenhänge zwischen „großer“ und „kleiner“ Geschichte gerade unter Einbeziehung der Lebensgeschichte von Einzelnen bzw. von bestimmten sozialen Gruppen in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit und Ungleichzeitigkeit herauszuarbeiten, um damit zu einem komplexeren und angemesseneren Bild der historischen Wirklichkeit zu kommen.⁷⁴ Die Mündliche Geschichte als ein zentraler Versuch, sich an diese bisher kaum thematisierten Wirklichkeiten anzunähern, hat diese Herausforderung zwar sichtbar gemacht aber noch kaum überzeugend gelöst.

Zunächst wirkt die Erfahrung, daß unsere Begriffe, Kategorien und Schemata nicht so ohne weiteres auf die in lebensgeschichtlichen Erinnerungsgesprächen zutage tretenden Wirklichkeiten passen, beunruhigend und verunsichernd. Die so erschlossene Wirklichkeit scheint zu zerfasern und sich in einer Fülle zusammenhangloser Details aufzulösen. Erst der Versuch, lebensgeschichtliche Wirklichkeiten im lokalen und regionalen Kontext zu rekonstruieren und einzuordnen, eröffnet neue Einsichten in die praktischen und wirklichen Zusammenhänge des Lebens, Zusammenhänge, die sich dem Zugriff einer sich immer weiter spezialisierenden Bindestrich-Wissenschaft entziehen. Die Untersuchung der komplexen Wirklichkeit individueller und kollektiver Lebensgeschichten sprengt die herkömmlichen Fächergrenzen, vor allem die Grenze zwischen Geschichte und Sozialwissenschaften, ja sie zwingt geradezu zu einer neuen Einheit und historischen Dimensionierung der Sozialwissenschaften.⁷⁵

Darüber hinaus könnte man den positiven Ertrag der Mündlichen Geschichte vornehmlich in folgenden Punkten zusammenfassen:

- Sie erschließt vergangene Lebensverhältnisse und Wirklichkeitsbereiche, die in den herkömmlichen Quellen entweder gar nicht, nur fragmentarisch, oder aber völlig einseitig aus der Sicht der staatlichen Verwaltung überliefert sind.
- Sie läßt Menschen als Träger historischer Erfahrung zu Wort kommen, die in der Regel keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen und die ihr Leben selbst nicht als von historischer Bedeutung erfahren haben bzw. begreifen.
- Sie erschließt damit Formen subjektiver Erfahrung und Verarbeitung von Geschichte bis hin zur Kategorie des historischen Bewußtseins, die über herkömmliche Quellen so gut wie gar nicht zu erschließen sind.
- Sie liefert wertvolle Hinweise auf Struktur und Funktionsweise des Gedächtnisses selbst, ja sie zeigt, daß Gedächtnis und historisches Erinnerungsvermögen selbst ein Produkt der Geschichte sind.
- Sie liefert Hinweise darauf, wie unterschiedliche soziale Gruppen ihre Geschichte darstellen, wie sie Zeit erfahren, nach welchen unterschiedlichen Selektionsprinzipien sich erfahrene Geschichte in ihr Gedächtnis eingegraben hat.
- Schließlich liefert sie Hinweise darauf, wie und in welchen Formen erfahrene Geschichte zwischen Angehörigen verschiedener Generationen aber auch verschiedener Kulturen

⁷³ Vgl. dazu grundlegend: Gert ZANG, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne, Schriften des Arbeitskreises für Regionalgeschichte e. V., Nr. 6, Konstanz 1985, bes. die Kapitel 4 und 6.

⁷⁴ ZANG, a. a. O.

⁷⁵ NIETHAMMER, Lebenserfahrung . . . , a. a. O., S. 19.

bzw. sozialer Milieus weitergegeben wird, da jedes lebensgeschichtliche Interview auch ein Akt der Kommunikation, eine soziale Beziehung ist.

Darüber hinaus kommt der wachsenden Verbreitung und Anerkennung der Mündlichen Geschichte in der Bundesrepublik auch eine kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung zu.

Das volle Ausmaß des mit der Verbreitung dieses Ansatzes verbundenen kulturell-gesellschaftlichen Wandels wird erst verständlich, wenn man sich die Ursachen für den gewaltigen Entwicklungsrückstand der Mündlichen Geschichte in der Bundesrepublik im Vergleich zu anderen Ländern deutlich macht.⁷⁶ Denn die wachsende Zahl der Projekte darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Mündliche Geschichte hierzulande noch immer eine eher marginale Rolle spielt und innerhalb der Zunft noch keineswegs als legitimes und wissenschaftliches Verfahren historischer Erkenntnis anerkannt ist. Dies hängt zunächst in doppelter Weise mit der Hypothek des Nationalsozialismus zusammen. Zum einen wurden die ohnehin schon spärlichen Ansätze einer demokratischen Volkskultur und einer demokratischen Sozialgeschichtsschreibung durch den Nationalsozialismus radikal unterdrückt – mit Folgewirkungen bis in die 50er und 60er Jahre – zum anderen haben gerade die nach 1945 verbreiteten Rechtfertigungsversuche von Nationalsozialisten bei Gerichtsprozessen und in der sog. Memoirenliteratur, die z. T. auf offenkundigen Fälschungen, Lügen und Verdrängungen aufbauten, zu einer großen Skepsis der Historiker gegenüber autobiographischen Erinnerungen beigetragen. Keiner Quelle war offenbar so sehr zu mißtrauen wie dem historischen Gedächtnis der sog. Zeitzeugen.⁷⁷

Hinzu kommt eine gerade in der deutschen Geschichte sehr ausgeprägte Dichotomie von Staat und Gesellschaft, mit der Folge einer relativ starken Orientierung am Staat auch der Geschichtswissenschaft: ihr galten nur die Quellen als „wahr“ und „objektiv“, die innerhalb der staatlichen Verwaltung entstehen, während Quellen aus dem Bereich der „Gesellschaft“, z. B. die Zeitungen schon mit dem Odium des „Subjektiven“ und damit „Unzuverlässigen“ behaftet waren. In dieser Optik galten und gelten natürlich die historischen Erinnerungen ganz gewöhnlicher Menschen als völlig „subjektiv“, unzuverlässig und damit auch als wertlos. Hier sind bei uns immer noch Traditionen einer politischen Kultur wirksam, die sich erheblich von der anderer Länder (z. B. Großbritannien/Italien) unterscheiden, weshalb die Mündliche Geschichte dort heute einen ganz anderen Stellenwert hat und auch in einer anderen Tradition, in einem anderen politischen Kontext steht.⁷⁸

76 Dieser Rückstand läßt sich an verschiedenen Symptomen greifen, z. B. am Fehlen einer nationalen Oral-History-Vereinigung oder Gesellschaft, wie sie in anderen Ländern üblich ist (Kanada, Australien, England, USA etc.), aber auch am Fehlen einer eigenen Oral History-Zeitschrift in der Bundesrepublik. Vgl. dazu die international führenden Zeitschriften: Oral History Association Newsletter (1966 ff.); Oral History (1971 ff.); The Oral History Review (1971 ff.); Canadian Oral History Association Journal (1976 ff.); International Journal of Oral History (1980 ff.). Ein Blick in die bibliographischen Übersichten der letztgenannten Zeitschrift genügt, um die Spärlichkeit der bundesrepublikanischen Forschungsleistungen auf diesem Gebiet zu erkennen.

77 Lutz NIETHAMMER, Oral History in USA – Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen, in: Archiv für Sozialgeschichte XVIII (1978), S 457–501, hier S. 459.

78 Hervorragende Beispiele für die Unterschiedlichkeit der jeweiligen politischen und historischen Kultur einzelner Länder im Zusammenhang mit der Entwicklung der Oral History bieten die Aufsätze von Raphael SAMUEL, Oral History in Großbritannien (in: Niethammer, Lebenserfahrung, a. a. O., S. 55 ff.). Paul THOMPSON, The New Oral History in France, in: R. Samuel (Hrsg.), People's History and Socialist Theory, London 1981, S. 67–77; Philippe JOUTARD, Ces Voix qui Nous Viennent du Passé, Paris 1983; sowie die Einleitung von Luisa PASSERINI zu dem von ihr herausgegebenen Sammelband: Storia orale – vita quotidiana e cultura materiale delle classi subalterne, Torino 1978 mit dem Titel: Conoscenza Storica E Storia Orale – Sull'utilità e il danno delle fonti orali per la storia (Historische Erkenntnis und Mündliche Geschichte – Über Nutzen und Nachteil mündlicher Quellen für die Geschichte).

Insofern ist die Entwicklung der Mündlichen Geschichte in der Bundesrepublik als eine Form demokratischer Geschichtsforschung, die gerade jene ernst nimmt und in den Prozeß der historischen Rekonstruktion miteinbezieht, die in der traditionellen Forschung entweder gar nicht oder nur als abstrakte Kollektivbegriffe vorkommen, zweifelsohne auch ein kulturell bedeutsames Moment. Sie ist ein Ausdruck der Entwicklung einer anderen Geschichtskultur, die historisches Lernen als Dialog, als wechselseitigen Prozeß zwischen Forschung und den Trägern historischer Erfahrung und nicht als hierarchische Einbahnstraße begreift.

Die Mündliche Geschichte kann aber nicht nur eine demokratischere Form der Erforschung von Geschichte sein, sie führt auch notwendigerweise zu anderen Formen der Darstellung, zu einem anderen „Bild“ der Geschichte. Indem in dieser Sicht der Geschichte die Erfahrungen, Lebenswirklichkeiten und Handlungen auch ganz gewöhnlicher Menschen einen zentralen Stellenwert bekommen, wird nicht nur das Geschichtsbewußtsein der Einzelnen erweitert – der Einzelne sieht sich nicht mehr nur als geschichtsloses Objekt der Geschichte – auch das Bewußtsein von der Rolle des Einzelnen bei der Gestaltung von Gegenwart und Zukunft könnte durch eine solche Sicht der Geschichte gestärkt werden: „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind.“⁷⁹

Im weitesten Sinne ist die Mündliche Geschichte so gesehen nur ein Moment einer sehr breit gefächerten und heterogenen Gegenströmung gegen die Kultur- und Wissenschaftsentwicklung der 70er Jahre. Gegen eine immer gigantischere Formen annehmende Kultur- und Medienindustrie, die die Kreativität und Erfahrungsfähigkeit der Menschen deformiert und nivelliert, gegen den Glauben an die wissenschaftliche Planbarkeit, Beherrschbarkeit und Prognostizierbarkeit allen Lebens, gegen eine sich in ständig neue Fachdisziplinen und Fachsprachen auffächernde Wissenschaft, die den „ganzen Menschen“ und seine Umwelt zunehmend aus den Augen verloren hat, ist in den letzten Jahren in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft die praktische Einsicht gewachsen, daß die Probleme von Gegenwart und Zukunft ohne neue, die ökologischen Zusammenhänge von Natur und Gesellschaft berücksichtigenden Denkansätze (vernetztes Denken) und ohne die selbsttätige Initiative der sog. „Betroffenen“, d. h. ohne die Kreativität und das verantwortliche Handeln möglichst vieler Menschen nicht bewältigt werden können. Und was die Wissenschaftsentwicklung der letzten 10–15 Jahre betrifft, so läßt sich gerade am Beispiel der „Verwissenschaftlichung“ der Geschichtswissenschaft (v. a. ihre Anpassung an die Sozialwissenschaften) zeigen, daß die Entwicklung ständig neuer Fachdisziplinen, Fachsprachen und Kategoriensysteme nur um den Preis einer wachsenden Entfernung von der Lebens- und Erfahrungswirklichkeit der meisten Menschen und damit auch um den Preis einer abnehmenden öffentlichen Wirksamkeit und Wahrnehmung der Geschichtswissenschaft möglich war.⁸⁰ Hier ist gerade die Mündliche Geschichte einer der Versuche, den wachsenden Wirklichkeitsverlust der Wissenschaft und ihre zunehmende Entfremdung von Bevölkerung und Gesellschaft umzukehren und in einer neuen Praxis von Erforschung und Darstellung der Geschichte aufzuheben.

In einem weiten kulturell-gesellschaftlichen Sinn ist die Mündliche Geschichte sicher Ausdruck von Bemühungen, der wachsenden „Zerstörung der Kultur des Einzelnen“⁸¹ entgegenzuwirken, indem sie an Begriff und Bedeutung des individuellen Lebens und

79 NIETHAMMER, Lebenserfahrung . . . , a. a. O., S. 7.

80 ZANG, a. a. O. (Anm. 73).

81 Pier Paolo PASOLINI, Freibeuterschriften – Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft, Berlin 1980.

individueller Erfahrung(sfähigkeit) festhält, und sei es auch nur, um die Bedrohungen und Zerstörungen dieser Individualität sichtbar zu machen.

Mündliche Geschichte ist aber auch ein Medium der historischen Selbstreflexion und Selbstaufklärung in einer Zeit, die das Bewußtsein von der Geschichtlichkeit und damit auch der Veränderbarkeit des eigenen Lebens in doppelter Weise zerstört:⁸² zum einen durch das für die meisten Menschen nicht mehr überschaubare Tempo und die nicht mehr bewältigbare Komplexität gesellschaftlicher Veränderungen,⁸³ zum anderen durch die wachsende Funktionalisierung zahlreicher Lebensvorgänge (v. a. in der Arbeitswelt), die „Leben“ nur noch als einen durch technische und sachliche Zwänge diktierten Funktionszusammenhang, nicht aber mehr als historischen Erfahrungs- und Handlungsraum erscheinen lassen. Wenn auch die Mündliche Geschichte diese Zwänge nicht aufheben kann, so könnte sie doch einer sich zunehmend ausbreitenden Kultur der Geschichtslosigkeit entgegenwirken und zu einem neuen, behutsameren und bewußteren Umgang mit der eigenen Geschichte anstiften.⁸⁴ In unserer Gesellschaft ist die Weitergabe von Geschichte und Erfahrungen der Älteren an die jeweils nächsten Generationen weitgehend unterbrochen, Kinder und Enkel merken oft erst nach dem Tod ihrer Eltern und Großeltern, daß sie über deren Leben und deren Geschichte so gut wie nichts wissen. In einer Kultur, in der gerade jene Dokumente, die über dieses Leben noch etwas aussagen könnten, massenhaft als Flohmarktkuriositäten verhökert werden, könnte die über die Praxis der Mündlichen Geschichte angestoßene Frage nach der Geschichte und der Bedeutung des eigenen Lebens auch ein kulturell nicht zu unterschätzendes Korrektiv darstellen, dessen Auswirkungen vermutlich erst längerfristig erkennbar sein werden.

Werner Trapp

Anschrift der Verfasser:

Universität Konstanz, Projekt Regionale Sozialgeschichte
Fachgruppe Geschichte, Postfach 5560, D-7750 Konstanz

82 Wohl am radikalsten hat diesen Gedanken der tschechoslowakische oppositionelle Schriftsteller Vaclav HAVEL in einem der Briefe formuliert, die er aus dem Gefängnis an seine Frau geschrieben hat (Briefe an Olga, Hamburg 1984, S. 235 f.): „Des Horizonts der Geschichte beraubt, auf die er (der Mensch, W. T.) sich schöpferisch als ihr Subjekt beziehen könnte, fällt er in ‚Zeitlosigkeit‘; des ‚konkreten Horizontes‘ des Zuhause beraubt (wenn wir z. B. in einer Siedlung wohnen, kommt es doch nicht darauf an, wo sie liegt: Siedlungen sind überall gleich), befindet er sich in einer Art anonymen ‚Nichttraum‘ (der Zufall des existentiellen Raums und der Zeit und der Zufall der Identität sind kommunizierende Gefäße). Die blinde Identifikation mit dem irrationalen Strömen der ‚Scheinwelt‘ und die Resignation vor einem eigenen Ergreifen der Welt und vor der Verantwortlichkeit für sie verwischt und verunsichert das menschliche ‚Ich‘. Jeglichen Zusammenhang dessen, was war oder was sein soll mit dem was ist, hat es ein für allemal außerhalb seiner selbst lokalisiert und außerhalb des Bereichs, mit dem sich zu beschäftigen ihm zusteht, womit es freilich auch jeglichen Zusammenhang dessen, was es in jedem bestimmten Augenblick selbst ist mit dem, was es in jedem sonstigen Augenblick ist, zerstört hat.“

83 Vgl. dazu aus konservativer Sicht: Hermann LÜBBE, *Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen*. London 1982.

84 Vgl. dazu auch meine Überlegungen in: „Sich am eigenen Schopf aus der Geschichtslosigkeit ziehen – Mündliche Geschichte als Versuch kommunaler historischer Kulturarbeit“, in: *Literatur und Erfahrung* (10/1982), S. 77–86, hier S. 85.

BUCHBESPRECHUNGEN

KONRAD HECHT, *Der St. Galler Klosterplan*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983. 362 Seiten, mit Abb.

Die berühmte Grundrißdarstellung einer karolingischen Klosteranlage, dem St. Galler Abt Gozbert (816–837) gewidmet und seither in der Stiftsbibliothek St. Gallen als Hs. 1092 aufbewahrt, hat in den letzten dreihundert Jahren wie kaum ein anderes Dokument aus dem Frühmittelalter eine so umfangreiche Forschung hervorgebracht, daß selbst ein Spezialist diese nur mit Mühe zu überblicken und die in vielen Aspekten kontroversen Meinungen zu ordnen vermag. Aus der neuesten Literatur ragen zwei Werke gleichsam monumental hervor: Nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit dem St. Galler Klosterplan veröffentlichte der an der University of Berkeley wirkende Kunsthistoriker Walter Horn in Zusammenarbeit mit dem Architekten Ernst Born das dreibändige Werk „The Plan of St. Gall. A Study of the Architecture and Economy of, and Life in a Paradigmatic Carolingian Monastery“. Fast gleichzeitig mit diesem voluminösen Tryptichon entstand – nach mehreren publizierten Vorstudien – Konrad Hechts hier anzuzeigendes Buch, das, obgleich ganz anders angelegt, ebenfalls in bestem Sinne eine Summe des Wissens und der neuesten Erkenntnisse über den einzigartigen Plan darbietet.

Konrad Hecht, Sohn des Josef Hecht (der sich über die Kunstdenkmäler des Bodenseegebietes einen berühmten Namen machte), starb kurz vor der Vollendung seines Lebenswerkes am 25. Mai 1980. Seine Gattin bereitete das Manuskript zum Druck vor. Martin Gosebruch, Kollege des bis zu seinem Tode als Ordinarius für Baugeschichte an der Technischen Universität Braunschweig tätigen Verfassers, schrieb das fehlende Vorwort (S. 9–11), in dem er – vornehmlich im Vergleich mit Horns Monographie – Hechts Ansatz, wesentliche Ergebnisse und Leistung umreißt und abschließend würdigt. Ein besonderes Verdienst kommt dem Verlag Jan Thorbecke zu, der sich um einen tadellosen Druck und um einen für jeden Gelehrten und Liebhaber erschwinglichen Kaufpreis bemüht hat, enthält doch das Werk 90 zum Teil ganzseitige Abbildungen, die wesentlich zum anschaulichen Verständnis beitragen. Ein Literatur-Verzeichnis (S. 348–354) und ein Register der Personen- und Ortsnamen (357–362) beschließen den Band.

Die Rezension kann Hechts Monographie lediglich in ihrem Verlauf und in einigen grundsätzlichen Belangen, nicht jedoch von den detailreichen Ergebnissen her vorführen. Was dieses Werk zunächst auszeichnet, ist sein ständiger Kontakt mit der bereits geleisteten Forschung. Die Meinungen, und seien sie noch so verschieden, werden resümierend oder gar – öfter in den Anmerkungen – auszugsweise vorgetragen, wobei jeweils sämtliche Gelehrtenstimmen im vielhörigen Concentus belegt sind. Hecht gelingt es so, die seit 1604 mit Heinrich Canisius' Edition der Beischriften einsetzende und seit 1850 breit ausgefächerte Forschung als dialektischen Prozeß kontroversen Denkens unmittelbar sichtbar zu machen. Allzuleicht könnte darob ein polemischer Ton die Oberhand gewinnen, aber der Verfasser bleibt stets sachlich-ruhig, gleichsam von höherer Warte aus die Forschung überblickend und bewertend. Zum andern bewundert man Hechts vielseitigen Forschungsansatz zu einem bestimmten Thema. Teils weit entlegene Quellen, auch Methoden und gesicherte Ergebnisse aus verschiedensten mediävistischen Disziplinen werden für bestimmte Fragestellungen herangezogen.

Aufbau und Gedankengang sind klar gegliedert. Nach einer kodikologischen Beschreibung (13–24) führt das Kapitel „Die Geometrie des Plans“ (25–56) gleich ins Zentrum des wichtigsten methodischen Ansatzes. Hecht ist zutiefst überzeugt, daß der St. Galler Grundriß keine schematische Utopie, sondern einen Bauplan mit genau ablesbaren Maßen darstellt. Unabhängig von Walter Horn kommt er zum gleichen Befund, dem St. Galler Klosterplan liege der Maßstab 1:192 zugrunde, wobei als Grundmaß der Reformfuß Karls des Großen gelte (Hecht hatte diesen 1977 am Grundriß der Goldbacher Sylvesterkapelle auf 34,32 cm ermittelt). Genaue Zahlen und Proportionen beherrschen denn auch die folgenden Kapitel, die der Darstellung des Plans, d. h. den Sinnbildern und Beischriften (57–101), sodann den Räumen und ihrem funktionellen Zusammenhang (102–140) sowie den Abmessungen einzelner Bauten gewidmet sind (141–157). Der erhaltene Plan ist zwar, wie ein Vergleich mit den Beschlüssen der Aachener Synode von 816 und 817 zeigt (158–181), „eine Spiegelung der von Abt Benedikt von Aniane ins Werk gesetzten Klosterreform“ (182), aber seine kulturgeschichtlichen Voraussetzungen (182–221), insbesondere die vier aus antiker Tradition übernommenen Haustypen (221–245) und ebenso die klimatischen Bedingungen (246–254) lassen erkennen, daß der Vorbildplan des auf der Reichenau entstandenen St. Galler Dokuments im Süden des Frankenreichs konzipiert

wurde. Hecht möchte ihn auf die 792 geweihte „basilica praegrandis“ von Aniane zurückführen (256–313). Da der Verfasser die Entstehung des St. Galler Plans aus guten Gründen erst zwischen 826 und 830 (dem Baubeginn der Gozbert-Basilika in St. Gallen) ansetzt, liegt zwischen dem vermuteten Urbild aus Aniane und dem einzigen erhaltenen Nachbild eine Spanne von gut dreißig Jahren. Die Reformsynode von Aachen spielt dabei die wichtige Vermittlerrolle. Das Reichenauer Skriptorium wird für den Widerspruch der Maßangaben in der Zeichnung der Basilika und den dort eingetragenen Fußzahlen verantwortlich gemacht, wie dieses auch die Tituli der Altäre auf St. Gallen abgestimmt habe (314–340). Im letzten Kapitel (341–347) macht Hecht deutlich, daß der St. Galler Klosterplan, obgleich genauer Bauplan, nicht mit der verwirklichten Klosteranlage von St. Gallen gleichgesetzt werden darf.

Gewiß – einzelne jüngere Gelehrte werden Hechts Ergebnissen nicht in allen Punkten zustimmen wollen. Aber sein Buch bleibt für die Forschung wegweisend. Und so wird wohl jeder Leser Gosebruchs abschließende Würdigung nach einer sorgfältigen Lektüre bestätigt finden: »Das große Volumen an Geschichte, das darin verarbeitet ist, wirkt wie durch einen Parabolspiegel des Scharfsinns verdichtet. Einen Weg der ‚Abgeschiedenheit‘, um es mit Hegel zu sagen, muß der gegangen sein, der so selbständig zur Erkenntnis und Sprache fand. Oder einen Weg monchischer Askese, denn Konrad Hecht, der kein schwärmerisches Buch geschrieben hat, wußte ganz sachlich um die Stärken klösterlicher Lebensführung. Die höchst geordnete kleine Stadt des Klosters auf dem Pergamentplan war ihm die geistige Heimat“ (11).

Peter Ochsenbein

Vitae Sanctae Wiboradae. Die ältesten Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborada. Einleitung, kritische Edition und Übersetzung, besorgt von Walter Berschin (= Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, hg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, 51), St. Gallen 1983, 237 Seiten u. 1 Abb.

Mit der Aufnahme von Walter Berschins Edition der „ältesten Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborada“ in die Reihe seiner „Mitteilungen“ nimmt der Historische Verein des Kantons St. Gallen eine Tradition wieder auf, die er mit der Herausgabe vor allem von Gerold Meyer von Knonaus berühmten Editionen St. Galler Geschichtsschreiber in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts begründet hatte. Die Edition der Wiborada-Viten war geradezu überfällig. Denn seitdem im Jahre 1970 Eva Irblch in ihrer von Johannes Duft betreuten Innsbrucker Dissertation – sie ist in Band 88 dieser Zeitschrift erschienen – „Die vitae sanctae Wiboradae“ in umfassender Weise untersucht und zwei Jahre später Walter Berschin selbst „Das Verfasserproblem der Vita S. Wiboradae“ einer neuen Lösung zugeführt hatte (in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 66, 1972) –, seitdem war der Boden für eine neue kritische Edition der beiden Vitae S. Wiboradae bereitet. Daß eine solche Neuedition ein echtes Desiderat bedeutete, wird ein jeder bestätigen können, der bislang die Viten zu benutzen versuchte. Denn eine vollständige Edition beider Lebensbeschreibungen der am 1. Mai 926 von den Ungarn in St. Gallen erschlagenen Rekluse Wiberat war bis zum Erscheinen von Walter Berschins Neuedition allein in dem entsprechenden, 1680 von den Bollandisten herausgegebenen Band der „Acta Sanctorum“ zu finden gewesen.

Seiner Neuauflage hat W. B. eine 30 Seiten umfassende Einleitung vorausgeschickt, die alle für den Benützer notwendigen Angaben zum Verständnis der beiden Lebensbeschreibungen enthält: Nach einer Besprechung aller Kultzeugnisse in den St. Galler liturgischen Handschriften bis zur Abfassung der ersten Vita um 960/970 – unter dem gutgewählten Titel „vom liturgischen Gedächtnis zur historischen Biographie“ – folgt die Einführung in diese erste Lebensbeschreibung selbst. Sie ist – das hat der Editor in seinem 1972 erschienenen Aufsatz herausgearbeitet – von Ekkehart I. verfaßt und von Ekkehart IV. bearbeitet worden. Es besticht vor allem, wie überzeugend W. B. die Überlieferung der ersten Wiborada-Vita aufzuhehlen und in einem klaren Stemma (S. 17) zu verdeutlichen vermag. Und nicht weniger beeindruckend sind seine Erläuterungen zur zweiten, um 1075 von Herimannus, einem „der letzten namentlich bekannten lateinischen Schriftsteller St. Gallens im Mittelalter“ (S. 211) neu bearbeiteten Vita. Auch für ihre Überlieferung wird (S. 28) ein übersichtliches Stemma entworfen.

Im Mittelpunkt des Bandes steht selbstverständlich die kritische Edition beider Viten. Sie kommt – so der Editor S. 19 selbst – wie alle Editionen W. B.'s. „dem Leser nicht so entgegen wie ein durchgehend modernisierter und syntaktisch sinngemäß interpungierter Text“. Doch für diejenigen, die mit den üblichen Editionen umzugehen gewohnt ist, hat der Editor denn auch gleich einen Trost bereit: „Aber sobald man etwas eingesehen ist, wird man die Vorteile der hochmittelalterlichen Graphie und Interpunktion bemerken.“ Verdienstvoll ist, daß – ähnlich wie bei der von der „Wissenschaftlichen Buchgesellschaft“ veranstalteten „Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe“ „Ausgewählter Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters“ dem lateinischen Text eine deutsche Übersetzung gegenüberge-

stellt ist. Erschlossen wird die dankenswerte Edition schließlich durch einen „Index nominum“, eine „Konkordanz“ beider Viten und durch eine Liste der zitierten „Handschriften und Urkunden“.

Walter Berschin hat mit seiner Neuausgabe der Wiborada-Viten der Erforschung der Hagiographie und der Liturgiegeschichte Alemanniens einen großen Dienst erwiesen; nicht minder wertvoll wird sich indessen die kritische Aufbereitung dieser Quelle auch für die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Alemanniens im allgemeinen und von St. Gallen und dem Bodenseegebiet im besonderen erweisen.

Helmut Maurer

Chartularium Sangallense, Bd. III (1000–1265), bearb. v. OTTO P. CLAVADETSCHER, St. Gallen 1983, XXVIII, 619 S.

Frühe Gründung und sich schnell vermehrender Besitz, der von Norditalien weit nach Südwestdeutschland hineinreichte, haben schon seit dem 8. Jahrhundert im Archiv des Gallusklosters zahlreiche Urkunden zusammenkommen lassen, von denen ein großer Teil bis heute erhalten geblieben ist und sich nach Rückgabe einiger nach Bremen versprengter Stücke im dortigen Stiftsarchiv befindet. Diese bieten nicht nur für den Raum um den Bodensee, sondern noch weit darüber hinaus oft die frühesten Belege der Landes- und Ortsgeschichtsforschung. Ferner stellen diese vor allem hinsichtlich der sogenannten Privaturkunden eine große Ausnahme dar (Bernhard Bischoff), welche im deutschen Kulturbereich fast allein originales Material für die Erforschung der Urkunden der Frühzeit liefern. Schon früh wurde die Wissenschaft auf diesen Bestand aufmerksam gemacht, denn der aus der Schweiz stammende, spätere Gießener Professor Melchior Goldast veröffentlichte bereits im Jahre 1606 einzelne in seinen Besitz gekommene Stücke. Auch das Kloster selbst erkannte frühzeitig den Wert seines Archivs und ließ zwischen 1645 und 1680 einen Teil davon als sogenannte „Klosterdrucke“ in beschränkter Auflage durch Abdruck der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die erste wirklich wissenschaftliche Publikation dieser Quellen nahmen die Brüder Friedrich und Georg von Wyß, beide Professoren an der Universität Zürich, 1852 in Angriff, brachten sie jedoch nicht zum Abschluß. Von ihnen übernahm dann der St. Galler Historiker Hermann Wartmann die Fortführung des Werks mit den Methoden seiner Zeit. Es erschienen 1861 der I. Teil (700–840) und 1866 der II. Teil (840–920) des „Urkundenbuch(s) der Abtei Sanct Gallen“, das alles vorhandene Material bis zum Jahre 1250 zum Abdruck bringen sollte. Nicht ohne weiteres geht aus dem Titel hervor, daß nur die im Besitz des nunmehrigen Stiftsarchivs befindlichen Stücke und keine in auswärtige Archive gelangte Urkunden zum Abdruck gebracht wurden. In den folgenden Bänden III (920–1360), IV (1360–1411), V (1412–1441), VI (1442–1463) haben dann Wartmann und vor allem seine Nachfolger das anfangs zugrundegelegte Prinzip nicht mehr eingehalten. Sie haben vielmehr jetzt auch einzelne Schweizer Archive und das Generallandesarchiv Karlsruhe herangezogen und daraus alle auf Stadt und Kloster St. Gallen zu beziehenden Stücke unvollständig wiedergegeben, wobei der anschwellende Stoff immer mehr Anlaß zur Wiedergabe der Urkunden in Regestenform geworden ist. So hatte sich nicht nur das Prinzip der Publikation, sondern auch die Form der Wiedergabe erheblich gewandelt. Wenig vorteilhaft für den Gesamtüberblick erwies es sich, daß man in Einsicht des unbefriedigenden Zustandes in den späteren Bänden immer mehr zu unsystematischen Nachträgen zu den ersten Bänden übergegangen war. So war Vollständigkeit der Abdrucke ebensowenig erreicht, wie ein leichter Überblick über das Material sehr erschwert war. Sondierungen des späteren Bearbeiters ergaben infolgedessen große Lücken. Außerdem wies der St. Galler Stadtarchivar, Dr. Ziegler, darauf hin, daß die Quellen seines Archivs nur sehr unvollkommen berücksichtigt worden waren. Eine inzwischen gebildete Kommission wußte die in der Schweiz so segensreich für die Wissenschaft wirkende Institution des „Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ davon zu überzeugen, daß die Neuveröffentlichung der St. Galler Überlieferung notwendig und finanziell zu fördern sei.

Das nunmehrige Werk erhielt den jetzigen auf den Laien vielleicht etwas abschreckend wirkenden Titel, um die Verwechslung mit dem älteren Wartmannschen Urkundenbuch ein für alle Mal auszuschließen. Neu wurde auch das für die Publikation anzuwendende Prinzip formuliert: Aufgenommen sollten werden alle den heutigen Kanton St. Gallen betreffenden Urkunden mit Ausnahme der drei südlichen Bezirke Werdenberg, Sargans und Gaster. Letzteres erklärt sich dadurch, daß für diese seit 1951 ein nach modernen Grundsätzen angelegtes eigenes Urkundenbuch von Franz Perret im Erscheinen ist. Gegenüber dem bisherigen Zustand war nun also eine Abgrenzung getroffen, welche eindeutig durchzuführen ist. Zu beachten ist dabei, daß jetzt auch das Toggenburg und der Raum Rapperswil hier Aufnahme gefunden haben. Außerdem wurde es erforderlich, unter den neuen Verhältnissen nun auch alle Personen und Orte aus dem Kanton St. Gallen aufzunehmen, die als Zeugen, Ausstellungsorte oder ähnliches in Urkunden anderer Aussteller, vor allem also der deutschen Kaiser und Könige, aufgeführt werden. Allerdings hat man sich darauf beschränkt, in letzteren Fällen nur Regesten zu

bieten, welche aufgrund anderer Urkundenbücher oder Regestenwerke und nicht aufgrund von nochmals überprüften Originalen abgedruckt werden. Dafür wird die Stelle angegeben, wo das Original heute beruht. Die übrigen Urkunden werden, soweit sie den Kanton St. Gallen direkt betreffen, aufgrund der nochmals untersuchten Originale im vollen Wortlaut wiedergegeben. Allerdings hat der Bearbeiter darauf verzichtet, in den einzelnen Fällen paläographische und diplomatische Untersuchungen anzustellen, denn dann hätte der Band wohl noch längst nicht erscheinen können. Man hat jedoch die Materialien aufgrund deren die Texte gedruckt worden sind, im Stadtarchiv St. Gallen niedergelegt, wo sie von Interessenten an Spezialuntersuchungen benutzt werden können. Im Vordergrund der Edition stand vorrangig die Wiedergabe eines einwandfreien Textes, wozu eine knappe Beschreibung der Urkunde und – was, weil in Deutschland oft vernachlässigt, hier besonders hervorgehoben werden muß – der daran befestigten Siegel kommen. Letztere werden im Anhang auch abgebildet.

Etwas überrascht wird der Benutzer dieses Werkes sein, weil er zunächst mit Band III und nicht Band I bekannt gemacht werden muß. Dies erklärt sich damit, daß die beiden Wartmannschen Bände I. und II. kaum noch ergänzt werden müssen, denn das Material aus der Zeit vor dem Jahre 1000 kann heute nur ganz ausnahmsweise noch erweitert werden. Was hier erforderlich wäre, ist eine vollständige Neubearbeitung aufgrund der heute anzuwendenden Methoden. Dies macht äußerst schwierige Untersuchungen erforderlich, die sehr viel Zeit erfordern werden. Daher wurde diese Aufgabe zurückgestellt, wobei als neues Grenzzjahr das Jahr 1000 gewählt wurde, so daß die vor diesem Jahr liegenden Urkunden des Bandes III von Wartmann in dem neu herauszugebenden Band II des Chartulariums Aufnahme finden werden. Über die Grundsätze für die Edition hat sich der Bearbeiter auf S. XIII–XVI ausführlich geäußert. Sie entsprechen im allgemeinen dem, was heute als erforderlich gilt. Aufgenommen wurden 1632 Nummern, von denen der größte Teil dem 13. Jahrhundert angehört. Die meisten davon sind bereits bekannt, weil durch Urkundenbücher, Regestenwerke und andere Publikationen veröffentlicht. Bisher ungedruckt sind kaum viel mehr als 15 Stücke. Dies zeigt wie gut die Mediävistik – besonders in der Schweiz – die Quellen bereits erfaßt hat. Nun könnte diese Bilanz vielleicht den Eindruck hervorrufen, als ob unter den genannten Umständen eine Neuveröffentlichung eigentlich nicht gerechtfertigt sei. Dem sei abschließend entgegengehalten, daß nunmehr für einen wichtigen Zeitraum und für das Gebiet des Kantons St. Gallen eine Vollständigkeit wohl kaum wesentlich zu erweiternde Quellengrundlage vorliegt. Außerdem bietet diese einen authentischen Text, auf dem man sicher weiterbauen kann. Ausreichende Erläuterungen erhöhen den Wert dieser Arbeitsgrundlage auf der Basis von über 100 Archiven und vielen, z. T. sehr abgelegenen, etwa nach Italien oder Norddeutschland reichenden Urkundenbüchern, Regestenwerken usw. hat der Bearbeiter eine immense Arbeitsleistung zustande gebracht. Eine solche ist immer selbstlos. Wenn er nämlich das von ihm aufgedeckte Material auch noch wissenschaftlich auswerten wollte, dann käme ein solches Urkundenbuch in so verhältnismäßig kurzer Zeit nie zustande. Hoffen und wünschen wir also, daß künftige Forscher von dem Opfer und der Arbeit des Bearbeiters reichlich Gebrauch machen werden und wünschen wir dem Werk einen baldigen Fortgang. *B. Schweinöper*

Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen. Beschreibendes Verzeichnis, Codices 1726–1984 (14. – 19. Jahrhundert). Bearbeitet von BEAT MATTHIAS VON SCARPATETTI, mit einer Einleitung zur Geschichte der Katalogisierung von JOHANNES DUFT. Stiftsbibliothek, St. Gallen 1983. 129 + 306 Seiten.

Im Jahre 1875 erschien das von Gustav Scherrer bearbeitete „Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen“. In diesem ersten gedruckten Katalog sind 1725 Pergament- und Papierhandschriften vom 5. bis ins 18. Jahrhundert beschrieben. Scherrers zweiter Katalog, das „Verzeichniss der Incunabeln der Stiftsbibliothek von St. Gallen“ (1880), beschreibt 1560 Wiegendrucke. Mit diesen beiden Verzeichnissen ist der Altbestand der Stiftsbibliothek an Manuskripten und Inkunabeln wenigstens einigermaßen erfaßbar.

Nun enthält aber die Stiftsbibliothek, „die im Fachbereich Mediävistik durch Neuanschaffungen bewußt weitergeführt wird“, nicht nur die in Scherrers Katalogen verzeichneten Kostbarkeiten, sondern neben einem reichen Barockbestand gegen 100 000 weitere Bücher.

Als Prof. Dr. Johannes Duft, Stiftsbibliothekar bis 1981, die Bibliothek 1948 übernahm, traf er unter dem Dachgebälk Tausende verstaubter Bände an, zwar nicht Handschriften, aber immerhin alte, kostbare Imprime. Unter seiner Leitung wurde bis 1981 der ganze Bestand an gedruckten Büchern katalogisiert. Und 1973 ging es auch an noch unerschlossene handschriftliche Bestände.

Im eben erschienenen Verzeichnis „Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Gallen“ beschreibt Beat Matthias von Scarpatetti „nach den modernen Regeln der Handschriften-Katalogisierung jene Manuskripte“, die nicht in Scherrers Katalog von 1875 enthalten sind. Es handelt sich bei diesem

neuen, über 300 Seiten zählenden Handschriften-Katalog um die wissenschaftliche Beschreibung des Rest- oder Supplementbestandes der Stiftsbibliothek.

Als Scherrers erster Katalog erschien (1875), befanden sich die 259 jetzt neu beschriebenen Manuskripte größtenteils noch nicht in dieser Bibliothek, sondern kamen erst im Verlauf der letzten hundert Jahre dahin. Sie stammen in größerer Anzahl aus der Neuzeit und weniger aus dem späteren Mittelalter; ihre Herkunft ist völlig uneinheitlich. Über ihr Alter, ihre Sprache und Herkunft, über ihr Äußeres sowie den Inhalt und Stand der wissenschaftlichen Erfassung gibt eine „Statistisch-tabellari-sche Übersicht“ Auskunft, die meines Wissens einmalig und in keinem anderen Bibliothekskatalog zu finden ist.

Das Werk wird eingeleitet mit einer neunzig Seiten starken, profunden Abhandlung von Johannes Duft über „Die Handschriften-Katalogisierung in der Stiftsbibliothek St. Gallen vom 9. bis zum 19. Jahrhundert“. In meisterhaftem Stil und mit enormem Fachwissen geschrieben, bildet dieser Text den derzeit umfassendsten Beitrag zur Geschichte von Bibliothek, Kloster und Stift St. Gallen, reicht er doch vom „Breviarium librorum“ aus dem 9. bis zu den Sonderkatalogen aus dem 20. Jahrhundert.

Wir erfahren – nebst vielem andern –, daß der älteste Katalog, eben das „Breviarium librorum“, angelegt um 850, fortgesetzt bis um 880, mit einer Liste irischer Bücher eingeleitet wird und dann in sachlicher Anordnung die Bände von der Bibel über die Kirchenväter bis zu den weltlichen Autoren umfaßt. Es ist dies eine Fundgrube abendländischer Geistesgeschichte sondergleichen. Aus der Fülle des Textes von Alt-Stiftsbibliothekar J. Duft sei beispielsweise noch hingewiesen auf den Handschriften-Katalog des Stiftsbibliothekars P. Pius Kolb, zwei Bände aus dem Jahre 1759, worin 1035 Codices ausführlich beschrieben sind, oder auf das Inventar von P. Ildefons von Arx, des Geschichtsschreibers des jungen Kantons St. Gallen, erarbeitet 1827, als das Benediktinerstift St. Gallen schon seit 22 Jahren aufgehoben war.

Der in Basel und St. Gallen tätige Mediävist Beat Matthias von Scarpatetti, welcher seit 1973 teilzeitlich für die Stiftsbibliothek St. Gallen arbeitet, gibt am Anfang seiner Einführung einen Überblick über den allgemeinen Stand der Katalogisierung. Eingehend legt er sodann Rechenschaft ab über die Bearbeitungsgrundsätze und das Beschreibungsmodell und umreißt den katalogisierten Bestand (zeitliches Spektrum, Herkunft, Inhalt und Bedeutung der Handschriften).

Vier Farbtafeln mit fünf Beispielen aus Codices, darunter zwei Seiten aus Antiphonarien der St. Galler Patres Martin ab Yberg (1770) und Dominik Feustlin (um 1757) mit chinoiserie-ähnlichen Rokoko-Malereien, beweisen, wie sehr die Buchmalerei in der Schweiz auch im 18. Jahrhundert noch in Blüte stand. Es kann also nicht stimmen, daß, wie ein Kunsthistoriker vor drei Jahrzehnten geschrieben hat, mit dem Luzerner Johann Caspar Winterlin, gestorben 1634, „der letzte klösterliche Schreiber und Buchmaler der Schweiz zu Grabe getragen“ wurde. Ein Ergebnis, das dem Bearbeiter des neuen Katalogs zu verdanken ist!

Das „Beschreibende Verzeichnis“ selber ist eine den heutigen Anforderungen gemäße wissenschaftliche Arbeit. Die Anforderungen, welche die Bearbeitung eines solchen Werks stellt – besonders auch an Setzer und Drucker: G. Krebs AG, Basel –, kann bloß erlassen, wer selber schon ähnliche Inventare oder Verzeichnisse, und sei es auch nur einen „Archivführer“, verfaßt hat.

Scarpatettis Werk erschließt der Forschung einen wertvollen Bücherschatz der Stiftsbibliothek. Zusammen mit den umfangreichen Literaturangaben und den sorgfältig ausgearbeiteten Indices (Registern) wird es zum unentbehrlichen Handbuch für jeden, der sich mit der Geschichte St. Gallens, vorab mit der Bibliotheks- oder Buchgeschichte, aber auch mit der Geschichte des frühzeitlichen und barocken Denkens und Fühlens, beschäftigt.

Ernst Ziegler

JOHANNES DUFT und RUDOLF SCHNYDER, *Die Elfenbein-Einbände der Stiftsbibliothek St. Gallen*. Mit Zeichnungen von Rudolf Snyder. Beuron Verlag, Beuron 1984. 170 S. mit zahlreichen, teils farbigen Abb.

Hier ist ein Buch anzuzeigen, das nicht nur als hervorragend gestaltet und anregend, ja spannend geschrieben bezeichnet zu werden verdient, sondern das zugleich auch eine Fülle neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse vermittelt. Eine Kombination solcher Eigenschaften ist heutzutage selten, und sie ist um so bemerkenswerter, als es sich bei diesem Werk um die Gemeinschaftsarbeit zweier Autoren, des Bibliothekars und Codicologen J. D. und des an den Realien geschulten Kunsthistorikers und Museologen R. Sch. handelt. Daß überdies ein sehr prosaischer Anlaß, nämlich die Restaurierung der Einbände von vier St. Galler Codices in den Jahren 1971–1977 den Anstoß zur Schaffung dieses Buches gegeben hat, steigert die Bewunderung für das, was nun, nach dem Abschluß der Untersuchungen, von beiden Autoren vorgelegt wird, noch um einiges. Und was das Buch darüber hinaus so sympathisch macht, sind Verse, mit denen R. Sch. am Schluß der Texte sein persönliches Verhältnis zu dem nun

Vollendeten beschreibt. Wenn man sie liest, glaubt man sich an die Arbeiten jenes Kreises von Historikern, Kunsthistorikern und Archäologen erinnert, die sich einstens um Stefan George geschart hatten.

Das Vorhandensein von heute noch insgesamt vier Handschriften in St. Gallen, deren Einbände mit Elfenbeinschnitzereien verziert sind, hat die kunsthistorische Forschung schon seit langem geradezu von einer St. Galler „Elfenbeinschnitzer“-Schule, -Gruppe oder -Werkstatt sprechen und zum großen Teil mit dem in Ekkeharts Chronikwerk ausführlich gewürdigten St. Galler Mönch Tuotilo als Künstler in Verbindung bringen lassen.

Hier nun setzen die beiden Autoren – gestützt einerseits auf eine Neuinterpretation Ekkeharts und eine Untersuchung aller vier Manuskripte und gestützt andererseits auf die Untersuchung der Einbände – ein. Indem sie Handschrift für Handschrift und Einband für Einband analysieren und den Leser zudem durch ausgezeichnete Detailaufnahmen und R. Sch.s Strichzeichnungen diese Analyse nachvollziehen lassen, gelingt es J. D. und R. Sch. vor allem, eine neue und gesicherte Datierung der vier Codices 53, 60, 359 und 360 der St. Galler Stiftsbibliothek bzw. ihres Elfenbeinschmuckes vorzulegen. Danach stellt sich die Chronologie der vier Werke folgendermaßen dar: Das vor 900 durch Abt. Salomo (III.) veranlaßte sog. *Evangelium longum* (cod. 53) ist tatsächlich von Tuotilo geschmückt worden, während der Schmuck des *Johannes-Evangeliums* (cod. 60) einhundert Jahre älter ist und damit nicht von Tuotilo geschaffen worden sein kann, ja vielmehr Tuotilo zum Vorbild diente.

Ganz anders wiederum das Ergebnis der Expertise zu den Elfenbeintafeln des Cantatoriums (cod. 359), das im ersten Viertel des 10. Jhs. in St. Gallen geschrieben worden ist: Sie stellen sich dar als Fragmente eines ursprünglich (fünfteiligen) Diptychons aus der Zeit um 500, die wohl gegen Ende des 8. Jhs. von Rom nach St. Gallen überführt worden sein dürften. Demgegenüber können die Elfenbeinarbeiten an dem vor oder nach 1150 in St. Gallen geschaffenen Processionale (cod. 360) gleichfalls in die ersten Jahrzehnte des 10. Jhs. datiert und nach St. Gallen lokalisiert werden. Wie bei der Anfertigung der Schnitzereien des cod. 53 durch Tuotilo dürften auch hier die Tafeln von cod. 60 als Vorbilder gedient haben.

Was den Historiker aber ganz besonders ansprechen muß, ist die durch J. D.s Neuinterpretation von Ekkeharts Aussagen getroffene Feststellung, daß die Elfenbeintafeln der Codices 53 und 60 einst im Besitz Karls des Großen gewesen, durch Abt. Salomo dem Schatz Erzbischof Hattos von Mainz entnommen und dem Kloster des hl. Gallus geschenkt worden sind. Das unbeschnittene Diptychon ist dann von Tuotilo für die Einbanddecken im *Evangelium longum* beschnitten worden.

Um zu diesen Ergebnissen zu gelangen, haben die beiden Verfasser keine Wege und Umwege gescheut, haben sie alle denkbaren wissenschaftlichen Methoden – einschließlich der Dendrochronologie zur Altersbestimmung des Holzes von Buchdeckeln – zum Einsatz gebracht. Und gerade das Offenlegen dieser Methodenverbindung macht die Lektüre des Buches so reizvoll. Dabei könnte es sein, daß das gefällige Gewand des Buches und die nicht weniger gefällige sprachliche Darbietung die teilweise geradezu aufregenden wissenschaftlichen Nebenergebnisse – hinter den schon an sich bemerkenswerten kunstgeschichtlichen Hauptergebnissen – ungebührlich verdecken möchten. Das trifft etwa gerade für die vorhin erwähnte ursprüngliche Zugehörigkeit von Elfenbeintafeln zum einstigen Besitz Karls des Großen zu, wodurch sich eine nicht unwichtige Ergänzung zum Katalogteil von P. E. Schramms und F. Mutherichs Werk über die „Denkmale der deutschen Könige und Kaiser“, 1962, ergibt, wie denn auch auf die Persönlichkeiten Salomos und Hattos ebenso wie auf diejenige des geschichtsschreibenden Mönches Ekkehart neues Licht fällt. Nicht weniger bemerkenswert ist auch der Hinweis (S. 53) auf Spuren von Karls des Großen Schreibversuchen im Schriftfeld der Ornamenttafeln von Cod. 60., wobei hierzu freilich noch die Beobachtungen bei W. Schlögl, *Die Unterfertigung Deutscher Könige von der Karolingerzeit bis zum Interregnum durch Kreuz und Unterschrift* (= Münchener Histor. Studien. Abt. Geschichtl. Hilfswissenschaften, Bd. 16) 1978, S. 56 u. 58 ff. hätten einbezogen werden können. – Ähnlich folgenreich für die allgemeine Mittelalterforschung ist dann aber auch R. Sch.s Hinweis darauf, daß die Steinfassungen des Einbandes vom Cod. 53 an die deutsche Reichskrone erinnern (S. 86 f.). Da diese St. Galler Arbeit auf die Zeit um 960 datiert werden muß, würde damit neues Licht auf die vor allem zwischen P. E. Schramm und H. M. Decker-Hauff einerseits und J. Deér und V. H. Elbern andererseits umstrittene Datierung der Reichskrone fallen (der S. 159 gegebene Hinweis auf P. E. Schramms „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ hätte noch des ergänzenden Hinweises auf S. 35 des 1978 zu diesem Werk erschienenen Nachtragsheftes bedurft). – Nicht minder dankbar ist man endlich für J. D.s ausführliche Besprechung des offenbar für einen Besuch Karls III. 887 in St. Gallen geschaffenen *Susceptaculum* (S. 132 f.) in Cod. 360 und für die von ihm mit guten Gründen glaubhaft gemachte einstige Existenz einer Sammlung derartiger „Königslieder“, die aus Anlaß von Konrads I. Besuch in St. Gallen an Weihnachten 911 zusammengestellt worden sein könnte. Damit werden die Arbeiten von Bulst, Erdmann und Willmes wesentlich ergänzt (zu den St. Galler *Susceptacula* s. jetzt auch K. Schmid, in: *Churrätisches und St. Gallisches Mittelalter*. F. S. für Otto P. Clavdetscher, 1984, S. 173 ff.).

Um schließlich den hervorragenden Eindruck dieser Gemeinschaftsarbeit noch vollends abzurunden, ist dem Band ein 13seitiges Verzeichnis von „Quellen und Literatur“ beigegeben, das weit über die hier angesprochenen Themen hinausführt. Ein Register der Personen und Orte endlich erschließt das rundherum als wohlgeklungene zu bezeichnende Werk in vorbildlicher Weise.

Helmut Maurer

J. u. O. P. CLAVADETSCHER, *Die ältesten St. Galler Siegel als Geschichtsquellen*. – L. HOLLENSTEIN u. W. P. LIESCHING, *Die Siegel der Benediktinerabtei Pfäfers* (= 124. Neujahrsblatt, hg. vom Histor. Verein des Kantons St. Gallen), St. Gallen 1984. S. 7–87.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, im jüngsten Neujahrsblatt des „Historischen Vereins des Kantons St. Gallen“ zwei siegelkundliche Arbeiten zu vereinen, die – obwohl völlig verschiedenen Intentionen folgend – dennoch oder gerade deswegen gemeinsam einen höchst instruktiven Einblick in das mittelalterliche und neuzeitliche Siegelwesen der südlichen Teile der Bodenseelandschaft gewähren: Jeanette und Otto P. Clavadetschers Arbeit über „Die ältesten St. Galler Siegel als Geschichtsquellen“ – entstanden im Zusammenhang mit des Verfassers Edition des „Chartularium Sangallense“ (Bd. III, 1983) – und Lorenz Hollensteins und Walther P. Lieschings mit ausführlichen Kommentaren versehenen Katalog der „Siegel der Benediktinerabtei Pfäfers“ – hervorgegangen aus den Vorarbeiten für die Präsentation der Siegel innerhalb der 1983 vom Stiftsarchiv gezeigten Ausstellung „Die Abtei Pfäfers. Geschichte und Kultur“.

Wenn man weiß, daß Otto P. Clavadetschers „Chartularium“, „alle Urkunden umfaßt, die in irgendeiner Weise das Gebiet des heutigen Kantons St. Gallen“ (mit gewissen Ausnahmen) für den Zeitraum von 1000 bis 1265 betreffen, dann ist es nicht verwunderlich, daß mit „St. Galler Siegeln“ keineswegs nur diejenigen der Abtei, sondern insgesamt alle des Bemerkens werte gemeint sind, die an Urkunden aus dem genannten geographischen Bereich hängen und zugleich dem beschriebenen Zeitraum entstammen. Das hat den Vorteil, daß geistliche Siegel ebenso in die Betrachtung einbezogen werden wie weltliche, diejenigen von St. Galler Äbten nicht anders als diejenigen der Herren bzw. Grafen von Toggenburg und von Rapperswil und diejenigen von St. Galler Ministerialen.

Und so kann man denn das, was J. u. O. P. Clavadetscher auf kaum mehr als 15, die Siegeltafeln (sie waren bereits im Anhang zum Chartularium abgedruckt worden) erläuternden Seiten bieten, als so etwas wie eine Einführung in die Siegelkunde anhand von St. Galler Beispielen bezeichnen. Besonderes Verdienst der Studie ist es, die Siegel als Geschichtsquellen zum Sprechen zu bringen; etwa indem sie den Zusammenhang zwischen der Standeserhöhung der Rapperswiler und dem Wechsel des Siegelstempels einleuchtend in Verbindung bringt oder das plötzliche Auftauchen eines Reitersiegels bei den Toggenburgern als Mittel der Festigung der vom Abt von St. Gallen angefochtenen Grafenwürde wahrscheinlich zu machen vermag.

Ihrer Absicht nach ganz anders aufgebaut ist demgegenüber die wesentlich umfänglichere Arbeit von L. Hollenstein u. P. Liesching über die Siegel von Pfäfers. Hier geht es allein um die Siegel einer einzigen geistlichen Institution. Allerdings werden alle nur in irgendeiner Weise mit der Abtei in Zusammenhang stehenden Siegel bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1838 in einem Katalog mit eingehenden Einzelbeschreibungen behandelt. Auf diese Weise ist über das spezielle Objekt hinaus ein bedeutsamer Beitrag zur Kloster-Sigillographie und Klosterheraldik entstanden, dessen besonderes Verdienst nicht zuletzt darin liegt, die noch immer viel zu sehr vernachlässigte kunsthistorische Betrachtung der Siegelbilder mitberücksichtigt zu haben.

Helmut Maurer

Churrätisches und st. gallisches Mittelalter. Festschrift für Otto P. Clavadetscher zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, hg. von HELMUT MAURER. – Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1984. 279 S.

Was lag näher, als dem verdienten Erforscher churrätischen und st. gallischen Mittelalters eine Festschrift mit diesem Titel darzubieten! Dreizehn seiner Freunde, seiner Fachkollegen und seiner Schüler gestalteten den Band mit ihren Beiträgen. Ursus Brunold beschäftigt sich mit neu entdeckten Handschriftenfragmenten in rätischer Minuskel. Leider steht ja bisher eine vollständige Bestandsaufnahme dieser Fragmente – sie finden sich vor allem als Buchhüllen und Buchrückenverstärkungen – noch aus. Der Autor weist hier auf Teile zweier Augustinustraktate zum Johannesevangelium, Exzerpte aus dem Kommentar des hl. Hieronymus zum Buch Joel, einen bisher ungedruckten Katenenkommentar zu Joel, ein Bruchstück von Psalm 112 (113) sowie eine Sammlung sogenannter *Differentiae verborum* hin. Die Stücke befinden sich im Staatsarchiv Graubünden und im Turmarchiv Flums.

Iso Müller behandelt das Thema „Vom Baptisterium zum Taufstein. Zur Missionierung Churrä-

tiens". Er beschreibt die archäologisch belegten Baptisterien von Crap Sogn Parcazi bei Trins, Zillis und Schaan, die anfänglich nicht eigentliche Missionspfarreien, sondern erste Brennpunkte des christlichen Lebens an strategisch wichtigen Punkten waren, identifiziert die *ecclesiae plebeiae* des Reichsursbars als *baptisteria*, nämlich Rankweil, Flums, Zillis und Pleif und wendet sich schließlich dem Baptisterium der Urfparre Disentis zu. Als sich im 11./12. Jahrhundert diese Urfparrei zu teilen begann, wurden in den neuen Pfarreien keine Piscinen mehr eingerichtet, an ihre Stelle trat der Taufstein, auch die alten Baptisterien traten außer Funktion.

Den Gründern des Klosters Cazis im Domlesch spürt Hans Lieb nach und gelangt durch eine kritische Bewertung der Überlieferungsstränge zu einem Stammbaum der Victoriden oder – wie man besser sagen müßte – der Zacones.

Helmut Maurer ist mit der Abhandlung „Die Kirche St. Vincentius in Pleif und das Schicksal karolingischen Reichsgutes im Lugnez und am Vorderrhein“ vertreten. Die Kirche, die sich im 14. Jahrhundert in der Hand der Herren von Belmont befand, galt noch im 9. Jahrhundert als Reichslehengut. Hundert Jahre später findet sie sich im Besitz der Welfen. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wechselte sie aus der Hand des Bischofs Konrad von Konstanz (ein Welfe) in das „Sondervermögen“ des Konstanzer Domkapitels über. Maurer kommt – u. a. durch die Auswertung des in diesem Zusammenhang bisher unbeachteten „Chronicon episcopatus Constantiensis“ von Jakob Mennel – zum Schluß, daß das Konstanzer Domkapitel nicht nur in Pleif, sondern auch an allen anderen, für die Herrschaftsbildung derer von Belmont entscheidend wichtigen Orten der Vorbesitzer war. „Diese Erkenntnis bedeutet jedoch zugleich, daß die Fragen nach der Bildung der Herrschaft der Herren von Belmont, ja die Fragen nach der Bildung hochmittelalterlicher Adels Herrschaften im Lugnez und am Vorderrhein insgesamt neu überdacht werden müssen.“ (S. 64).

Mit der Genealogie der Freiherren von Wildenberg und von Frauenberg befaßt sich die Studie von Jürg L. Muraro, der zur Annahme gelangt, daß sich vom Haus Sagens um 1200 zunächst ein Zweig zu Greifenstein abspaltete, der später den Namen „von Wildenberg“ annahm, während sich die Hauptlinie zu Sagens Mitte des 13. Jahrhunderts in zwei Äste zu Frauenberg und zu Fryberg teilte.

Urs Clavadetscher schreibt über „Die Wüstung Gonda bei Lavin im Unterengadin“, einst eine Ansiedlung mit 30 Häusern, die um 1620 abgegangen ist. Der Archäologische Dienst Graubünden untersuchte in einer ersten Grabungskampagne die Kirchenruine. Die Bedeutung von Gonda liegt vor allem darin, daß es hier möglich ist, eine Dorfstruktur aus der Zeit vor der großen Brandschatzung durch Baldiron mit archäologischen Mitteln nachzuvollziehen.

Josef Nössing beschäftigt sich mit dem Thema „Die Grafen von Eppan und das Kloster Marienberg“, das dem Leser einen weiten Raum kultureller Beziehungen des 12. und 13. Jahrhunderts öffnet, der sich von Marienberg nach Süden in das eppanische Gebiet, nach Norden zum Mutterkloster Ottobern und darüber hinaus in den süddeutschen welfischen Bereich erstreckt.

Einen Beitrag zur Geschichte des Notariats und der ständischen Nivellierung in einer südalpinen Talkommune des 13. und 14. Jahrhunderts liefert Lothar Deplazes in seiner Studie „Die Freilassungs-urkunden des Bleniotals“. Die Manumissionen lassen den Schluß zu, daß die vermögenden Leibeigenen besser lebten als die Schicht der freien *pauperes*, die auf die Unterstützung der Kirchengemeinden angewiesen blieben. Der Aufstieg zum freien Eigentümer von Allodgut und nicht nur zum ständisch Freien war das erstrebenswerte wirtschaftliche und soziale Ziel der Leibeigenen.

„Iso monachus – doctor nominatissimus“ ist der Titel des Beitrages von Johannes Duft, der sich ausführlich mit Persönlichkeit und Wirksamkeit des von Ekkhard IV. hoch gepriesenen St. Galler Mönches und Lehrers Iso beschäftigt, der später auch in Moutier-Grandval als Arzt wirkte, wo er nach Aussage der *Annales Sangallenses maiores* am 14. Mai 871 verstarb.

Karl Schmid bearbeitet das Thema „Brüderschaften mit den Mönchen aus der Sicht des Kaiserbesuchs im Galluskloster vom Jahre 883“. Er versteht es, das historische Umfeld aber auch das Ritual beim Besuch Karls III. in St. Gallen lebendig werden zu lassen. Der Kaiser wurde, wie andere hochgestellte Personen, Laien und Kleriker, *frater conscriptus*, also Mitbruder der Mönche. Die Brüderschaft mit den Mönchen erweist sich als ein Mittel gegenseitiger Hilfe, wobei deutlich wird, welch hohes Ansehen Klöster von der Qualität St. Gallens bei vornehmen Laien hatten.

Michael Borgolte („Salomo III. und St. Mangen. Zur Frage nach den Grabkirchen der Bischöfe von Konstanz“) zeigt auf, daß es in Konstanz im frühen Mittelalter keinen traditionellen bischöflichen Grabplatz gab, an dem der Totenkult kontinuierlich vollzogen wurde. Unter den persönlichen Grabkirchen Salomos III. (St. Mangen), Konrads des Heiligen (St. Mauritius) und Gebhards II. war nur Gebhards Stiftung Petershausen im Sinne des Gründers erfolgreich. Die Ausbildung der Kathedrale als Bischofsgrabgeleite erfolgte im Hochmittelalter.

Walter Berschin stellt das Benedictionale Salomons III. für Adalbero von Augsburg (Cambridge, Fitzwilliam Museum Ms. 27) vor, das in St. Gallen zwischen 890 und 909 entstanden ist und sich auch literarisch in den Kontext der spätkarolingischen Kultur des Klosters einordnet. Beachtenswert ist auch der Beitrag von Ernst Ziegler „Kirchenpfleger und Kirchenamt. Bemerkungen zur Verwaltungs- und

Archivgeschichte der Stadt St. Gallen im Spätmittelalter“, der sehr schöne Einblicke in die Geschichte eines bedeutenden Amtes der Stadt und seiner Verwalter bietet, wobei sich u. a. herausstellt, daß in St. Gallen, wie anderswo, im Mittelalter die Obrigkeit der bürgerlichen Gemeinde zugleich Obrigkeit der Pfarrgemeinde war.

Abgeschlossen wird der mit Bildmaterial gut ausgestattete Band von der Bibliographie der Arbeiten des Jubilars, die nochmals eindringlich seine Bedeutung als Forscher vor Augen führt, sowie durch ein Orts- und Personenregister. Die Festschrift für Otto P. Clavadetscher ist ein wichtiger Beitrag zur mittelalterlichen Geschichte von Churrätien und St. Gallen, der interessante, neue Erkenntnisse vermittelt, eine Ehrengabe, die sicherlich geeignet ist, dem Jubilar – und nicht nur ihm – auch in wissenschaftlicher Hinsicht Freude zu bereiten.

Alois Niederstätter

JOSEF BRÜLSAUER, FRANZISKA GEIGES-HEINDL, PETER HOPPE, MARTIN SALZMANN, *Repertorium schweizergeschichtlicher Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe. Abt. I Konstanz-Reichenau. Band 3: Akten, Nachträge*. Verlag Hans Rohr, Zürich 1984, XI und 351 Seiten.

Waren gegenüber den beiden Vorgängerbänden – bei allem Lob, das sie verdienen – Vorbehalte anzumelden gewesen (vgl. Heft 101 u. 102 dieser Zeitschrift), die sich auf eine allzu extensive Erschließung der registrierten Konstanz-Reichenauer Urkunden bezogen, so wären dergleichen Bedenken gegenüber dem dritten und letzten Band der „Abteilung I: Konstanz-Reichenau“ fehl am Platze. Denn im Gegensatz zu den Konstanz-Reichenauer Urkunden, von denen eine Großzahl schon vor der Publikation im „Repertorium“ durch Vollabdrucke oder Regesten erschlossen gewesen war, sind die Akten des Hochstifts Konstanz, sind die Akten der seit 1540 in das Hochstift inkorporierten Abtei, d. h. des seitherigen Priorates Reichenau, und sind die auf die Stadt Konstanz bezüglichen Akten verschiedener – auch städtischer – Provenienz (soweit sie im GLA Karlsruhe lagern) der Forschung noch nie durch ein gedrucktes, d. h. allgemein zugängliches Repertorium erschlossen worden.

Das liegt gewiß an der einseitigen Bevorzugung des Mittelalters; das liegt gewiß aber auch an der zu behandelnden Aktenmasse. Darüber, daß von den drei hier angesprochenen Aktenabteilungen 82, 96 und 209 des GLA Karlsruhe den Zielsetzungen des Repertoriums entsprechend nur jene Aktenstücke dem Suchenden vorgestellt werden, die in irgendeiner Weise einen Bezug zur schweizerischen Eidgenossenschaft aufweisen, ist angesichts eines von der Rechtsquellen-Kommission des schweizerischen Juristenvereins getragenen Unternehmens kein Wort zu verlieren; dies um so weniger, als die Bearbeiter bei der Auswahl der Stücke keineswegs kleinlich vorgegangen sind. Und doch ist es zu bedauern, daß auf deutscher Seite offensichtlich entsprechende Instanzen fehlten, die mit den Schweizer Historikern gemeinsame Sache hätten machen können, um die Konstanz-Reichenauer Urkunden, Bände und Akten voll und ganz zu erschließen.

Indessen ist man uneingeschränkt dankbar für das jetzt Gebotene. Denn hier werden in überlegter Weise mit ausführlichen Titeln und zusätzlichen Darinvermerken Quellen zur spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte des Hochstiftes und der Stadt Konstanz sowie des Priorates Reichenau der Forschung zugänglich gemacht, von deren inhaltlichem Reichtum eine Vorstellung bislang kaum zu gewinnen war.

Wer immer fortan der Geschichte vor allem des westlichen Bodenseegebietes – und nicht nur dessen schweizerischen Teils – und wer immer der Konstanzer Stadtgeschichte vom 15. bis frühen 19. Jhs. seine forschende Aufmerksamkeit zuwenden möchte, wird zu diesem dritten Band des Repertoriums greifen müssen. Seinen Bearbeitern ist für ihr entschlossenes Vordringen in Neuland höchstes Lob zu zollen. Der vierte und letzte Band dieser Abteilung, der die Indices für alle drei Bände enthält, wird die Bedeutung gerade dieses hier besprochenen Bandes noch um ein weiteres unterstreichen.

Helmut Maurer

Quellen zur Geschichte der Alamannen V und VI (= Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Kommission für Alamannische Altertumskunde. Schriften Bd. 8 u. 9). Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983 und 1984.

Die verdienstvolle Quellensammlung erfährt durch die Veröffentlichung zweier weiterer Hefte ihre erwünschte Fortsetzung (vgl. Heft 99/100 dieser Zeitschrift). Heft V, wiederum von dem Mediävisten Klaus Sprigade bearbeitet, stellt – die wenigen Seiten zeigen es bereits äußerlich an – im wesentlichen eine Nachlese zu den vorhergehenden beiden, vom selben Bearbeiter betreuten Heften dar. Hier, am Bodensee, müssen zwei Quellen, die in dieser kleinen Nachtragssammlung ihren (Wieder-)Abdruck und zugleich ihre – erneut von Camilla Dirlmeier gefertigte – deutsche Übersetzung finden, auf

besonnderes Interesse stoßen: Da ist einmal des Bonifatius, auf ca. 738 datierter, oft diskutierter Brief an namentlich genannte Bischöfe Bayerns und Alemanniens, unter denen man lange Zeit auch einen Konstanzer Bischof finden zu können glaubte. Den zu diesem Brief (S. 14) gegebenen Erläuterungen wären jetzt noch hinzuzufügen die Bemerkungen in *Germania Pontificia*, Bd. 4, Teil 4, bearb. von H. Jakobs, 1983, S. 16, Nr. 34.

Die zweite für unsere Landschaft wichtige Quelle dieser Sammlung ist das berühmte Privileg Friedrichs I. für die Konstanzer Bischofskirche vom Jahre 1155. In diesem Heft sind lediglich jene Passagen wiedergegeben, die sich auf die angeblich in ihrer Gesamtheit auf Dagobert (I.) zurückzuführende Festlegung der Konstanzer Bistumsgrenzen beziehen. Zu dem Problem der im Privileg selbst vorgenommenen Zuschreibung der *Circumscription* an Dagobert wäre nun noch zu vergleichen Christoph Wehrli, *Mittelalterliche Überlieferungen von Dagobert I.*, 1982.

Nicht ganz verständlich ist, daß aus dem gleichen Diplom nicht auch jener Passus in auszugsweisem Wiederabdruck Aufnahme gefunden hat, der von der angeblich gleichfalls von Dagobert veranlaßten Anbringung eines Grenzzeichens im Churer Rheintal zur Scheidung von „Burgund“ und Churrätien zu berichten weiß.

Wenn schon durch die auszugsweise Wiedergabe dieser, der Stauferzeit entstammenden für die Frühgeschichte des Bistums Konstanz wichtigen Quelle die Probleme um die Anfänge der Konstanzer Bischofskirche angesprochen worden sind, verwundert es, daß nicht auch die ältesten Teile der Konstanzer Bischofslisten und die neuerdings Ekkehart IV. von St. Gallen zugeschriebene Notiz über die Verlegung des Bischofssitzes Windisch nach Konstanz durch Dagobert eine Berücksichtigung erfahren haben (vgl. dazu zuletzt W. Berschin in: *Florilegium Sangallense*, Festschrift für Johannes Duft, 1980, S. 117).

Gegenüber solch kleinen Mängeln ist das, was das schmale Heft auf S. 21–28 an voll und ganz Begrüßenswertem enthält, viel bedeutsamer: eine „Zeittafel ca. 530–750“, d. h. zugleich „ein knapper, regestenartiger Überblick der Ereignisgeschichte des in der Überschrift genannten Zeitraums“. Mit dieser Zeittafel wird in der Tat gewissermaßen die chronologische Quintessenz der mediävistischen Teile dieser Quellensammlung geboten.

Diese chronologische Übersicht bildet die unmittelbare Fortsetzung jener erst im Heft VI von dem Althistoriker Wolfgang Kuhoff auf S. 101–113 gebotenen „Zeittafel von 213 bis etwa 530“, die wiederum die beiden „althistorischen“ Hefte I und II und eben dieses sechste Heft erschließt, das – neben *Corrigenda* und *Addenda* zu eben diesen beiden ersten Heften – zusätzlich zu den dort gebotenen schriftlichen Quellen Inschriften und Münzen als weitere wichtige Quellengattungen aufbereitet. 76 inschriftlichen Zeugnissen – zumeist Ehrungen von Kaisern – werden 54 Münztypen zur Seite gestellt. Ausgewählt finden sich freilich auch hier nur diejenigen Stücke, „die unzweifelhaft oder wahrscheinlich zur Alemannengeschichte“ gehören. Besonders lesenswert gerade für den Nicht-Althistoriker und den Nicht-Numismatiker und Nicht-Inschriftenspezialisten sind die jeweiligen Einleitungen Kuhoffs zu den beiden von ihm bearbeiteten Quellen-Gruppen. – Der Historiker des Bodenseeraums hat lediglich zu bedauern, daß bei der S. 44 als Nr. 57 aufgeführten „Bauinschrift der Stadtmauer von Vitodurum“ mit keinem Wort von ihrer jahrhundertlangen Einmauerung in der Mauritiusrotunde neben dem Konstanzer Münster die Rede ist.

Zu hoffen ist, daß möglichst bald das angekündigte VII. Heft mit abschließenden *Indices* erscheinen möge.

Helmut Maurer

MICHAEL BORGOLTE, *Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit* (Vorträge und Forschungen Sonderband 31). Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1984.

Die karolingische Grafschaftsverfassung ist ein Teil nicht nur der fränkischen Institutionengeschichte, sondern, in ihrem Werden betrachtet, der Frankisierung überhaupt und zugleich der Geschichte der führenden Familien des fränkischen Reichs. Der alemannische Raum bildet schon deshalb eine Zentrallandschaft, weil die Grafenformel der St. Galler Urkunden („sub comite N.“, später „N. comitem“) ein dichtes Material bereitstellt. Die Forschung hat allerdings eine Reihe von Streitfragen hinterlassen. Die ältere Forschung ging von einer Identität von Gau und Grafschaft (Baumann) oder von erblichen Geschlechtern (Bauer) aus, die jüngere, vor allem bayerische Forschung erforderte die These der Königsgutgrafschaften. Die letzte umfassende Darstellung von H. K. Schulze hat all diesen Thesen widersprochen, von den Rechtsquellen her allerdings wieder den normativen Aspekt behandelt und Amtsgedanken sowie Durchgliederung des Reichs betont, wobei auch Schulze schwerpunktmäßig vom schwäbischen Raum ausging. Die Tendenz zur Systematisierung in dieser Arbeit verlangt nach landesgeschichtlicher Überprüfung der Thesen, wie sie etwa von Nonn für Lothringen und nun von Borgolte für Schwaben vorliegt. Seine „Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit“

(einer von drei Teilen seiner Freiburger Habilitationsschrift) beruht als neuer Ansatz zum Thema auf zwei Grundlagen (deren Darstellung jeweils gesondert erscheint): chronologischen und topographischen Bestimmungen der von Wartmann vielfach falsch eingeordneten St. Galler Urkunden einerseits (in: *Subsidia Sangallensia* I. St. Galler Kultur und Geschichte 14, 1984; vgl. auch Arch. f. Dipl. 24, 1978, 54–202) und umfangreichen prosopographischen Studien zu den alemannischen Grafen andererseits, wie sie Karl Schmid schon 1964 gefordert hatte (M. B., Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit. Eine Prosopographie, im Druck). Die drei Teile bilden eine Einheit, der methodische Wert der vorliegenden Darstellung beruht auf diesen „Voruntersuchungen“, deren gesonderter Druck sich dadurch rechtfertigt, daß sie unverzichtbare Hilfsmittel für jede weitere landesgeschichtliche Forschung im fränkischen Alemannien darstellen.

Auf solchen Grundlagen kann Borgolte die alemannische Grafschaftsgeschichte neu und gesichert darstellen. Nach einem Forschungsbericht und einem Überblick über die merowingische Zeit (S. 21 ff.), in der sich noch keine abgegrenzten Amtssprengel nachweisen lassen, untersucht er erstmals auf diplomatisch-kritischem Weg die Grafenformel (S. 29–77) als wichtigsten Beleg für die schwäbischen Grafen. Er kann nachweisen, daß die St. Galler Formel auf langobardisch-rätischen Vorbildern beruht und zunächst der Datierung, später der Herrschaftsaussage dient und daß das anfangs (bis 817) sporadische Vorkommen nicht nur den Grafennamen, sondern die Existenz oder Nichtexistenz der Grafschaftsverfassung überhaupt belegt. Darauf baut dann der Hauptteil der Untersuchung (Kapitel 3–11, S. 78–229) auf, eine Analyse der Grafen in den einzelnen Landschaften und Gauen, die mit übersichtlichen Karten anschaulich gemacht wird. Hier kann Borgolte auch eine Reihe umstrittener Fragen klären: Die Grafschaft im Zürichgau etwa entstand aus der Auflösung des alten Fiskalbezirks, so daß es zwischen Bodensee und Zürichsee fortan zwei getrennte Grafschaften gab, die im wesentlichen mit den Gauen übereinstimmen, von denen sich aber nur im Thurgau Ansätze zur Erblichkeit zeigten. Das Fehlen von Grafschaftsbelegen im Arbon- und weit darüber hinaus in der Zeit der St. Galler Abhängigkeit von Konstanz deutet auf eine grafengleiche Stellung der Konstanzer Bischöfe hin. Auch im Breisgau gab es ursprünglich einen Königsgutsbezirk, der erst zu Beginn des 9. Jh. in die Grafschaft integriert wurde. In der leidigen Baarenforschung kann B. die Positionen klarstellen, ohne daß sich alle Probleme lösen ließen. Die Grafschaften haben sich hier erst allmählich und durchaus unterschiedlich entwickelt: In der Bertholdsbaar entstanden nach 817 zwei Komitate, während es in der Alaholfsbaar auch danach noch mehrere Grafen gab, die sich nicht eindeutigen Bezirken zuordnen ließen und weiterhin den herrschaftlichen Charakter betonten. In den östlichen Gauen beruhte die Grafschaft dagegen vorwiegend auf Königsgut und war ebenfalls, wie im Linz-, Argen-, Alp- und Rheingau, die stets einen Komitat bildeten, adelsherrschaftlich geprägt. Grafenlisten (S. 230 ff.) belegen das Vorkommen der „comites“ in den einzelnen Komitaten und lassen Personenfolge, Überschneidungen und Abgrenzung der Landschaften erkennen: Ein Komitat bestand immer dann, wenn eine Landschaft kontinuierlich eigene Grafen aufzuweisen hatte, während die mitgelieferten, gleichen Namenbelege in anderen Landschaften eine Kumulation von Grafschaften durch einzelne „comites“ andeuten.

Die Zusammenfassung (S. 245 ff.) bietet eine in die Gesamtentwicklung Schwabens eingeordnete „Geschichte der Grafengewalt in Alemannien“: Die Grafschaft war ein Instrument fränkischer Einflußnahme (neben Herzögen und Bischöfen). Die Neuordnung durch die Karolinger nach der Abschaffung des Herzogtums um 760 war zunächst das Werk Warins und Ruthards, die, fast ohne Helfer, Komitate mit festen Grenzen in den südlichen Landesteilen schufen. Unter Karl dem Gr. entstanden die großen Herrschaftskomplexe einzelner Adelsgeschlechter wie der Udalrichinger oder der Alaholfinger, die in enger Bindung zum König standen. Daneben gab es eine Reihe von grafschaftsfreien Räumen; vor allem die Königsgutsbezirke im Westen und Süden waren aus der Grafschaftsverfassung ausgegliedert, während in Inneralemannien und an der bayerischen Grenze die Grafschaft sich umgekehrt auf Königsgut gründete und sich nur allmählich ausweiten konnte. Erst in den Anfangsjahren Ludwigs des Frommen (um 817) zeigte sich ein tiefer Einschnitt in der Entwicklung: Die Sonderbezirke wurden eingegliedert, die Grafschaftsverfassung auf fast ganz Schwaben ausgedehnt, die Grafschaften auch in den neuen Gebieten (mit Ausnahme der Alaholfingerherrschaft im Haister- und Rammagau) fest abgegrenzt. In der Folgezeit wurde diese Ordnung kaum mehr verändert, wohl aber wechselten nun die Grafengeschlechter in den festgefügt Komitaten (vgl. die wechselvolle Geschichte der Udalrichinger). Als Ergebnis führte diese Grafenpolitik schließlich zur Entwicklung des alemannischen Dukats. Der Endpunkt der Untersuchung zu Beginn des 10. Jh. begründet sich zwangsläufig aus der Quellenlage, m. E. aber nur bedingt aus dem Beginn dieser Herzogsherrschaft, die einen Einschnitt allenfalls (und nur allmählich) in der Königsunmittelbarkeit der Grafen bildete, während die Grafschaftsverfassung als solche fortbestand und die Herzöge selbst jeweils eine Reihe von Komitaten verwalteten.

Daß man bei B. eine strukturelle Zusammenfassung der Ergebnisse zunächst vermißt – sie beschränkt sich auf wenige Bemerkungen am Schluß, die Schulzes Thesen im Grunde bestätigen (Gau und

Grafschaft waren nicht identisch; es gab nicht nur königsherrschaftliche Komitate) – ist tatsächlich Folge dieser Ergebnisse selbst: Hat Schulze gewissermaßen die Norm dargestellt, so betrachtet B., wie schon der Titel zeigt, die Grafschaftsverfassung in der Genese, wobei Schulzes „Norm“ sich in mancher Hinsicht als Endpunkt einer langen Entwicklung erweist. Der Wert der Untersuchung liegt vor allem in der zeitlichen und landschaftlichen Differenzierung, die erkennen läßt, wie kompliziert und unterschiedlich die Entwicklung in den einzelnen Grafschaften verlief, wie verschieden auch die Grundlagen in den einzelnen Landschaften eines Raumes wie Alemanniens waren, dessen Uneinheitlichkeit ja doch seit langem bekannt ist. Dabei haben wir uns damit abzufinden, daß die Ergebnisse nicht so systematisch sind, wie die bisherige Forschung sie gern sehen wollte, daß vielmehr stets die Einzelentwicklung im Auge zu behalten ist. Daß der Amtscharakter der Grafschaft bei B. in den Hintergrund tritt, begründet sich aus seinem prosopographischen Ansatz; er ergibt sich aus den Rechtsquellen, so daß man in dieser Hinsicht weiterhin Schulzes Ergebnissen folgen darf. Von seiner Fragestellung her kann B. aber aufzeigen, daß die Erbllichkeit im 9. Jh. noch einen auf wenige Landschaften und Geschlechter begrenzten Ausnahmefall darstellt. Borgolte selbst hat erkannt, daß den alemannischen Verhältnissen von der Forschungsgeschichte und Quellenlage her eine weit über diesen Raum hinausreichende Bedeutung zukommt. Man darf zusammenfassend hinzufügen, daß Borgolte eine wirklich grundlegende Arbeit vorgelegt hat, an deren Methoden und Ergebnissen sich die gesamte Institutionenforschung orientieren müssen.

Hans-Werner Goetz

Die acht ottonischen Wandbilder der Wunder Jesu in St. Georg zu Reichenau-Oberzell. Eingeleitet und beschrieben von WOLFGANG ERDMANN. Farbabbildungen nach Photographien von Theo Keller sen. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983. 32 Seiten mit 14 Abbildungen, davon 9 farbige. Kartonierte, DM 19,50.

In einer großformatigen Publikation sind hier – neben einer Gesamtaufnahme des Langhauses der Kirche und einigen Aufrißzeichnungen – die acht ottonischen Wandbilder in ausgezeichneten, großformatigen Farbabbildungen nach Photographien von Theo Keller sen. wiedergegeben, die Wolfgang Erdmann nach einem generellen, einleitenden Text im einzelnen bespricht. Dabei wird der illustrierte Bibeltext nach der Fassung des Evangeliums angeführt und das Bildgeschehen mit den Worten eben dieses Evangeliums beschrieben. Beigegeben sind ferner die Übersetzungen von Rekonstruktionen der Bildtituli gemäß dem Vorschlag von Bernhard Bischoff. Abschließende Abhandlungen über das System der Bildfolge, die Reichenauer Malerschule und zur Maltechnik runden die Veröffentlichung zusammen mit einer Übersicht über das Schrifttum ab.

Red.

HANS STATHER, *Konstanzer Grabungsberichte. Neue Ausgrabungsfunde Alt-Konstanzer Baulichkeiten – Zeugnisse frühmittelalterlichen Lebens.* Verlag des Südkurier, Konstanz 1984. 72 Seiten mit 10 Abbildungen und 8 Lageskizzen, kartoniert, DM 18,-.

Die Konstanzer Marktstätte zeigte im Mittelalter ein anderes Gesicht als bisher vermutet. Diese und andere Erkenntnisse über die Stadtentwicklung von Konstanz sind das Ergebnis neuerer Ausgrabungen in der Altstadt, über die Hans Stather als aktiver Grabungsteilnehmer berichtet. Der Autor beschreibt nicht nur die archäologischen Funde und ihre Fundorte, sondern auch die schwierigen Umstände, unter denen sie entdeckt und geborgen wurden. Ein ausführlicher Abbildungsteil mit Fotos und Lageskizzen veranschaulicht die vierjährige Grabungszeit an der Hofhalde, dem Stephansplatz, der Marktstätte, dem Kreuzlinger Tor, dem Döbele und der Pfauengasse sowie der Rheingasse. Durch die Bodenfunde werden ältere Forschungsergebnisse bestätigt, aber auch frühere Annahmen korrigiert und vorhandene Zweifel verstärkt.

Red.

KARL HEINZ BURMEISTER, *Das Edelgeschlecht von Wolfurt.* (Neujahrsblatt 28 des Museumsvereins Lindau). Lindau 1984. 116 S., DM 18,-.

Als Gabe des Jahres 1984 brachte der Lindauer Museumsverein jetzt eine Arbeit des Voralberger Landesarchivars Prof. Dr. Karl Heinz Burmeister heraus, die das Geschlecht derer von Wolfurt zum Thema hat. Die Wolfurter hatten ihren Stammsitz am heute noch nach ihnen benannten Ort nahe

Bregenz. Ihnen gehörte aber auch bis zum Jahre 1405 das Wasserschloß Gießen nahe Tettngang. Von ihren etwa 20–25 Burgen, die sie natürlich nicht alle gleichzeitig hatten, lagen immerhin acht in Ungarn. Die Burg Vöröskő scheint dabei von besonderer Bedeutung gewesen zu sein, da sich die Letzten des Geschlechts nach ihr benannten. Schon im frühen 15. Jahrhundert starben die Wolfurter aus. Daß die Familie von einiger Wichtigkeit war, zeigen auch die Legenden und Sagen, die sich um sie ranken, von denen manche den Ursprung des Geschlechts sogar bei den Rättern, andere in Schottland suchen wollen. Um 1240 herum fand eine Aufteilung des Geschlechtes in einen Lindauer und Überlinger Zweig statt. Daneben gab es noch andere Linien, wie etwa die Thurgauer.

Burmeister hat es mit dieser Arbeit nicht leicht gehabt, sind die Quellen zum Thema doch recht spärlich. Desto erstaunlicher, was der Archivar den wenigen Urkunden abringen konnte, wenn er auch manches auf Thesen stützen mußte. Es war jedenfalls längst an der Zeit, die Geschichte der Wolfurter in Angriff zu nehmen. Und es gab wohl kaum einen geeigneteren Fachmann als Karl Heinz Burmeister. Als Anhang sind auf knapp 20 Seiten Urkundentexte abgedruckt.

Das Neujahrsheft erschien gleichzeitig in einer besser ausgestatteten Ausgabe für die Gemeinde Wolfurt, die dafür einen Zuschuß bereitgestellt hat. Nicht nur das Titelbild ist hier farbig, auch im Innern sind mehrere Farbdrucke und einige Schwarzweiß-Bilder eingefügt. Darunter befindet sich eine Ansicht des Schlosses Gießen aus dem Jahre 1721, die der aus Schaffhausen kommende, in Lindau wohnhafte Geometer Joh. Jakob Heber zeichnete und die heute im Besitz des Lindauer Spitalarchivs ist, das Rosemarie Auer betreut, die auch einige hier verwendete Urkunden des Archivs übertrug.

Werner Dobras

REINHOLD REITH, *Der Aprilaufstand von 1848 in Konstanz. Zur biographischen Dimension von „Hochverrath und Aufruhr“. Versuch einer historischen Protestanalyse.* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen. Bd. 28), Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1982.

Mit seiner Magisterarbeit möchte der Verfasser die Lebensumstände der namentlich bekannten Teilnehmer am Aprilaufstand von 1848 in Konstanz erhellen. „Gesichter in der Menge“ (Rudé) und das Verhältnis zwischen Individuen und Gruppe sollen erfaßt und erforscht werden; ebenso die Frage nach „Zielscheibe und Opfer der Aktivitäten der Massen“ (Rudé).

Die Beteiligung von Handwerkern am Aprilaufstand steht im Zentrum der Fragestellung. Aus der Handwerkerschaft kam nämlich der größte Teil der Revoltierenden (59 Prozent), Motivationen und Lebensumstände der Handwerker sind indessen am wenigsten bekannt. Durch gründliche und außerordentlich umfangreiche Quellenarbeit (Stadtarchiv Konstanz, Generallandesarchiv Karlsruhe, Kirchenbücher der Konstanzer Pfarreien) und Berücksichtigung der einschlägigen Literatur kommt der Verfasser zu Ergebnissen, die für die Erforschung der Ereignisse in Deutschland 1848/49 und für allgemein sozialhistorische Forschungen der Geschichte von Konstanz von wesentlicher Bedeutung sind.

Alter, Zugehörigkeit zu einzelnen Handwerken, berufliche Stellung der Handwerker, Steuerlisten und eine große Anzahl von biographischen Daten werden erarbeitet. In Exkursen werden Entwicklung der Grundnahrungsmittelpreise (Brot, Kartoffeln, Fleisch 1818–1848, bzw. 1842–1848) zusammengestellt und die Vorwürfe aus Strafakten über „Müßiggang, Trunkenheit und Arbeitsscheu“ der Handwerker werden überprüft und in Zusammenhang gebracht mit den sich ändernden Vorstellungen von Disziplin und Arbeitsmoral während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.

Die allgemeinen Bedingungen in den einzelnen besonders betroffenen Handwerkszweigen werden genauer untersucht; insbesondere bei Schuhmachern, Schneidern und Schreibern. Dabei wird unter Berücksichtigung des Steuerkatasters der Stadt die jeweilige „sozioökonomische Situation“ im einzelnen Handwerk analysiert. Diagramme zur Betriebsgröße (1843–1851) geben ein Bild über Entwicklung und wirtschaftliche Situation von Konstanzer Handwerkern. Eine Übersicht zur „kollektiven Biographie“ der „auführerischen“ Schuhmacher, Schreiber bzw. Schneider schließt die Untersuchung jeweils ab und führt zu allgemeinen Fragen über „Polarisierung und Politisierung“ in diesen Bereichen und zur Untersuchung der Konkursfälle in Konstanz (im Vergleich Baden). Kurzbiographien der 120 Beteiligten am Aprilaufstand von 1848 und Auszüge aus Lehrverträgen, die mit Unterstützung der Armenverwaltung der Stadt abgeschlossen wurden, stehen am Ende der Arbeit.

Insgesamt ist diese Magisterarbeit für die Analyse der Situation der Handwerker in der ersten Phase der Industrialisierung in Konstanz sehr bedeutsam. Wesentliche Revolutionsereignisse von 1848 („Heckerzug“) werden damit einer fundierten Analyse zugeführt. Arbeiten mit den Fragestellungen und Methoden Reinhold Reiths sollten auch für Proteste und Revolten in anderen Regionen angefertigt werden; damit würde durch den Vergleich eine gründliche Analyse der Ereignisse von 1848/49 möglich.

Wilfried Danner

ERWEIN H. ELTZ, *Die Modernisierung einer Standesherrschaft. Fürst Karl Egon III. und das Haus Fürstenberg in den Jahren nach 1848/49*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1980. 268 S. mit 22 Abb. DM 38,-.

Dem Weiterwirken der altständischen Gruppen im 19. Jahrhundert kommt eine erhebliche Bedeutung zu. Dennoch wird die Untersuchung der Standesherrschaften bis heute zugunsten von Bürgertum, Bauernstand und Arbeiterschaft immer noch vernachlässigt. Das Fürstentum Fürstenberg im südlichen Schwarzwald gehörte zu den bedeutendsten der 1806 mediatisierten weltlichen Staaten des alten Reiches; es konnte als Standesherrschaft im Verband des Großherzogtums Baden bis 1848 eine beachtliche Sonderstellung behaupten. Die Revolution von 1848 bedeutete hier eine Zäsur, die in ihrer Bedeutung der des Endes des alten Reiches gleichzustellen ist.

Der Verfasser unternimmt es, anhand der Biographie des Fürsten Karl Egon III. (1820–1892) die Reaktion dieses Standesherrn und seines tüchtigen Domänenleiters Pestinari auf die tiefgreifenden Wandlungen in Staat und Gesellschaft zu untersuchen. Ausgehend von der organisatorischen Umwandlung der fürstenbergischen Verwaltung, schildert Erwein H. Eltz zunächst, auf welche Weise und mit welchem Ergebnis die wirtschaftlichen Aktivitäten des Hauses Fürstenberg modernisiert wurden und stellt anschließend dar, wie erfolgreich, vor allem seit den 1860er Jahren, die Bemühungen verliefen, die Wirtschaft und das Gewerbe den Bedingungen einer modernen Industriegesellschaft anzupassen. Zugleich betrieb das Haus Fürstenberg, am Ende der noch verbliebenen Herrschaftsrechte entkleidet, mit der Rückbesinnung auf seine Geschichte und dem damit verbundenen konsequenten Ausbau von Archiv, Bibliothek und Sammlungen eine Förderung von Kultur und Wissenschaft, deren Ergebnisse bis heute aus Donaueschingen nicht wegzudenken sind. Schließlich zeigt die Untersuchung der politischen Aktivitäten des Fürsten Karl Egon III. Möglichkeiten und Grenzen eines Standesherrn in der Welt der Staaten und Parlamente Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Bodenseeregion wird nur am Rande berührt, die Arbeit ist aber von nicht geringer allgemeiner historischer Bedeutung. Red.

JOSEF GRONER, *Chroniken der Stadt Pfullendorf*. E. Schmidt Verlag, Pfullendorf 1982. 900 S. mit 70, z. T. farbigen Abb.

Das Werk wurde aus den Originaltexten erhoben und bearbeitet von Univ.-Prof. Dr. Josef Groner, der als geborener Pfullendorfer die besonderen Voraussetzungen für dieses Unternehmen mitbrachte und sich im übrigen durch zahlreiche Veröffentlichungen als guter Kenner der Geschichte seiner Heimatstadt erwiesen hat.

Die 1. Chronik, 1774 als handgeschriebener Foliant von dem Pfullendorfer Benefiziaten Franz Andreas Rogg dem Magistrat der Stadt überreicht, beginnt mit der sagenhaften Gründung Pfullendorfs durch Julius Cäsar und berührt alles, was man gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Geschichte der Stadt wußte oder für bedeutsam hielt. Dabei geht Roggs Blick weit über die Stadtmauern hinaus: Das ganze „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ rückt ins Blickfeld, vor allem nimmt das große Kapitel über den 30jährigen Krieg, hauptsächlich wie er sich zwischen Bodensee und Donau abspielte, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Es gibt kaum einen Ort in dieser Landschaft, der hier nicht seine Erwähnung findet. – Da Roggs Chronik für die meisten Leser wegen ihrer altertümlichen Sprache kaum recht verständlich ist, hat Prof. Groner parallel zum Original eine Fassung in heutigem Deutsch geschaffen, die jedermann mit Genuß zu lesen vermag.

Die 2. Chronik stammt aus der intelligenten Feder des Pfullendorfer Leinewebers Johann Georg Heilig und schildert in lebhaften Farben die schrecklichen Ereignisse der beiden ersten Koalitionskriege (Österreich und andere gegen das revolutionäre Frankreich), die zwischen 1796 und 1801 in Süddeutschland mehrmals über die Reichsstadt Pfullendorf hinweggingen (Schlacht bei Ostrach/Pfullendorf 1799). Heilig mußte auch die Annexion seiner Vaterstadt durch das Haus Baden sowie die Zerstörung der Reichskirche (Säkularisation 1802 ff.), den Untergang des Heiligen Römischen Reiches und das Emporkommen des neuen Baden erleben. Seine Chronik endet mit der standrechtlichen Erschießung seines Sohnes Konrad 1849, der sich als Festungskommandant von Rastatt auf die Seite der Revolution gestellt hatte.

Die 3. Chronik, ein einzigartiges Dokument für die Zeit von 1926–1949, also vor allem für die Zeit des „III. Reiches“ und des 2. Weltkrieges, ist dem damaligen Stadtpfarrer von Pfullendorf Leopold Schmitt zu verdanken. Der Pfarrer war natürlich nicht so unklug, um in jener für ihn so gefährvollen Zeit alles, was er sah und dachte, immer offen seiner Chronik anzuvertrauen, dennoch kommt in ihr das Bild jener Epoche – vor allem das Kriegsende und die Zeit danach – genügend zum Vorschein, und wo Schmitt nicht deutlich genug herausrückt, hilft Prof. Groner in seinen Anmerkungen nach. Derlei

Verdeutlichungen, d. h. Erklärungen, Einführungen und Überblicke, findet der Leser in dem angenehm großgedruckten „Kleingedruckten“ auch bei den ersten zwei Chroniken in Hülle und Fülle. Erst sie schaffen für diese historischen Fundgruben den sachgemäßen Hintergrund und machen sie zu einer echten Stadt- und Landesgeschichte. Red.

HANS-GÜNTHER BÄURER, *Stockach – wie es war. Ein Bilderbogen aus alten Zeiten*. Verlag des Südkurier, Konstanz 1979. 223 S., 103 Abb. schw./w., Namenverzeichnis.

Mit Bedacht nennt der Verf. dieses Buch einen „Bilderbogen“ und vermeidet den heute so geläufigen Begriff „Bildband“, der sich zumeist mit der Darbietung gefälliger, oft mit bewundernswerter Perfektion gefertigter Fotoaufnahmen begnügt. Hier nun kommt zum großformatigen Bild ein guter, mitunter sogar vergnüglich zu lesender Text von hohem Informationswert, der insgesamt eine kurz gefaßte Stadtgeschichte mit vielen Daten und Fakten der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, von Gebäuden, Vereinen, Personen und Ereignissen bietet. Ein Abbildungs- und Namenverzeichnis erlaubt ein gezieltes Nachschlagen.

Der Bilderbogen, der zeitlich im wesentlichen die Jahre zwischen 1880–1930 umfaßt, konnte nur geboten werden, weil im Jahre 1875 der aus Konstanz stammende Gustav Hotz in Stockach eine „Photographische Anstalt“ eröffnete, die heute noch in der 3. Generation besteht und den größten Teil der fotografischen Vorlagen zur Verfügung stellte. Einige Bilder sind Reproduktionen von Lithographien und Stahlstichen aus der Mitte des 19. Jh. sowie von Zeichnungen des Malers Johann Sebastian Dürr (1766–1820): Loretokapelle, Raithaslach, Mahlsüren i. T. und Münchhof sowie das Schloß Espasingen, alle um 1800 entstanden; auch das Gemälde des einstigen Wahlwieser Herrenhauses (zeitweiliger Wohnsitz der Familie von Bodman) gehört in diese Zeit.

Der Hauptteil des Bandes ist natürlich Stockach gewidmet: charakteristische Straßen- und Gebäudeansichten, alte Gaststätten (es gab deren über 30), insbesondere die St.-Oswald-Kirche mit dem freistehenden Glockenturm, markante Persönlichkeiten, Vereine (Feuerwehr, Stadtmusik, Turngemeinde, Grobgünstiges Narrengericht, Gesangsverein Eintracht u. a.), Ereignisbilder (z. B. Besuch der Großherzogin Hilda 1913, Viehmarkt um 1900, Landung des Aviatikers Ernst Schlegel 1913). Aber auch die im Zuge der Verwaltungsreform nach Stockach eingegliederten Dörfer (Ortsteile) Espasingen, Hindelwangen, Hoppetenzell, Mahlsüren im Hegau, Mahlsüren im Tal-Seelfingen, Raithaslach, Wahlwies, Winterspüren und Zizenhausen sind angemessen berücksichtigt. Obwohl Stockach erstmals 1283 als Stadt urkundlich erwähnt, seit 1465 Sitz des Oberamtes der Landgrafschaft Nellenburg war, erinnert im Stadtbild nichts mehr an diese glanzvolle Vergangenheit, da die Stadt 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg von den Truppen des bayrischen Kurfürsten Max Emanuel völlig in Schutt und Asche gelegt wurde; der Wiederaufbau erfolgte jedoch auf dem alten Stadtgrundriß. Ein weiterer schwerer Schlag war für Stockach, das eine der ältesten und bedeutendsten Postanstalten beherbergte, der Bau der Eisenbahnen in den 60er Jahren des 19. Jh., durch den die Stadt ihre Verkehrsgunst verlor. In der badischen Zeit erlebte die Amtsstadt (1973 Auflösung des Landkreises Stockach) eine allmähliche Aufwärtsentwicklung, der es andererseits sicherlich die Bewahrung seiner Beschaulichkeit, seines anziehenden Kleinstadtcharakters in einer sehr schönen landschaftlichen Umgebung verdankt.

Dem schönen zeitlos-dokumentarischen Bilderbogen aus dem alten Stockach ist weite Verbreitung zu wünschen. Herbert Berner

JOHANNES DUFT und ERNST ZIEGLER, *St. Gallen, Kloster und Stadt* (= Schweizer Heimatbücher 187). Abbildungen Karl Künzler. Verlag Paul Haupt, Bern 1984. 138 S.

Wie Text, Aufnahmen und Reproduktionen dieses Buches immer wieder bekunden, ist das heutige Gemeinwesen „St. Gallen“ ein aus mehreren historischen Wurzeln gewachsenes Gebilde. So gilt es nach Ernst Ziegler vielerlei auseinanderzuhalten: „St. Gallen: Kloster und Stadt, Texte und Textilien; St. Gallen: Abtei und Reichsabtei das katholische St. Gallen, Republik und Reichsstadt – das protestantische St. Gallen.“ (S. 5)

Indem Johannes Duft von hoher Warte aus das Kloster St. Gallen umfassend behandelt, aber seine Ausführungen auch auf die Stadt auszurichten weiß, reicht er Ernst Ziegler die Hand für die Geschichte des städtischen Gemeinwesens. Ziegler hat es auch nicht unterlassen, vom geschichtlichen Grundriß her die Linie zu jener unmittelbaren Gegenwart durchzuziehen, die darzustellen für einen Historiker vielleicht nicht immer so attraktiv sein mag wie die Schilderung der Vergangenheit. Gerade auch im Dienste des Heute stehen die Information und Bildgenuß vereinigenden Photos Karl Künzlers.

Ein Buch, kompetent in jeder Zeile; ein Buch das stets der Lesbarkeit verpflichtet ist: kurzum eine Gemeinschaftsarbeit von bemerkenswertem Informations- und Schauwert. Veröffentlicht zudem in einer angesehenen und qualitätsvollen gesamtschweizerischen Reihe ist dieser Publikation auch überregionales Interesse und Verbreitung sicher.

Peter Faessler

OSCAR SANDNER, *Bregenz*. Photographien von Studenten der Hochschule für angewandte Kunst, Wien. Edition Christian Brandstätter. Wien/München 1983. 160 S., 240 Abb., davon 75 in Farbe.

Die bibliographischen Angaben scheinen zunächst auf einen Bildband hinzudeuten. Und wenn hier der Leiter der Kulturabteilung der Landeshauptstadt Bregenz zusammen mit Studenten der Hochschule für angewandte Kunst in der Bundeshauptstadt Wien ein Buch über Bregenz schaffen, das sich im Klappentext zu Österreich bekennt, ja sogar zu der Feststellung versteigt, daß Bregenz die am meisten austrifizierte Stadt im alemannischen Teil Österreichs sei, dann wird zweifellos der eine oder der andere, der um die Identität Vorarlbergs bangt, in einem solchen Werk ein neuerliches Beispiel gefährlicher „Ostung“ der regionalen Geschichtsschreibung sehen. Kann aber einem Bildband überhaupt je eine solche Bedeutung zukommen?

Was auf den ersten Blick als Bildband erscheint, ist in Wirklichkeit sehr viel mehr. Es ist eine Kulturgeschichte von Bregenz im weitesten Sinne, mit Schwerpunkt im Bereich der Literatur und Kunst, ein Werk, das hohe Anforderungen an den Autor stellt und das zu schreiben nur wenige in der Lage sind.

Für den Historiker, der ein Buch über die Geschichte von Bregenz schreibt, ist der Aufbau in der Regel durch das Zahlengerippe der Chronologie vorgegeben. Sehr viel schwieriger ist es, für die Darstellung eines umfassenden kulturgeschichtlichen Themas eine entsprechende Gliederung zu finden; denn eine große Vielfalt von Erscheinungen sollen dabei unter einen Hut gebracht werden. „Auf der Suche nach Bregenz“ holt sich der Autor Rat bei Geologen und Geographen, er forscht dem Klima und dem Wetter nach, er geht gewehrlos auf die Pirsch (gibt es Gerns auf dem Pfänder?), er gräbt sprachlich nach dem römischen Untergrund, er fragt strukturalistisch nach den Konstanten in der Bregenzer Geschichte; selbstverständlich kommt die Kulturgeschichte nicht zu kurz (das Wahrzeichen von Bregenz, das Unikum Martinsturm, ist das erste barocke Bauwerk am Bodensee). Wie ist der Homo brigantinus beschaffen, der Bregenzer? Wie lebt man in einer kleinen Stadt?“

Was den Aufbau betrifft, so geht Sandner einen sehr unorthodoxen Weg: er verzichtet überhaupt auf eine erkennbare Gliederung, ja sogar auf ein Inhaltsverzeichnis, was in einem seltsamen Widerspruch zu den dem Dezimalklassifikationssystem entnommenen Zahlen steht, die den einzelnen Abschnitten vorangestellt sind. Diese teilen das Buch auf, sind aber ihrerseits nicht mit Überschriften verbunden. Auf diese Weise entsteht eine kabbalistische Gliederung, deren Geheimnis allein der Autor kennt. Aber nicht nur in Aufbau und Anlage, sondern auch in Sprache und Bildern gibt sich das Buch Sandners betont eigenwillig und erlangt damit einen hohen Grad an Individualität, wodurch das Buch weit über die Stufen eines bloßen historischen Berichtes hinauslangt und selbst zu einem Kunstwerk wird.

Die heimische Geschichtsschreibung kann sehr viel von Sandner lernen, nicht nur in der Hinsicht, daß eine Bregenzer bzw. eine Vorarlberger Geschichte immer ein Teil der österreichischen Geschichte ist und daher in diese eingebettet sein muß. Es gibt sicherlich wenige, die über Bregenz als Erscheinung in unserer Welt so viel und so intensiv nachgedacht haben wie Oscar Sandner. In seinem bisherigen publizistischen Werk, vor allem aber in dem vorliegenden Buch mag man einen Nachweis für diese Behauptung sehen. Und trotzdem überschreibt Sandner sein Buch „Auf der Suche nach Bregenz“. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, aber auch mit der Gegenwart, ist und bleibt stets nur ein Suchen, ein Fragestellen, auf das wir bestenfalls vorläufige Antworten finden. „Auf der Suche nach Bregenz“ ist das Eingeständnis eines Forschers vor sich selbst und der Mitwelt, daß er die endgültige Antwort noch nicht gefunden hat und daß deshalb für ihn wie auch für kommende Generationen die Suche weitergehen wird. Es wird nie eine abschließende Geschichte oder Kulturgeschichte von Bregenz geben, sondern immer nur eine von vielen Fragezeichen begleitete Suche danach. Aber nur wenige Autoren bringen es über sich, ihr Werk unter einen solchen Vorbehalt zu stellen.

Eine solche Suche kann aber, wenn sie einmal niedergeschrieben ist, zu einem Meilenstein auf der endlosen Straße nach dem Ziel werden. Oscar Sandners Buch ist ein solcher Meilenstein. Die Intensität des Suchens hat sich ausgezahlt, nicht nur im Ergebnis selbst, sondern auch auf dem Weg dahin ist es gelungen, Details zu klären und Schätze zu heben, wie etwa William Turners Bregenzer Aquarelle und Zeichnungen. So ist dieses Buch weit mehr als ein bloßer Bildband im herkömmlichen Sinne. Man geht in seiner Einschätzung kaum fehl, wenn man dieses Buch als eine der bedeutendsten Veröffentlichungen über Bregenz bezeichnet, die in den letzten Jahrzehnten, ja vielleicht überhaupt, erschienen sind.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, auf Thesen, über die man streiten könnte, auf Deutungen, über die man geteilter Meinung sein könnte. Solche Fragen sind angesichts der Bedeutung dieses Buches nebensächlich, zumal Sandner auch Meinungsvielfalt gelten läßt. Hervorgehoben sei die ungemein reiche Ausstattung: von 240 Bildern präsentieren sich 75 in Farbe. Dabei sind insbesondere die unter der Leitung von Prof. Eva Choung-Fux von Studenten erarbeiteten Fotos von einem ungewöhnlichen Niveau: der Bildteil steht dem Textteil in nichts nach. In einigen Fällen allerdings sind die Bilder im Textteil etwas zu klein geraten. Hier wäre mit Ausschnitten mehr gewonnen worden (z. B. S. 11, *Tabula Peutingeriana*, warum nicht reduziert auf den Bodensee?).

Es ist für jeden Leser, der eine Beziehung zu Bregenz hat, jederzeit ein Genuß in diesem Buch zu blättern und zu lesen und sich an den Bildern zu erfreuen. Das Buch ist ein Füllhorn oder eine Conca aurea mit anschaulichsten Sätzen und Gedanken über Bregenz, das als solches auf Generationen hin als Steinbruch für Sonntagsreden Verwendung finden dürfte. Der Historiker freilich tut sich etwas schwer. Für die wissenschaftliche Benützung wäre bei dem Aufbau, der sein System nicht erkennen läßt, ein Register ungemein hilfreich gewesen. So aber bleibt auch dem geschäftigen Wissenschaftler nicht erspart, sich Zeit zu nehmen und sich mit dem Buch Sandners vertraut zu machen. Aber er wird für diese Mühe reichlich belohnt. Denn die vermeintliche Mühe stellt sich alsbald als Vergnügen heraus, einen wissenden Autor auf der Suche nach dem Begleitenden zu dürfen, was man selber sucht: Bregenz.

Karl Heinz Burmeister

KARL HEINZ BURMEISTER, *Geschichte der Stadt Feldkirch*. Band 2: *Kulturgeschichte der Stadt Feldkirch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen 1985. 331 S. Abb.

Im Auftrag des Rates der Stadt Feldkirch, herausgegeben von Karlheinz Albrecht, erschien im Dezember letzten Jahres als vorerst erster der zweite Band einer auf drei Bände angelegten Stadtgeschichte von Feldkirch. Während sich der erste mit Politik, Wirtschaft und Verfassung bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts befassen und der dritte fast dem gleichen Thema – hier sollen aber alle Bereiche abgedeckt werden – im 19. u. 20. Jahrhundert gewidmet sein wird, beschäftigt sich der jetzt vorliegende Band – aus welchen Gründen auch immer diese wohl nicht ganz glückliche Einteilung vorgenommen wurde – nur mit der, freilich bedeutsamen, Kulturgeschichte der Stadt.

Man muß dem Verfasser des zweiten Bandes, dem Vorarlberger Landesarchivar Hofrat Dr. Karl Heinz Burmeister sicher widersprechen, wenn er sich im Vorwort fragt, ob er es überhaupt wagen dürfe, nach dem vor 300 Jahren erschienenen Werk über Feldkirch von Johann Georg Prugger, das bis heute unübertroffen geblieben sei, das gleiche Thema wieder zu behandeln. Abgesehen davon, daß sich schließlich auch das Bild der Geschichte Feldkirchs im Laufe von drei Jahrhunderten verändert hat, ist wohl eine Bilanz aus der heutigen Sicht, noch dazu, wenn sie von einem solchen Kenner der Vorarlberger Landesgeschichte geschrieben wird, durchaus angebracht, ja höchst notwendig. Zustimmung hingegen darf man dem Autor, wenn er sich über die Frage der Aufteilung des Werkes in einen kulturellen und einen politischen Teil ausläßt und nur feststellen kann, daß dies, wieder vom heutigen Gesichtspunkt aus, durchaus seine Nachteile hat. Man sollte heute nicht mehr politische Geschichte von der kulturellen trennen. Das Konzept aber war nun einmal von der Stadt Feldkirch vorgegeben. Man muß Burmeister aber bescheinigen, daß er daraus das gemacht hat, was nur einem Forscher möglich ist, der mit der Geschichte der Stadt aufs engste vertraut ist. Ausgehend von den historischen Ereignissen beschreibt er nicht nur die als klassisch zu bezeichnenden Kulturbereiche, sondern ebenso – und so muß man Kulturgeschichte heute schließlich auffassen – den Alltag der Bürger. Essen und trinken gehören dazu wie musizieren, Bücher sammeln und was sonst noch. Es ist natürlich keine Frage, daß anfangs nur die Adligen, in diesem Falle die Montforter und ihre Vasallen, das kulturelle Leben ihrer Stadt prägten. Der später gerade in Feldkirch eine erstaunliche Blüte zeigende Humanismus aber war allein eine Leistung der Bürgerschaft. Daß übrigens Burmeister ein ausgezeichneter Kenner des Humanismus am See und im Vorarlbergischen ist, beweist er hier wieder einmal mehr. Als dritte prägende Gruppe treten dann die geistlichen Orden, die Kapuziner, die Benediktiner und die Jesuiten, auf den Plan, als es um die Gegenreformation geht.

Das zum Teil farbig bebilderte, 332 Seiten starke Buch bringt am Schlusse auch eine Zeittafel. So ist trotz konzeptioneller Mängel ein Buch entstanden, das zu einem Standardwerk Vorarlberger, vor allem Feldkircher Geschichte werden wird. Sollten die anderen Autoren ebensoviel Einfühlungsvermögen wie Burmeister aufbringen, wird der schon genannte Mangel kaum mehr zu spüren sein.

Werner Dobras

TOBIAS ENGELSING, *Straßen und Namen in Konstanz. Biographische Skizzen aus der Stadtgeschichte.* Mit Beiträgen von Jochen Marholdt. Faude-Verlag, Konstanz 1983.

Straßen und Namen in Konstanz nennt sich die etwa 60 Seiten starke Schrift, die Tobias Engelsing verfaßt, Jochen Marholdt mit Beiträgen versehen und der Faude-Verlag in Konstanz herausgebracht hat. In dem querformatigen Heft werden 50 berühmte Leute – viele Konstanzer – vorgestellt, die dortigen Straßen ihren Namen gegeben haben. Es sind darunter Emanuel von Bodman, Marie Ellenrieder, Joseph Anton Feuchtmayer, Jan Hus, Heinrich von Klingenberg, Hans Morinck, Wilhelm von Scholz, Heinrich Suso, Konrad Witz, Ulrich Zasius und Ferdinand von Zeppelin. Schon 1876 gingen in Konstanz die Stadtväter daran, eine Straßubenennungskommission einzusetzen, der u. a. auch Ludwig Leiner, der heute längst „seine“ Straße hat, angehörte. Bereits nach kürzester Zeit legte der Apotheker und Begründer des Rosgarten-Museums ein 28seitiges Gutachten mit zahlreichen Vorschlägen vor. Mit der Neubenennung sollten die alten Straßennumerierungen abgeschafft werden.

Das vorliegende Büchlein beschränkt sich in den meisten Fällen auf die Biographien der straßennamengebenden Persönlichkeiten. Nur in seltenen Fällen wird auch angegeben, wann die Benennung stattfand oder gar, wie die Straße vielleicht zuvor hieß.

Werner Dobras

PETRA SACHS, *Bauernhäuser im Bodenseekreis; ein Führer zu Zeugnissen ländlicher Baukultur.* Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1985. 408 S. mit 525 z. T. farb. Abb. DM 20,-.

Seit einigen Jahren bemüht man sich im Bodenseekreis um die Erfassung des ländlichen Hausbestandes und die Erforschung der diese Landschaft prägenden Hausformen. Mit dem Führer „Bauernhäuser im Bodenseekreis“ werden jetzt die Ergebnisse dieser umfangreichen Arbeit der Öffentlichkeit vorgelegt.

Bei dieser Publikation stehen vor allem die Bauernhäuser mit all ihren Nebengebäuden im Vordergrund. Mit einbezogen werden aber auch für das dörfliche Zusammenleben wichtige Sonderbauten, wie Pfarr-, Schul- und Rathäuser, Mühlen, Wirtshäuser und vieles mehr.

Für diesen Führer wurden vier Routen durch das gesamte Kreisgebiet zusammengestellt. Auf diese Weise werden etwa 500 exemplarisch ausgewählte Objekte erfaßt. Viele von ihnen sind ausführlich beschrieben und bebildert.

Eine gesondert beigelegte Karte dient der Orientierung und soll einen Anreiz zum Besuch der Häuser an Ort und Stelle bieten.

Mit diesem Projekt ist ein neuartiger und ungewöhnlicher Weg der Heimatpflege beschritten worden. Der besondere Wert dieses Führers besteht darin, daß die Häuser in ihrer gewachsenen und angestammten Umgebung gezeigt werden. Die meisten von ihnen sind bewohnt, viele gar noch als landwirtschaftliche Anwesen genutzt, weshalb sie nicht von innen besichtigt werden können. Auch sind die meisten Häuser nicht in ihrem ursprünglichen Zustand zu sehen, sondern nur mit all jenen Veränderungen und Umbauten, die vielfältige historische Wandlungsprozesse in den Jahren und Jahrhunderten notwendig gemacht haben.

Das Verständnis für die geschichtlichen Zusammenhänge will der den Routenbeschreibungen vorangestellte allgemeine Teil wecken.

Das erste Kapitel gibt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Landwirtschaft als wichtigstem Element bäuerlichen Lebens und Arbeitens. Fragen der Siedlungs- und Bevölkerungsentwicklung, der Besitz- und Anbauverhältnisse, feudaler Wirtschaftsstrukturen und ihrer Auflösung werden hier ebenso behandelt wie der Strukturwandel seit dem 19. Jahrhundert im Zeichen von Maschinisierung und internationaler Marktverflechtung.

In einem zweiten Teil werden an ausgewählten Beispielen die den Bodenseekreis prägenden Hausformen vorgestellt. Zahlreiche Baupläne und Fotos dokumentieren anschaulich die Vielfalt und den Reichtum der Formen. Ausgehend von den bestimmenden Merkmalen der Konstruktion, der Dachform und des Grundrisses haben sich zwei typische Hausformen entwickelt: zum einen die zweistöckigen Fachwerkhäuser des westlichen Kreisgebiets und zum anderen die früher eingeschossigen Vollholzbauten des östlichen Kreisgebiets, aber natürlich auch zahlreiche Übergangs- und Sonderformen der letzten 200 Jahre.

Nicht vergessen werden hierbei auch die zahlreichen Nebengebäude, wie Scheunen, Speicher, Backhäuser und Hopfendarren und Beispiele mehrerer Aussiedlerhöfe.

Ein letztes Kapitel ist schließlich dem Dorf und seinen Sonderbauten gewidmet. Geschichte und bauliche Entwicklung vieler wirtschaftlicher, kommunaler und kirchlicher Funktionsbauten werden hier an ausgewählten Beispielen grob skizziert.

Umfangreiche Orts- und Sachregister erschließen den Text und erleichtern die Benutzbarkeit.

Mit dem Begriff „Sehen lernen“ ist eines der vorrangigsten Ziele, die ein Führer verfolgt, am besten

umschrieben. Vielleicht ist dies die wichtigste Voraussetzung dafür, die Erkenntnisse von der Bedeutsamkeit und der Gefährdung dieser historischen Zeugnisse zu wecken, die Bereitschaft zur Erhaltung des Bestehenden zu fördern und auf unsere Verantwortung für heutiges und künftiges Bauen hinzuweisen.

Red.

Leben am See – Heimatjahrbuch des Bodenseekreises. Herausgegeben vom Bodenseekreis, Friedrichshafen. Verlag Lorenz Senn KG., Tettnang. Band 1 (1983) 256 Seiten, Band 2 (1984) 320 Seiten, jeweils mit zahlreichen, teils farbigen Abb.

Der Bodenseekreis mit seinem für Kunst und Kultur aufgeschlossenen Landrat Dr. Bernd Wiedmann (heute Oberbürgermeister von Friedrichshafen) hat die Reihe eines jährlich erscheinenden Heimatbuches ins Leben gerufen, das nun in 2 Bänden vorliegt. Wenn man beim Erscheinen des 1. Bandes (1983) noch zweifeln konnte, ob das dem Buch mit dem anspruchsvollen Titel „Leben am See“ zugrunde liegende Konzept, „ein lebendiges Bild dieses Lebensraumes zu entwerfen, seine Vielfalt, die Schönheit seiner Landschaft, die soziale und kulturelle Struktur, sowie die Lebensbedingungen und ihre Entstehung, aber auch manche Besonderheiten aufzuzeigen, eine breite Palette von aktuellen Informationen über Bevölkerung, Wirtschaft, Erwerbsleben, Verkehr usw., sowie eine Zusammenstellung wichtiger Ereignisse der letzten 100 Jahre im Kreis anzubieten und alle Interessenten über Erinnerungswertes aus bewegter Geschichte, über Personen und ihre Schicksale zu informieren und mit Kultur zu unterhalten“, wenn man also zweifeln konnte, ob dieses allumfassende Konzept für eine Jahrbuchreihe durchzuhalten sei, wird man nach dem pünktlichen Erscheinen des 2. Bandes (1984) das Vorhaben als geglückt betrachten können. Das möglicherweise an die Tradition des vor dem zweiten Weltkrieg von Dr. Karl Hönn herausgegebene „Bodenseebuch“ anknüpfende, allerdings auf den Bodenseekreis begrenzte und durch ausführliches statistisches Material ergänzte Heimatbuch „Leben am See“ kann, unabhängig von seiner Bestimmung als Haus- und Familienlesebuch, durchaus die Funktion eines Handbuchs über den Bodenseekreis erhalten, welches sowohl dem Heimatkundler als auch dem soziologisch Interessierten gute Dienste erweisen wird. Hierfür bürgt die redaktionelle Betreuung des Werkes durch Erika Dillmann sowie die sachkundige Mitarbeit von Landrat Dr. Wiedmann und Kreisarchivar Elmar Kuhn.

Red.

KLAUS OETTINGER, HELMUT WEIDHASE (Hrg.), *Der schöne Scharfrichter . . . u. a. Geistreiche Erheiterungen des Ordenskanzlers der Malteser, Badischen Staatsraths, Seekreis-Direktors in Konstanz etc. Joseph Albrecht von Ittner.* Faude-Verlag, Konstanz 1983. 183 S. Abb.

Wer kennt heute noch Joseph Albrecht von Ittner, den Verfasser der hier vorgestellten Erzählungen, die von Klaus Oettinger und Helmut Weidhase zusammengestellt und damit so manches Amüsante einer 150jährigen Vergessenheit entrissen haben? Und doch war Ittner, seines Zeichens Jurist, Diplomat, Kanzler des Malteserordens, Naturforscher, Seekreisdirektor, einmal „einer unserer besten humoristischen und politischen Schriftsteller“. So behauptet es jedenfalls ein zeitgenössisches Lexikon, so steht es aber auch noch in neueren Nachschlagewerken. Ittner lebte von 1756 bis 1825. Johann Peter Hebel hat ihm ein eigenes Gedicht gewidmet, das in dem vorliegenden Bändchen abgedruckt ist. Ittner selbst kommt dann mit „Hero und Leander am Bodensee“, dem „Schönen Scharfrichter“ und anderen Kurzgeschichten zu Wort. Er war wohl wirklich ein guter, humoristischer Autor.

Werner Dobras

CARL SPINDLER, *Die Schwertbergers. Roman vom Bürgerleben in einer süddeutschen Stadt.* Neuauflage der Erstausgabe von 1844/45 unter dem Titel „Fridolin Schwertberger. Bürgerleben und Familienchronik in einer süddeutschen Stadt“ mit einem Nachwort über Carl Spindler und seine Romane. Faude-Verlag, Konstanz 1982. 608 S. Abb.

Im Zeitalter der Nachdrucke wurde schon manch Unnützes auf den Büchermarkt geworfen, nur weil der Verleger nicht nur das Autorenhonorar sparen konnte, sondern auch weil er sich im Zeitalter der Nostalgie, das wir ebenfalls gerade durchleben, eine entsprechend große Leserschaft versprach. Sicher nicht unnütz ist der Nachdruck des Werkes von Carl Spindler „Die Schwertbergers“, den der Konstanzer Faude-Verlag besorgte. Die Neuauflage – als solche wird sie ausdrücklich bezeichnet – folgt unverändert dem Text der vierbändigen Erstausgabe, die 1844/45 unter dem Titel „Fridolin Schwert-

berger. Bürgerleben und Familienchronik in einer süddeutschen Stadt“ in der Hallberg'schen Verlagsanstalt in Stuttgart erschien. Mit der süddeutschen Stadt ist Konstanz gemeint. Es bietet eine amüsante Unterhaltung, in der vieles geschildert wird, wie es im Konstanz des 19. Jahrhunderts zugegangen ist. Es ist manches als tatsächlich geschehen nachweisbar, so etwa der im 2. Kapitel geschilderte Todessturz in den Inselgraben. Eine Todesanzeige aus der Zeit, in der Spindler in Konstanz lebte, beweist, daß damals tatsächlich sich ein Handwerksmeister auf diese Weise das Leben nahm.

Der Autor, 1776 in Breslau geboren, reiste kreuz und quer durch Süddeutschland, dessen volkstümliches Leben er immer wieder in seinen Romanen und Erzählungen schildert. Anregungen bezog er u. a. auch durch Walter Scott. Nach Versuchen in der Schweiz, sich als Schriftsteller durchs Leben zu schlagen, lebte er an verschiedenen Orten Badens – wie etwa auch Konstanz – und seit 1832 in Baden-Baden. 1855 ist er gestorben.

Werner Dobras

Literatur am See 2, hrsg. von Landrat Dr. Bernd Wiedmann, mit Beiträgen von Armin Ayren, Bruno Eppele, Maria Müller-Gögler, Hermann Kinder, Illustrationen von Erwin Weissenrieder, Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1982. 128 S.

Die Reihe „Literatur am See“ beabsichtigt, einen Überblick über die „Literaturproduktion“ der Landschaft Bodensee-Oberschwaben entstehen zu lassen – die bildende Kunst wird in der Reihe „Kunst am See“ präsentiert – und regt zu einer Entdeckungsreise in die Werkstätten der Schreibenden am See an. Dazu lädt das Landratsamt des Bodenseekreises jährlich, zusammen mit dem Förderkreis baden-württembergischer Schriftsteller und dem Landesstudio Tübingen des Südwestfunks, zu einem „Literaturtreff am Bodensee“ ein, wo Autoren und Leser, respektive Zuhörer, miteinander zusammenkommen. Das Treffen 1982 fand in Immenstaad statt, und im vorliegenden Band werden die Texte dieser Lesung, um einiges ergänzt, dokumentiert. Eberhard Rothermel, der den Leseabend leitete, gibt eine Einführung, in der er die Intention des Unternehmens wie auch der Dichter vorstellt. Im Band 2 der Reihe kommen Bruno Eppele, Maria Müller-Gögler, Armin Ayren und Hermann Kinder zu Wort. Bruno Eppele bringt Mundart, Verse voll Nachdenklichkeit und Ungewißheit, was schon Titel ausdrücken wie „Nie und näene“, „allwäg unterwägs“ oder „akademischer“: Lebensrätsel, Vanitas vanitatum. Dazu gesellen sich kurze Prosastücke, auch hier Rätselhaftes und Ungereimtes im Wort verdichtend, wobei die „gestorbe Schwigermmodder“ ebenso eine Peregrina ist wie Mörikes Maria. Die „große alte Dame“ der Romankunst, Maria Müller-Gögler, legt eine Kurzgeschichte „Der Leser“ vor, die Anlaß gibt, „über das Lesen von Literatur und über die Wirkungen von Literatur nachzudenken“. In schöner Ausgewogenheit steuert sie Gedichte bei, die von tiefer Empfindung und feinfühligem Ausdruck zeugen. „Ein Mann soll ein Glas Marmelade abholen“, so beginnt eine der zwei Erzählungen von Armin Ayren, der einen Weg mit tödlichem Ende schildert, eine „Häufung von Zufällen“, zwar unglaublich im Ergebnis und doch unerbittlich logisch. In der „Sperrmüllbeseitigung“ läßt der Autor doppelte Mauern wachsen: Müllberge, die hinter Mauern verschwinden; Menschen, die wirklich eingemauert werden. Der Romanauzug „Rattenbach“ – *nomen est omen* – schildert satirisch die Kleinstadt, „die oberschwäbische Kleinstadt im allgemeinen und besonderen“, doch sie könnte überall sein. Hermann Kinder ist der jüngste der Autoren, in Thorn/Polen geboren, doch es macht keinen Unterschied, „ob sich einer durch Geburtsschein oder per Fahrkarte am Bodensee ansässig gemacht hat und sich dieser Region zugehörig fühlt“, räsoniert Eberhard Rothermel in seiner Einführung. In den zwei Erzählungen, eine davon im Auszug, geht es „um die Zerstörtheit, um den Unfrieden im eigenen Herzen“. Der ständige An- und Aufruf „Mut, gegenhalten, hoffen!“ gibt eben keinen Mut und läßt nicht hoffen. In jedem Band der Reihe wird neben den Dichtern ein Fotograf oder Graphiker vorgestellt. Diesmal bringt Erwin Weissenrieder, in Friedrichshafen lebend, in Radierungen und Bleistiftzeichnungen der jüngsten Jahre nicht bloße Illustrationen, sondern eigenständige Interpretationen zu den Texten. So haben die Künstler der Region mit dem Bändchen wahrhaftig ein „Forum für die Auseinandersetzung mit der Öffentlichkeit“ gewonnen, wofür dem Herausgeber und den Herren, welche die Redaktion besorgten, zu danken ist.

Ingrid Kramer

THOMAS BURTH, *Gedanke uf Reise, Gedichte und Geschichten in alemannischer Mundart*. Mit Zeichnungen von Hans Sauerbruch. Verlag des Südkurier, Konstanz 1984. 112 Seiten mit 39 Zeichnungen, DM 16,50.

Der Verfasser, durch Buchveröffentlichungen, Mundartsendungen in Funk und Fernsehen und durch zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften bekannt, legt nach seinen 1980 erschienenen mundartli-

chen Betrachtungen „Gschwätzt wi gmolet“ einen weiteren besinnlich-heiteren Band alemannischer Dichtung in Vers und Prosa vor.

Wie „Gschwätzt wi gmolet“, das bereits in der dritten Auflage erschienen ist, wurde auch dieser Band von Professor Hans Sauerbruch, Konstanz, mit viel Einfühlungsvermögen illustriert. *Red.*

BRUNO EPPLER, *Wosches 3*, im Verlag des Südkurier, Konstanz 1983. 103 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen des Verfassers, DM 21,50.

Nun sind „Nochmals sechzig vergnügliche Lektionen zur alemannischen Mundart“ im Verlag des Südkurier in Konstanz erschienen. Bruno Eppler hat unter der Frage „Wosches?“, die „inzwischen zum Signal geworden“ ist, diesen dritten Band mit seinen feinfühligem Sprachuntersuchungen vorgelegt.

Wieder hat er in jedem einzelnen Kapitel ein Wort oder einen Ausdruck seines heimischen Dialektes liebevoll um und um gewendet, sie abgeklopft, abgetastet, mitunter auch etwas aufpoliert, so daß sie wieder wie neu dastehen – für den, der sie noch gebraucht, bestätigt und gewürdigt; für den, der ihrer nicht mehr mächtig ist, aus einer dunklen Truhe hervorgeholt und immerhin wieder ins Bewußtsein gerückt.

Wieder hat Bruno Eppler in den Abschnitten des Buches Lautstand und Grammatik untersucht und ausbreitet, hat Lautverschiebung und Liquidwechsel, Wortstellung und eigenwillige Pluralbildung eingebaut, dies aber so behutsam und „federleicht“, daß man ihm, dem Lehrer, das höchste Lob zollt: Gar nicht wie ein Lehrer! Neben dem Reichtum an Information steckt aber noch viel mehr zwischen den Buchdeckeln. So erfreut z. B. im Kapitel „Brimehl“ eine ganze Kulturgeschichte des Breis den Leser; er bekommt das immer gültige Zahlungsmittel der „Sprichwörter“ geliefert; er rekapituliert die liebenswerten Verse seiner Kinderzeit, wobei der „Bär vu Konschdanz“ auch am bayerischen Bodensee durch die Kinderstuben tappt. Unter dem Stichwort „buebele“ breitet sich die ganze farbige Fülle einer Kindheit am See aus, beim „gschwischdrig Kind“ fühlt man sich eingebettet in eine Verwandtschaft und Heimat.

Dabei ist alles bestens fundiert. Homer und die Brüder Grimm, der „Lexen“ und der „Fleig“ sind als Gewährsleute ganz selbstverständlich aufgenommen. Nicht von ungefähr sprechen wir vom „Wortschatz“, wobei nach Lektüre von Epples Buch dem Leser aufgeht, daß es sich dabei nicht nur um die Menge verfügbarer Wörter handelt, sondern daß Wörter auch ein wahrer Schatz sein können, etwas, das wertvoll und einem lieb ist. So bewirken – dankenswerterweise – Arbeiten wie die vorliegende, daß Dialekt doch nicht verwässerter Wein, sondern ehrlicher „Seewi“, nicht Unkraut und Wildwuchs, sondern eine zart duftende Heckenrose ist.

Ingrid Kramer

PETER FAESSLER, *Appenzeller Witz und arkadische Schweiz-Idyllik*, Nebelspalter-Verlag, Rorschach 1983, 128 S. mit zahlreichen Bildern, Fr. 28,-.

Vom „Schweizerischen Nationalfond zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ unterstützt, beschäftigt sich Peter Faessler mit der Entdeckung von Landschaft in der Literatur, modellhaft durchgeführt am Bereich Bodensee und Alpen, seiner weiteren Heimat. Im Zusammenhang mit der Arbeit an diesem Projekt legt er, zugleich als Germanist, Appenzeller und geistreicher, witziger Kopf legitimiert, ein Buch vor über „Appenzeller Witz und arkadische Schweiz-Idyllik“ mit dem Untertitel „Ursprung und Weg eines helvetischen Charakterbildes“. Diesem Bild vom witzigen Appenzeller geht Peter Faessler nach bis zu den Wurzeln.

In einer Art Einführung gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über den zeitlichen Rahmen und historischen Ablauf seiner Untersuchungen, die wichtigsten Gewährsleute werden namentlich genannt, vor allem werden dem Leser grundsätzliche Definitionen an die Hand gegeben, die er für das Verständnis des Themas braucht, wie die Begriffe Idylle, Witz, Topos. Im ersten Teil des Buches – es umfaßt zwei Hauptteile – entwickelt Faessler in zehn Kapiteln seine Gedanken anhand zahlreicher literarischer Quellen, die mit Johannes Grob aus Herisau beginnen, gefolgt von großen Namen wie Albrecht von Haller, Salomon Gessner, J. G. Ebel, Hirzel und Zellweger, Bodmer und Breitingen. Dies alles ist mit sprachlicher Eleganz dargeboten und anmutig zu lesen. Der zweite Teil bringt, ebenfalls in zehn Kapiteln, als eine Art Quellensammlung die Auszüge aus den Schriften, auf die Peter Faessler sich in seinen literarhistorischen Ausführungen stützt. Es sind epigrammatische Dichtungen, ländliche, völkische und volkskundliche Beschreibungen und Reiseliteratur, aber neben diesen „Primärbeobachtungen“ auch schon wieder Verarbeitungen in der Dichtung wie in Victor von Scheffels „Ekkehard“. Als besonderen Leckerbissen mag man das X. Kapitel goutieren, bringt es doch die erste, 1829 in Trogen

erschienene Sammlung von Appenzeller Witzen, in ihrer trockenen Schlagfertigkeit ein wohlgefülltes, nebenspalzendes Witztröckli. Denn der Nebenspalter Verlag Rorschach, Stammhaus der namengebenden großen humoristisch-satirischen Wochenzeitschrift der Schweiz, ist der prächtige Mutterboden, wie geschaffen für dieses Buch.

Der Handapparat am Schluß des Bandes, sonst ein klärendes Element, verwirrt leider ein wenig. Die Fußnoten im Text, die in den Anmerkungen dem Verzeichnis der Autoren, Texte und Quellen zugeordnet sind, scheinen sich auf die Literaturhinweise zu beziehen, wobei sich dazu bei den Bemerkungen die Bezifferung wohl verschoben hat.

Dem Buch sind viele Bilder beigegeben: Porträts, Titelblätter und Illustrationen aus den historischen Quellenwerken, Briefakkusimile und zahlreiche Landschaftsansichten in Farbwiedergaben, welche die Versatzstücke der Hirtenidylle, die Felsen und Wasserfälle, die friedlichen Hütten und Kühe dem Betrachter anschaulich vors Auge – und man gesteht es gerne: vors entzückte Auge – führen. Nicht fehlen darf dabei natürlich das berühmte „Quadlibet“ aus der Kantonsbibliothek Trogen, von Peter Faessler fein interpretiert. Nicht zuletzt erfreut das Äußere des Bandes: hübsches Querformat und roter Leinwandband mit Goldprägung. Man kann Verlag und Verfasser zu diesem Buch gratulieren und dem kleinen Thomas, dem es gewidmet ist, nur wünschen, daß er in seinem Leben den „Witz“ nie verlieren möge.

Ingrid Kramer

RICHARD KREIDLER, *Hans Dieter*. Band 14 der Reihe „Kunst am See“, herausgegeben von Landrat Dr. Bernd Wiedmann (Bodenseekreis), Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1985. 52 S., 15 Farbu. 16 S/W-Abb. DM 20,-.

Die vom Landrat des Bodenseekreises 1980 ins Leben gerufene Reihe „Kunst am See“ wird mit dem vorliegenden Band über den Malerpoeten Hans Dieter (1881–1968) fortgesetzt. Richard Kreidler, städtischer Museumsrat in Köln, der als Schüler in den fünfziger Jahren den Jahrzehnte älteren, hochangesehenen Hans Dieter gekannt hat und ihm persönlich verbunden blieb, untersucht in seinem Text zur Malerei von Hans Dieter „welchen besonderen Beitrag zur Kunstgeschichte des Bodenseeraumes im 20. Jahrhundert Dieter liefern konnte“. Dabei ordnet er das malerische Werk des Künstlers „in den weiten Bereich zwischen realistischer und verhalten neuromantischer Malerei nach 1900 und einer romantisch getönten Sachlichkeit zwischen den Kriegen“ zu. Dargelegt werden die Bindungen Dieters an die Tradition der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts, sein Naturempfinden und dessen Umsetzung in die Malerei und seine Unerschütterlichkeit, den eigenen Weg zu gehen. Eine kleine Auswahl aus den Gedichten Hans Dieters sowie einige persönliche Erinnerungen der Witwe des Künstlers an sein Meersburger Atelier runden das Bild von einem Maler ab, der „für den Bodensee die vielleicht gütigste Methode des Ausgleichs zwischen Natur und Bildform“ (Kreidler) gefunden hat. Die zahlreichen Abbildungen illustrieren nicht nur den Text, sondern geben einen guten Einblick in das malerische Schaffen Hans Dieters.

Red.

KARL SCHMID, *Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter* Ausgewählte Beiträge. Festgabe zu seinem sechzigsten Geburtstag. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983. XIV und 652 S. mit 22 Abb., DM 120,-

HANS EUGEN SPECKER (Hrsg.), *Stadt und Kultur*. Band 11 der Reihe „Stadt in der Geschichte“, herausgegeben vom Südwestdeutschen Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1983. 192 S. mit 8 Abb., kartoniert, DM 44,-

KARL S. BADER, *Ausgewählte Schriften zur Rechts- und Landesgeschichte*. Drei Bände, Format 17 × 24 cm, Schriften zur Rechtsgeschichte. Ausgewählt und herausgegeben von Clausdieter Schott
Band 1: 1984. 635 Seiten mit 22 Abbildungen. DM 115,-
Band 2: 1984. 620 Seiten mit 8 Abbildungen. DM 115,-
Schriften zur Landesgeschichte. Ausgewählt und herausgegeben von Helmut Maurer
Band 3: 1983. 744 Seiten mit 42 Abbildungen. DM 125,-
Gesamtausgabe aller drei Bände in Schuber DM 280,-
Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen

OTTO VOLK, *Salzproduktion und Salzhandel mittelalterlicher Zisterzienserklöster*. Sonderband 30 der Reihe „Vorträge und Forschungen“, herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1984. 176 S. mit 6 Kartenzeichnungen, kartoniert, DM 45,-

ECKART HANNMANN und KARL WERNER STEIM, *Christian Großbayer (1718–1782). Ein hohenzollerischer Baumeister des Spätbarock*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1982. 88 S. mit 60 Abb.

OTTO UHLIG, *Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg. Wanderung, Leben, Arbeit jugendlicher Gastarbeiter früherer Zeit und unseres Jahrhunderts. Berichte lebender Zeugen und Ergebnis genauer Studien der Dokumente in den Archiven*. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1983. 424 S. mit 40 Bildseiten, DM 54,-

Zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. *Das Land am oberen Neckar*. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br., Heft 52. Herausgegeben von Franz Quarthal. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1984. 568 S. mit 125, teils farb. Abb., DM 88,-

WILLI BECK, *Wanderwege Schwäbische Alb – Oberschwaben/Heuberg – Allgäu*. Band 7/9 der Reihe „Hauptwanderwege des Schwäb. Albvereins“, hg. vom Schwäb. Albverein, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1984. 90 Seiten, DM 12,80

Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

EHRENMITGLIEDER

Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz
Msgr. Prof. Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Johannes Duft, St. Gallen
Dr. Alex Frick, Tettnang
Dr. Elmar Grabherr, Bregenz
Dr. habil. Claus Grimm, Lindau-Aeschach
Prof. Dr. Friedrich Kiefer †, Konstanz
Dr. Meinrad Tiefenthaler, Bregenz

VORSTAND

Ehrenpräsident: Dr. Bruno Meyer, Alt-Staatsarchivar, Wiesenstraße 1, CH-8500 Frauenfeld

Präsident: Dr. Ernst Ziegler, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen

Vizepräsident: Dr. Hubert Lehn, Händelstraße 10, D-7750 Konstanz

Schriftführer: Paul Vogt, lic. phil. I, Liechtensteinisches Landesarchiv, FL-9490 Vaduz

Schatzmeister: Eduard Hindelang, Museumsleiter, Lindauer Straße 28, D-7994 Langenargen

Schriftleiter
des Jahresheftes: Dr. Ulrich Leiner, Paradiesstraße 1, D-7750 Konstanz

Beisitzer: Dr. Herbert Berner, Stadtarchivdirektor, August-Ruf-Straße 7, D-7700 Singen
Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent, Kulturamt, D-7770 Überlingen
Hofrat DDr. Karl Heinz Burmeister, Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz
Werner Dobras, Stadtarchivar, Schneeberggasse 2, D-8990 Lindau
Dr. Peter Eitel, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Marktstraße 28, D-7980 Ravensburg
Dr. Peter Faessler, Kantonschul-Prof., St. Magniberg 10, CH-9000 St. Gallen
Emmerich Gmeiner, Stadtamtsrat, Rathaus, A-6900 Bregenz
Prof. Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Benediktinerplatz 5, D-7750 Konstanz

Dr. Jürg Müller, Buchthalerstraße 9, CH-8200 Schaffhausen
Ursula Reck, Oberstudienrätin, Allgäuer Straße 14, D-7990 Friedrichshafen
Dr. Eberhard Tiefenthaler, Landesbibliothekar, Landesbibliothek, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Seminarlehrer, Untere Seestraße 32, CH-8272 Ermingen

REDAKTIONSAUSSCHUSS

Dr. Arnulf Benzer, Bregenz
Dr. Hubert Lehn, Konstanz
Dr. Bruno Meyer, Frauenfeld
Dr. Jürg Müller, Schaffhausen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland: Stadtarchiv, Benediktinerplatz 5, D-7750 Konstanz
Postscheckkonto Stuttgart Nr. 10766-709 und
Kreissparkasse Friedrichshafen, Konto Nr. 112943
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: DM 30,-
für Kollektivmitglieder: DM 35,-
für Schüler und Studenten: DM 10,-

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein: Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen
Postscheckkonto St. Gallen Nr. 90-12180
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
für Kollektivmitglieder: SFr. 35,-
für Schüler und Studenten: SFr. 10,-

Für Österreich: Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz
Hypothenbank Bregenz, Konto Nr. 11887112
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: öS 200,-
für Kollektivmitglieder: öS 225,-
für Schüler und Studenten: öS 70,-

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten an: Dr. Ulrich Leiner, Postfach 1276, D-7750 Konstanz. Die Einreichung muß in sauberer Maschinenschrift erfolgen. Wird der Beitrag angenommen und im Jahreshaft publiziert, hat der Autor Anspruch auf 50 Sonderdrucke. Größere, durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt seines Beitrags ist der Verfasser verantwortlich.

FRÜHERE JAHRGÄNGE

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, solche ihm zu überlassen oder mit Preisangabe anzubieten.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseegeschichtsvereins, Karlstraße 9, D-7990 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Stadtbücherei, Karlstraße 9, D-7990 Friedrichshafen 1

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher sowie generell die jährlich in der Bodenseebibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach 4-, maximal 8wöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mitübersandten Leihordnung.

Die „Bodensee-Bibliothek“ in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

